A 000 818 672 8
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

O. Weber

Von Luther zu Bismarck

II

Zweite Auflage

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

a

Die Sammlung
„Aus Natur und Geisteswelt"

verdankt ihr Entstehen dem Wunsche, an der Erfüllung einer bedeutsamen sozialen Aufgabe mitzuwirken. Sie soll an ihrem Teil der unserer Kultur aus der Scheidung in Kasten drohenden Gefahr begegnen helfen, soll dem Gelehrten es ermöglichen, sich an weitere Kreise zu wenden, und dem materiell arbeitenden Menschen Gelegenheit bieten, mit den geistigen Errungenschaften in Fühlung zu bleiben. Der Gefahr, der Halbbildung zu dienen, begegnet sie, indem sie nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen ihre Aufgabe sucht, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten, und ihn dadurch zu einem selbständigen Urteil über den Grad der Zuverlässigkeit jener Antworten zu befähigen.

Es ist gewiß durchaus unmöglich und unnötig, daß alle Welt sich mit geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien befasse. Es kommt nur darauf an, daß jeder an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens gewinnt. In diesem Sinne bieten die einzelnen, in sich abgeschlossenen Schriften eine Einführung in die einzelnen Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische.

In den Dienst dieser mit der Sammlung verfolgten Aufgaben haben sich denn auch in dankenswertester Weise von Anfang an die besten Namen gestellt. Andererseits hat dem der Erfolg entsprochen, so daß viele der Bändchen bereits in neuen Auflagen vorliegen. Damit sie stets auf die Höhe der Forschung gebracht werden können, sind die Bändchen nicht, wie die anderer Sammlungen, stereotypiert, sondern werden — was freilich die Aufwendungen sehr wesentlich erhöht — bei jeder Auflage durchaus neu bearbeitet und völlig neu gesetzt.

So sind denn die schmucken, gehaltvollen Bände durchaus geeignet, die Freude am Buche zu wecken und daran zu gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine kleine Bibliothek zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt" vereinigt.

Die meist reich illustrierten Bändchen sind
in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Jedes Bändchen geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25

Leipzig **B. G. Teubner**

Jedes Bändchen geheftet M. 1.—, in Leinw. gebunden M. 1.25

Politische Geschichte.

Roms Kampf um die Weltherrschaft. Von Prof. Dr. Kromayer. (Bd. 368.)

Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. O. Weber. 2 Bde. 2. Aufl. (Bd. 123, 124, auch in 1 Bd. geb.)

Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. H. Boehmer. 3. Aufl. (Bd. 29.)

Brandenburgisch-preußische Geschichte. Von Dr. Fr. Israel. 2 Bände. (Bd. 440, 441, auch in 1 Bd. geb.)

Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 246.)

Geschichte der Französischen Revolution. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. (Bd. 346.)

Napoleon I. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis. (Bd. 195.)

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Prof. Dr. K. Th. v. Heigel. 2. Aufl. (Bd. 129.)

Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 3. Aufl. (Bd. 37.)

1848. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. O. Weber. 2. Aufl. (Bd. 53.)

Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 101.)

Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 102.)

Moltke. Von Kaiserl. Ottoman. Major im Generalstab F. C. Endres. Mit 1 Bildnis. (Bd. 415.)

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Von R. Charmatz. 2 Bde. auch in 1 Bd. geb. 2. Aufl. Bd. I: Die Vorherrschaft der Deutschen. (Bd. 242.) Bd. II: Der Kampf der Nationen. (Bd. 243.)

Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert. Von R. Charmatz. (Bd. 374.)

Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. 2. Aufl. Mit 19 Bildn. (Bd. 174.)

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. E. Daenell. (Bd. 147.)

Allgemeine Kulturgeschichte.

Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. E. Ziebarth. 2. Aufl. Mit 23 Abb. u. 2 Tafeln. (Bd. 131.)

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Prof. Dr. Fr. v. Duhn. 2. Aufl. Mit 62 Abb. (Bd. 114.)

Das alte Rom. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Richter. Mit vielen Abbild. und Tafeln. (Bd. 386.)

Byzantinische Charakterköpfe. Von Privatdozent Dr. K. Dieterich. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 244.)

Mittelalterliche Kulturideale. Von Prof. Dr. V. Dedel. 2 Bde. auch in 1 Bd. geb. Bd. I: Heldenleben. (Bd. 292.) Bd. II: Ritterromantik. (Bd. 293.)

Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. S. Günther. 3. Aufl. Mit 1 Weltkarte. (Bd. 26.)

Die Amerikaner. Von N. M. Butler. Deutsche Ausgabe besorgt von Prof. Dr. W. Paszkowski. (Bd. 319.)

Familienforschung. Von Dr. E. Devrient. (Bd. 350.)

Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Prof. Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abb. (Bd. 91.)

Das Buchgewerbe und die Kultur. Sechs Vorträge, gehalten im Auftrage des Deutschen Buchgewerbevereins. Mit 1 Abb. (Bd. 182.)

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. 3. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 4.)

Das Zeitungswesen. Von Dr. H. Diez. (Bd. 328.)

Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griechischen Altertum bis auf die Gegenwart. Von Dr. Chr. Gaehde. 2. Aufl. Mit 20 Abb. (Bd. 230.)

Das Altertum im Leben der Gegenwart. Von Prof. Dr. P. Cauer. (Bd. 356.)

Häuserbau. Von Reg.-Baumeister a. D. G. Langen. (Bd. 433.)

Die Kultur des Wohnhauses. Von Reg.-Baumeister a. D. G. Langen. (Bd. 434.)

Die Gartenstadtbewegung. Von Generalsekr. H. Kampfmeyer. Mit 45 Abb. 2. Aufl. (Bd. 239.)

Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baumeister Chr. Ranck. Mit 41 Abb. (Bd. 274.)

Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Von Major O. v. Sothen. Mit 9 Übersichtskarten. (Bd. 59.)

Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technik. Von Hauptmann A. Meyer. Mit 3 Abb. (Bd. 271.)

Der Seekrieg. Eine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von K. Freiherrn v. Maltzahn, Vize-Admiral a. D. (Bd. 99.)

Die moderne Friedensbewegung. Von A. H. Fried. (Bd. 157.)

Das internationale Leben der Gegenwart. Von A. H. Fried. Mit 1 Tafel. (Bd. 226.)

Deutsche Kulturgeschichte.

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. 2. Aufl. Mit 13 Abb. (Bd. 75.)

Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Dir. Dr. E. Otto. 2. Aufl. Mit 27 Abb. (Bd. 45.)

Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Prof. Dr. B. Heil. 3. Aufl. Mit zahlr. Abb. u. 1 Doppeltafel. (Bd. 43.)

Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Von Reg.-Baumeister a. D. A. Erbe. Mit 59 Abb. (Bd. 117.)

Das deutsche Dorf. Von R. Mielke. 2. Aufl. Mit 51 Abb. (Bd. 192.)

Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Prof. Dr. R. Meringer. Mit 106 Abb. (Bd. 116.)

Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Reg.-Baumeister Chr. Ranck. 2. Aufl. Mit 70 Abb. (Bd. 121.)

Geschichte des deutschen Bauernstandes. Von Prof. Dr. H. Gerdes. Mit 21 Abb. (Bd. 320.)

Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Dir. Dr. E. Otto. 4. Aufl. Mit 27 Abb. (Bd. 14.)

Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Von H. S. Rehm. Mit 11 Abb. (Bd. 214.)

Deutsche Volkstrachten. Von Pfarrer C. Spieß. (Bd. 342.)

Geschichte des deutschen Handels. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 237.)

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe. (Bd. 85.)

Über Universitäten u. Universitätsstudium. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. (Bd. 411.)

Der Leipziger Student von 1409 bis 1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
124. Bändchen

Von Luther zu Bismarck

Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte

Von

Dr. Ottokar Weber

o. ö. Professor an der deutschen Universität Prag

DD
85
W27
1913
Bd. 2
SRLF

Zweiter Band
Zweite Auflage

E VII

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1913

Copyright 1913 by B. G. Teubner in Leipzig.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

I.

August der Starke.

Um das Jahr 1700 bietet uns das römische Reich Deutscher Nation — Deutschland — ungefähr folgendes Bild: etwa zweihundert kleine selbständige Staaten — rund gerechnet — sind vereint in einem großen Verbande unter einem gemeinsamen Oberhaupte, dem Kaiser. Aber kaum mehr als den Namen eines Oberhauptes trug dieser Kaiser, kaum mehr hatte er zu tun, als bei feierlichen Anlässen zu repräsentieren: einer goldenen Bildsäule vergleicht ihn ein Zeitgenosse, der man Reverenz erweist, die sonst aber stumm und bedeutungslos dasteht. Gibt es über etwas Klage zu führen, gilt es eine besondere Gnade und Auszeichnung zu erreichen, da erinnert man sich des Kaisers; der Herzog von Hannover, der Kurfürst werden will, der Kurfürst von Brandenburg, der den Königstitel beansprucht, sie kommen bittend an den Kaiserhof, um dort das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen: der Kaiser ist wie der oberste Notar im Reiche, dessen Unterschrift, dessen Siegel gewisse Handlungen legalisiert, gewissen Unternehmungen die höchste Weihe aufdrückt; in sehr vielen Fällen kommt man aber auch ohne ihn zu Rand. Für seine Intervention werden ihm Sporteln bezahlt, weitere Einnahmequellen, weitere Ansprüche hat er nicht. Ihm zur Seite steht der deutsche Reichstag: Fürsten und Städte. Seitdem aber das Mehrheitsprinzip zugunsten der Parität in Glaubenssachen durchbrochen worden ist, hat er jede Bedeutung verloren: eine wirkliche Vertretung der Stände oder des Volkes kann es nur bei Mehrheit und Minderheit geben — sonst wird jede derartige Versammlung zu einer bloß beratenden. Die unmöglichsten Dinge konnten durch geschickte Behandlung zu Glaubenssachen werden, die einer Entscheidung durch Mehrheitsbeschlüsse entzogen waren. Späterhin beginnt sich der Grundsatz allgemeine Anerkennung zu verschaffen, daß es auch in Geldsachen keine Majorisierung geben dürfe — man ist wenig weit vom polnischen Reichstage entfernt, und mit dieser Durchbrechung des ursprünglichen Verhandlungsprinzips sinken die Reichstage zu einem bedeutungslosen Forum für kleine Beschwerden des Alltagslebens herab;

sie werden seit 1663 „immerwährend" und bleiben eine Gesandten- und Diplomaten-Gesellschaft in Regensburg. Sie raffen sich noch manchmal zu großen Gesetzesaktionen in Münzsachen, in Luxusverboten, Bettlerwesen, Kriegsverfassung auf: aber wer soll diese großartigen Verfügungen dann durchführen, wenn sie endlich fertig geworden sind? Dem Kaiser fehlt jede Macht dazu, dem Reichstag ebenfalls; sie sind an die Wohlmeinung, an das Entgegenkommen der einzelnen Fürsten gebunden, die mit den Entscheidungen des Reichstags verfahren können, wie sie wollen. Auch die Reichskreise mit ihrer Kreisverfassung und ihren Kreistagen — ursprünglich vor allem zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung entstanden — versagen sich einer umfassenden Exekutive und bleiben auf kleinere lokale Verhältnisse beschränkt, auch da auf den guten Willen der einzelnen Kriegsmitglieder angewiesen; sie haben niemals eine wirtschaftliche Bedeutung erlangt. Als einzige weitere gemeinsame Reichsbehörde ist das Reichskammergericht in Wetzlar zu verzeichnen, ein fiskalischer Gerichtshof oberster Instanz, der in unsäglich langsamer Arbeit die zahllosen ihm anvertrauten Prozesse dahinschleppte, auch er von der aufgezwungenen Gleichheit in Glaubenssachen gehemmt. Jährlich wurden vielleicht hundert Prozesse erledigt und tausend neue kamen dazu; man kann sich schwer einen Begriff von der Langsamkeit dieses Reichsgerichtes machen, von dem der Spottspruch ging: daß es niemals unrecht tat, denn bevor es entschied, verstarben Partei und Advokat. Es hatte überdies noch einen äußeren Gegner, einen Konkurrenten an dem kaiserlichen obersten Gerichtshofe in Wien, dem Reichshofrate, vor den der Kaiser, um seine Machtvollkommenheit zu erhöhen, möglichst viele Prozesse zog, der aber mit der Zeit sich immer mehr zu einer Verwaltungsbehörde für Deutschland, zur dirigierenden Kanzlei für die kaiserliche Gesandtschaft in Regensburg, zur Vermittelungsstelle reichsdeutscher Wünsche und Beschwerden herausgebildet hat. Die kargen Reichssteuern, die dem Kaiser früher unter dem Titel von Römermonaten zuerst zu seinen italischen Zügen, dann zu seinen Kämpfen gegen die Osmanen aus dem Reiche gezahlt worden waren, hörten ebenfalls auf, seitdem die Türken auf Nimmerwiedersehen geschlagen waren; eine Reichskriegsverfassung bestand wohl noch und wurde auch während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts wiederholt in Anspruch genommen, aber das war eine so mangelhafte, schwache und wenig ausreichende Institution, daß der Kaiser, wollte er wirklich aus dem Reiche Kriegshilfe ziehen, immer genötigt war, mit einzelnen grö-

ßeren deutschen Fürsten Sonderverträge behufs militärischer Unterstützung zu schließen. Die kleineren Staaten haben sich diesem Reichsbedürfnisse schon deshalb mehr und mehr versagt, weil sie seit dem spanischen Erbfolgekriege an Holland und England sehr gute Kunden für ihre überschüssigen Landeskinder bekommen hatten. Immer mehr griff die Sitte um sich, deutsche Soldaten ins Ausland zu vermieten. Was einst die Schweizer allein getan, was diese jetzt nur noch an Frankreich leisteten, das ergriffen Hessen, Waldeck, Ansbach-Baireuth, Anhalt-Zerbst, Braunschweig mit Enthusiasmus: der ganze Krieg Englands gegen die abtrünnigen Kolonien Amerikas ist Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fast ausschließlich mit deutschen Söldnern geführt worden. Also auch das Band gemeinsamer Pflichten in Steuer- und Kriegsleistung ist nahezu vollkommen gelöst und das Gefüge des Deutschen Reiches immer mehr zu einem „Monstrum" geworden, wie es jener deutsche Staatsrechtslehrer genannt hat. Und der launige Sittenprediger in Wien, Abraham a Sancta Clara, konnte spotten, es sei kein „römisch Reich" mehr, sondern ein „römisch Arm". Aus einer engen Verbindung war ein lockeres Gefüge geworden, aus dem die einzelnen Fürsten sich mächtig erhoben hatten, in das das Ausland tausend gefährliche Fäden hineingesponnen hatte und in dem der Kaiser nur mehr als „Primus inter Pares", als erster einer Reihe Gleichgestellter, auftrat: in eine Vielheit kleiner selbständiger Staaten ist Deutschland zerfallen.

Man hat diese Kleinstaaterei oft und viel geschmäht, in ihr das Unheil Deutschlands gesehen und den Grund seiner Schwäche. Gewiß, es war unmöglich, damals bei der Vielheit der territorialen einander zuweilen entgegengesetzten Interessen eine großzügige Politik, eine gleichgefügte Verwaltung, zweckmäßige Einrichtungen in Verkehr und Handel, Geldwirtschaft, Rechtsprechung durchzuführen, und unendlich lächerlich klingt es, wenn noch Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das bekannte Witzblatt „Kladderadatsch" erzählen konnte, als es einst in Reuß-Greiz verboten wurde, die ganze Bevölkerung des Ländchens sei eines schönen Sonntagnachmittags in das benachbarte Reuß-Schleiz ausgewandert, um dort ungestört das verbotene Blatt lesen zu können. Aber doch! man schelte die deutsche Kleinstaaterei nicht mehr als nötig. In den modernen Großstaaten sind es die Hauptstädte, die fortab alles Leben polypenartig an sich saugen; man denke an die politisch, literarisch, künstlerisch überwuchtende Gewalt einer Stadt wie Paris über ganz Frankreich. Vor solcher Zentralisation, vor solcher Verarmung von Landes-

teilen ist Deutschland durch seine Kleinstaaterei bewahrt geblieben. Eine Reihe derartiger Zentren für geistiges, künstlerisches, aber auch wirtschaftliches Leben ist dort entstanden. Während beispielsweise in Österreich eine einzige große staatliche Porzellanfabrik in Wien durch mehr als ein halbes Jahrhundert diesen ganzen Betrieb monopolisierte, entstanden in Deutschland deren über ein Dutzend, die in regstem Wettbewerb miteinander eifern konnten. Kunst und Theater, Literatur, Geschmack an der Natur konnten in zahlreichen kleinen Städten, begünstigt von der auf den Nachbar eifersüchtigen Prunksucht der Fürsten, herrlich gedeihen. Die großen Galerien in Dresden, in München, in Kassel, die Hoftheater in Weimar, in Dresden, die wundervollen Schloßbauten in Schleißheim, in Bruchsal, in Schwetzingen, die prachtvollen Parks von Wörlitz, von Wilhelmshöhe, von Nymphenburg, sie alle erzählen von der Wirksamkeit der kleinen deutschen Höfe. Und auch der Wissenschaft ist bedeutende Anregung gegeben worden dadurch, daß jeder kleine Fürst seine Landesuniversität haben wollte: viele von diesen, die Augsburgische in Dillingen, die Kölner in Köln, die Braunschweigische in Helmstädt sind verschwunden, nachdem sie geblüht; viele andere haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten zum Preise und zur Ehre deutscher Gelehrsamkeit.

Wie Siegfried, um den gewaltigen Notung zu schmieden, das zerbrochene Schwert in Späne zerfeilen muß, die er dann zu mächtiger Wehr erst wieder zusammenschweißt, so ist die deutsche Kraft in viele Stücke zerfallen, aus denen der große Schmied des neunzehnten Jahrhunderts das mächtige Reich gehärtet hat. Wie anders eine Stadt sich entfalten kann, wenn sie Hauptort eines noch so kleinen Ländchens wird, als wenn sie lediglich Provinzstadt bleibt, lehrt der Vergleich zwischen dem seit Urgedenken in Österreich aufgegangenen Linz und dem bis in die neueste Zeit selbständig gebliebenen Salzburg.

Eine mächtige Anregung ward dem deutschen Fürstenstande in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts durch Ludwig XIV. von Frankreich. Er zeigte so recht, was ein Fürst an Glanz und Macht zu leisten imstande war. Die äußerliche Pracht, die Lust an Repräsentation, die Entfaltung einer großartigen Bautätigkeit, das Raffinement der Lebensführung, der gesteigerte Sinnengenuß, alles das ist vorbildlich geworden für die kleinen deutschen Fürsten. Wie Ludwig, der Sonnenkönig: mit mächtiger gepuderter Lockenperücke, den Dreispitz auf dem Haupte, mit weitem samtnen gold- und silber-

gestickten Leibrock, damastener langer Weste, Culotten, die unter dem Knie mit seidenem diamantengeschmückten Bande endeten und Kniestrümpfen und Schnallenschuhen Platz ließen, an der Seite den mächtigen Degen, in der Rechten einen hohen Stock tragend, so stellen sich uns auch die Friedriche, Auguste, Karls des achtzehnten Jahrhunderts vor. Zugleich bringt ein Aufwand, ein Luxusbedürfnis, eine Vergnügungssucht in die deutschen Höfe ein, von der die trunkfesten, zotenliebenden Fürsten der früheren Jahrhunderte weit entfernt gewesen sind; es ist gewiß eine höhere Kultur in dieser neuen Hofwelt zu verspüren, es geht verschwiegener, galanter, „preziöser" zu als ehedem; der Rausch, die Zote, sie verbergen sich mehr, aber es geht auch ein großer Grad von derber Ehrlichkeit durch den welschen Einfluß verloren. Einfachheit und Frömmigkeit verlieren ihren Wert; feine Manieren, geistreiche Reden müssen sie ersetzen. Die ganze Welt scheint nur zum „Pläsier" der hohen Herren da zu sein; es fällt auf, wenn Männer wie Friedrich II. von Preußen, Joseph II. von Österreich auch von Pflichten reden. Die „Antichambres" werden angefüllt mit Hofschranzen, die unnötig sind und nur da zu sein scheinen, um einen Titel zu tragen, ein Gehalt und eine Pension zu verzehren, Schulden zu machen; die Armee wird zum Vorwand für die Kreierung möglichst vieler hoher Offiziere — der Landgraf von Hessen hat später einen Admiral des Rheinzolls gehabt. Die landesväterliche Kasse wird überschwemmt durch Ausgaben für Hofämter, Festlichkeiten, prunkvolle Trachten und Einrichtungen, für große Bauten, Museen, Akademien, Theater und nicht zuletzt für das „fürstliche Frauenzimmer". Denn wie der König von Frankreich Maitressen hat, die öffentlich als Staatsinstitutionen anerkannt werden, so muß auch jeder kleine deutsche Tyrann neben der legitimen Gemahlin zum mindesten eine Maitresse besitzen, selbst wenn ihn dazu sonst keine besondere Neigung oder — Fähigkeit bestimmen würde; es gehört eben zum guten Ton des Hofes. Und unzählig sind damals an den Fürstenhöfen Deutschlands die kleinen verschwiegenen Palais und Pavillons, die solche fürstliche Liebesabenteuer verstecken oder verkünden sollen: die Solitudes, Sans-Soucis, Favoritas, Eremitages. Viel Kunst, viel raffinierte Sinnlichkeit, viel Geschmack wird in diesen Liebestempeln verborgen — man denke an die Badenburg beim Nymphenburger Schlosse —, sie liegen zerstreut in den schönen Anlagen, die nach französischem Geschmack phantastisch zugestutzt sind, oder nach englischem Muster der Natur freies Spiel lassen; überall bewacht von

Göttern und Göttinnen, die in Sandstein oder Marmor die klassische Ausgelassenheit des Altertums in die Zopfzeit des Deutschen Reiches tragen.

Schwer mußten die Völker unter mancher Torheit ihrer Fürsten leiden; man braucht nicht an den Ansbacher Monarchen aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu denken, der seiner schönen Geliebten zuliebe einen Kaminfeger vom Dache schoß, da sie gerne einmal einen Menschen vom Himmel herabfallen sehen wollte, und der dann die weinende Witwe des Getöteten mit ganzen fünf Talern abzufertigen meinte. Es genügten schon die gewöhnlichen Passionen eines Duodez-Tyrannen — Bauten, Theater, Festlichkeiten, Maitressen — um einem kleinen Lande kaum erschwingliche Opfer aufzulegen, abgesehen von dem bösen Beispiele, das Verschwendungssucht und Sittenlosigkeit des Herrn seinen Untertanen gab.

Als Typus eines solchen gewaltigen Genußmenschen mag hier Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen, 1694—1733, vorgeführt werden. Er war als zweiter Sohn seines Vaters geboren und konnte darum, unbeeinträchtigt von der hohen Schule, durch die der erstgeborene Bruder für seinen künftigen Beruf zudressiert werden sollte, sich mehr „ausleben". Und wir hören von artigen und unartigen Stücken, die der junge, dabei begabte und liebenswürdige Prinz in reichem Maße zu Hause und auf Reisen in der Fremde aufgespielt hat; wie er beispielsweise mit einem Sechsgespann in den Münchener Ratskeller heruntergefahren, dort mit großem Getöse umgewendet ist und mit Pistolenschüssen alle Laternen ausgelöscht hat. Auch von Liebesabenteuern aller Art vernehmen wir. Vierundzwanzigjährig wird er durch den plötzlichen Tod seines Bruders Johann Georg zur kurfürstlichen Würde berufen. Doch der Kurhut genügte seinem Ehrgeize nicht, eine Krone wollte er selbstherrlich tragen. Bald bot sich ihm eine günstige Gelegenheit dazu: Johann Sobieski, der Wahlkönig von Polen, starb 1696 und der polnische Thron war für den Meistbietenden zu haben. Sofort war Friedrich August bereit, Einfluß und Gold zu diesem Zwecke auszunützen. Aber eine Schwierigkeit stellte sich ein, die unüberbrückbar schien. Polen war ein durchaus katholisches Land und die Sachsen waren innig mit dem Protestantismus verwachsen. Ein Wettiner war der wahrhafteste Schutzherr Luthers gewesen, die sächsische Universität Wittenberg war die Vormauer der Reformation geblieben, zuerst in Sachsen war die neue Kirchenordnung eingeführt worden, der sächsische Kurfürst galt als Haupt der protestantischen Kurie im

Reichstage. Kaum möglich war für einen Wettiner der Abfall vom neuen Glauben. Aber die Zeit drängte; die Nebenbuhler um den polnischen Thron, Ludwig Wilhelm von Baden, der Prinz von Conti, waren Katholiken, ein Protestant blieb dort unmöglich. Da erfaßt Friedrich August plötzlich die Erkenntnis, daß er bis jetzt in einem bösen Irrwahne gelebt habe, die Sehnsucht nach der wahren Kirche ergreift ihn und er, der einmal einen Rosenkranz an den Schwanz eines Hundes gebunden und den Köter dann in eine katholische Kirche hineingejagt hatte, trat, wie er die Stirn hatte zu beteuern, aus wirklicher Überzeugung und Herzensneigung zur katholischen Kirche über — in Baden bei Wien 1697. Noch im selben Jahre wurde er zum Könige von Polen ausgerufen: als August II.

Der Umfang des damaligen Polen ist am besten charakterisiert durch die drei größten Städte des Landes, Krakau, Warschau, Danzig. Auch Westpreußen gehörte noch dazu. Es war ein weitläufiges Gebiet, aber dabei ein armes; ein durch und durch verfaultes Staatsgefüge, das ein reicher, ungebärdiger Adel, die Schlachta, und ein verlotterter Bauernstand bildeten, während das Bürgertum, das Mark eines Staates, fast ganz fehlte. Bekannt ist ja doch der polnische Reichstag als Muster eines törichten, unlenkbaren Gebildes, in dem jeder einzelne durch sein liberum Veto nicht nur ein Gesetz verhindern, sondern auch den ganzen Reichstag überhaupt sprengen konnte, was zur Folge hatte, daß jede einzelne Stimme — gekauft werden mußte. Als besonders bequemes Schacherobjekt wurde die Krone selbst angesehen; seitdem die Piasten und Jagellonen ausgestorben waren, hatten nacheinander die Familien der Valois, Bathory, Wasa, Wiesnowiecki, Sobieski die Krone getragen, jetzt kam sie auf das Haupt eines Deutschen.

Gutes sächsisches Geld und gutes sächsisches Blut wurden in das polnische Abenteuer hineingefahren. Nun war Sachsen ans Meer gerückt; es war der Nachbar der Russen und der Moslems geworden, dabei aber von dem Geschwisterstaate Polen selbst getrennt — es ist später ein heißer Wunsch der sächsischen Politik geworden, ein Verbindungsland zwischen Sachsen und Polen zu ergattern. Sofort wird das Kurfürstentum an der Elbe in den Strudel der hohen Politik hineingerissen; in Dresden wird über die Zukunft der Ostsee beraten.

Gleichzeitig mit dem spanischen Erbfolgekriege war in der Nordostecke Europas ein anderer gewaltiger Krieg ausgebrochen, der bis 1721 gedauert hat und der „nordische" genannt wird. Es ist kenn-

zeichnend für die geringe Zusammengehörigkeit Europas in jenen Tagen, daß beide Kriege nebeneinander laufen konnten, ohne sich mehr als ganz flüchtig zu berühren und zu beeinflussen. Dieser nordische Streit ist, wenn man will, eine Fortsetzung der großen Unternehmungen Gustav Adolfs gewesen, ein Kampf um die Ostsee, der hier Ende des siebzehnten Jahrhunderts ausbrach und Schweden, Dänemark, Polen, Rußland, Brandenburg, Hannover und Sachsen mit hineinriß in Krieg und Ungemach.

Eine günstige Gelegenheit zur Beraubung Schwedens schien gekommen, als auf den schwedischen Thron ein junger, anscheinend wenig gefährlicher Mann, Karl XII., kam. Er hat sich zur Überraschung seiner Feinde dann als genial, kühn, kriegsgewandt — aber auch als eigensinnig und töricht gezeigt. Zuerst fuhr er wie ein Wetterstrahl auf die nichtsahnenden Gegner nieder: Dänemark, Rußland, Polen, einer nach dem anderen wurde zu schimpflichem Frieden oder zu kleinlautem Stillstande gezwungen. Und als August II. sich durch den schwedischen Überläufer und russischen Emissär Patkul zu neuem, unvorsichtigem Vorstoß reizen ließ, da wurde ihm nicht nur ganz Polen abgenommen und diesem Lande ein neuer König in Stanislaus Lesczinski vorgesetzt: sogar bis nach Sachsen hinein drang der Schwedenfürst; in Alt-Ranstädt zwang er den Kurfürsten zu demütigendem Vertrage; wenig hochherzig wurde Patkul der Rache des Schweden überantwortet. Hier in dem kleinen sächsischen Dorfe hielt Karl XII. glänzenden Hof; der englische Herzog von Marlborough suchte ihn auf, um ihn für die Zwecke der englisch-holländischen Allianz im Kriege gegen Frankreich zu gewinnen, und Kaiser Joseph I. mußte für seine schlesischen Untertanen protestantischen Glaubens religiöse Duldung gewähren, um den nordischen Helden nicht zu erzürnen. Wenig großartig steht da neben dem Sieger der besiegte Friedrich August. Die nimmermüde Schmeichelei des Hofes vermochte zwar gerade damals eine Denkmünze auf den Kurfürsten und König schlagen zu lassen, die ihn als mächtigen Giganten, einen ungeheuren Atlas tragend, darstellt, auf dem Polen und Sachsen eingezeichnet sind; aber die Volksstimme kam der Wahrheit viel näher, wenn sie das Spottlied anstimmte:

O Du lieber Augustin,
Alles ist hin.
Polen ist hin,
Sachsen ist hin.
O Du lieber Augustin,
Alles ist hin.

Doch diese schlimmen Zeiten sind vorübergegangen; durch die erstarkende Kraft des moskowitischen Reiches, das da zum ersten Male in Verbindung mit der Politik des übrigen Europas trat, durch die schweren Fehler, die Karl XII. beging, ist Polen befreit worden und Augustus konnte als König in Warschau wieder einziehen. Damit erwarb Rußland einen Zoll der Dankbarkeit von seiten Polens, den dieses Reich Jahrzehnte später nur mit dem eigenen Herzblut lösen konnte, indem es sich dem Retter zu eigen gab. Das Schicksal ersparte dem sächsischen Lande unter Friedrich August I. weitere Prüfungen, und dieser Fürst konnte sich ungestört seinen Neigungen und Leidenschaften hingeben.

Er war ein persönlich anziehender Mann, von schönem Äußeren, kraftvoller Gestalt, mit Geistesgaben ausgestattet, die er geschickt verwertet hat. Er eignete sich einen gewissen Bildungsschein an, der manche innere Leere und Roheit angenehm verdeckte. Er sprach mehrere Sprachen; mit Vorliebe französisch, womit er ebenfalls dem fürstlichen Zuge der Zeit — beeinflußt durch Ludwig XIV. — entsprach. Er war ein Mann von ungeheurer Körperkraft, der die damals üblichen Zinnteller zusammenrollen, Hufeisen brechen, leichtere Talerstücke biegen konnte. Vieles ist gewiß übertrieben, was über seine Stärke berichtet wird, aber er mag doch als einer der stärksten Männer seiner Zeit gelten. Diese Riesenkraft wird auch dem schönen Geschlechte imponiert haben, denn allgewaltig war seine Hinneigung zu den Frauen, vielgestaltig sind seine Erfolge bei ihnen, maßlos oft seine brutalen Leidenschaften. Neben seiner Gattin, Christiane von Bayreuth, die sich bald, nachdem sie ihm einen Sohn geschenkt, scheu vom Hofleben zurückzog, hat er stets eine, oft auch mehrere offizielle Gunstdamen bevorzugt, abgesehen von den vielen kleinen Liebschaften, über die kein Hofklatsch berichtet. Die hervorragendsten von ihnen waren die Kessel, Aurora von Königsmark, Fürstin Lubomirska, Gräfin Kosel. Seine Liebschaften waren oft kinderreich, man hat ihm nachrechnen wollen, daß seine illegitimen Nachkommen der Zahl der Tage im Jahre gleichgekommen seien, was freilich nicht nachweisbar ist, und was nur zeigt, wessen man ihn für fähig hielt. Aus seiner Verbindung mit der schönen Königsmark ist, beispielsweise, ein Sohn entsprossen, der als glänzender General sich einen Namen gemacht hat: Moritz von Sachsen.

An diesem Dresdner Hofe, dessen Mittelpunkt jeweils eine andere Dame gewesen ist, ging es über alle Maßen üppig und prächtig zu. In ungeheuerster Weise mußten die sächsischen Finanzen ange-

spannt, die Taschen des Volkes ausgeleert werden, um für die absonderlichen, rauschenden Festlichkeiten aufzukommen. Und da einmal der Kurfürst-König die Gräfin Königsmark zu einer Jagd auf dem Schlosse Moritzburg bei Eisenberg, nordwestlich von Dresden, ein. Als diese mit reichem Gefolge dort eintraf, wurde sie von der Jagdgöttin Diana in eigener Person, umgeben von reizenden Jägerinnen, empfangen. Die erlauchte Gastin wird in einen glänzend geschmückten Saal geführt; auf den Wink der Göttin entsteigen dem Fußboden prächtige Tischlein, reich bedeckt mit Leckereien aller Art. Während die Damen noch tafeln, tritt der Gott des Waldes, Pan, mit einem Gefolge von Hirten ein: es ist Friedrich August selbst mit seinen Kavalieren. Huldvolle Ansprachen, eifrige Wechselreden folgen; da ertönt draußen das Hifthorn, ein gewaltiger Hirsch wird vorbeigehetzt. Vom Jagdfieber erfaßt drängen Damen und Herren hinaus, gesattelte Pferde erwarten die Gesellschaft, um der Spur des Wildes zu folgen. Der Hirsch wird in einen See hineingetrieben, sofort sind Gondeln bereit, um die Jäger und Jägerinnen aufzunehmen. Das Ziel ist eine Insel im See, sie wird erreicht, dort Halali gemacht; als Eigentümer der Insel stellt sich der türkische Großherr vor — wiederum der Kurfürst — der mit feierlichem Schaugepränge seine Gäste empfängt; ein überaus wertvoller türkischer Schal wird der Königin des Festes überreicht — und so geht es ins Unendliche fort. Alle Götter des Altertums und Helden des Mittelalters, alle Kontinente und Völkerschaften müssen wetteifern in der Huldigung vor der Schönheit des Tages. Ritter und Hirten, Mohren und Sklaven werden aufgeboten, um das Fest möglichst phantastisch und — kostspielig zu gestalten. Unerschöpflich waren die Zeremonienmeister des Hofes in der Erfindung neuer Unmöglichkeiten, um dem Kurfürsten Dank abzuschmeicheln, die Gunst der Favoritin zu erwerben, die fremden Gäste mit Erstaunen zu erfüllen. Als einmal der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit seinem Sohne, dem späteren Friedrich den Großen, nach Sachsen kam, wurde ein Glanz aufgeboten, der besonders auf den jungen, in häuslicher Einfachheit, ja Kargheit aufgewachsenen Prinzen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Die Verführung trat in allen Formen an die Gäste heran, der Vater rühmte sich unbesiegt geblieben zu sein, den Sohn hat vielleicht das stärkste Liebesabenteuer seines Lebens an eine natürliche Tochter Friedrich Augusts gefesselt.

Besonders beliebt waren die sogenannten „Wirtschaften": Maskenbälle, bei denen der Hof und alle Geladenen in bestimmten vor-

geschriebenen Kostümen erschienen; so gab es römische Wirtschaften, spanische, dann Bauernwirtschaften: alles kam in bäuerlichen Gewändern und suchte bäuerliche Sitten nachzuahmen. Im Winter gab es Schlittenfahrten, ebenfalls in phantastischen Trachten. Dann Parforcejagden, bei denen das Wild erbarmungslos zu Tode gehetzt wurde, Hasenhetzen, Fuchssprellen, Vogelschießen, Kämpfe der Tiere untereinander — 1731 wird eine Expedition nach Afrika unternommen, um wilde Tiere für den Tiergarten zu gewinnen —, Karussels und Ringelstechen, bei denen die Kavaliere, die Damen ihre Reitkunst zeigen konnten, Scheibenschießen bei Nacht. Es gab auch Lustbarkeiten, an denen das Volk teilnehmen konnte, dem dann freilich meist die Rolle des Spaßmachers zufiel, um die blasierten Herren und Frauen des Hofes zum Lachen zu bringen: es mußte eine weiblich mit Öl eingeschmierte gerupfte Gans vom Pferde aus erfaßt und von einem Pfosten herabgerissen werden, wobei der Reiter häufig aus dem Sattel kam, oder Kletterbäume wurden aufgestellt, an deren Spitze verschiedene Kostbarkeiten zu holen waren; jene waren aber stark mit Seife überstrichen, so daß immer wieder die Kletterer unter großer Heiterkeit herunterrutschten.

Sehen wir zu, was für einen Hofstaat Friedrich August benötigte[1]):

Zum Oberhofmarschallamte gehörten der Oberhofmarschall, der Oberkämmerer, der Obermundschenk, der Oberküchenmeister, der Hofmarschall; 82 Kammerjunker, 20 Pagen zur Aufwartung bei der Tafel, daneben 6 Jagdpagen; sie hatten ihre besonderen Hofmeister und Lehrer, darunter einen eigenen „maître de morale"; die Hofjägerei mit den Parforce- und Leibjägern; die Hofkapelle, die äußerst zahlreich war; weniger wegen der Vielheit der Instrumente — wir zählen bei einer Kapelle nur 6—8 Violinen, 4 Oboën, 3 Flöten, 2 Hörner, 1 Theorbe (Art von Laute), 2 Kontrabässe, dafür 4 Bratschen und 5 Violincellos — sondern weil Friedrich August eine italienische Oper, eine deutsche Kapelle, eine französische Oper, eine polnische, eine Jagdkapelle und ein Korps Hoftrompeter unterhielt. Dazu kommt eine unendliche Zahl von Lakeien, Heiducken, Läufern, Stubenheizern, Kammerdienern, Kammer-, Kuchel- und „Strapazier-Menschern". Wir finden ferner unter der königlichen Dienerschaft 9 königliche Freimohren und 10 Sklavenmohren. Neben diesen fungieren die vier Hofjuden Löw Perl, Levi Bacharach,

1) Nach Förster, die Höfe und Kabinette Europas im 18. Jahrhunderte, III. Bd., S. 448 ff.

Ruben Meyer und Meyer Marcus, — als die Geldspender höchst wichtige Persönlichkeiten. Den längsten Titel hatte der „italienische Opern- und französische Komödien-Frauenzimmer-Hofschneider". Ein nicht zu verachtendes Amt besaß der Hofpoet, der die Festlichkeiten mit gereimten Prologen und Epilogen zu versehen, oft auch die Sujets derselben zu erfinden hatte. So wird einst das Freundschaftsfest der Monarchen von Sachsen und Preußen mit folgenden gutgemeinten Versen beschlossen:

Und da wir so vergnügt nunmehr das Vogelschießen
Bei beider Adler[1]) Hiersein schließen,
So wünsch' ich kürzlich noch zum Schluß hierbei:
Daß, so lang' noch vereint dies Paar Vögel[2]) sei;
So lange die ehrbaren Schwaben
Vor vierzig Jahren noch den vollen Witz nicht haben;
So lang' der Mecklenburger sich
Nicht mit dem Pommer kann vergleichen,
Wer wohl aus Höflichkeit dem andern möchte weichen,
So lang' Pomochelsköpf[3]) annoch in Preußen sind,
So lang' man in der Mark noch Pletzenfresser[4]) find't,
So lang' der Pole nicht verschwört den Brandtewein,
So lang' als schon gewesen
Und auch noch bleiben wird ein Matz[5]) von Träsen[6]),
So lang' hier wird ein Hahnrei sein;
Und trifft dies Letztre nur ein,
So wird das Freundschaftsband von Polen und von Preußen,
Von Sachsen und der Mark in Ewigkeit nicht reißen.

Dem Oberschenken unterstanden der Haus-, Keller- und Weinmeister in Torgau, der Keller- und Weinmeister in Dresden, eine Anzahl von Weinküfern, Böttchern und Hofmundschenken. Der Oberküchenmeister regiert über 4 Küchenmeister, 4 Mundköche, 8 Hofköche, mehrere Braten- und Backmeister, Hofkonditoren, Zehrgärtner[7]), Rauchmeister[8]), Futtermarschälle, Silberkämmerer, dann über die Silberdiener, Hoffischmeister usw. Zur Oberkämmerei gehören der Oberkammerherr, 102 Kammerherren, der Beichtvater mit 3 Kaplänen, 7 Leibmedici, 4 Leibbarbiere, 8 geh. Kämeriere, 8 Kammerdiener, 4 Kammermohren und 4 Kammerzwerge; der Hofarchitekt, je ein Ingenieur-Oberst, Ingenieur-Major und Hauptmann. Unter dem Oberstallmeister stehen die Stallmeister, Bereiter, Futtermarschälle, Rüstknechte, Wagenmeister, Roßärzte, Maultier-Schirr-

1) u. 2) Die Könige von Preußen und Polen. 3) Dickkopf.
4) Pletze = dünner Kuchen. 5) = Mathias, dann dummer Kerl.
6) Dresden. 7) Gemüsegärtner. 8) Für geräuchertes Fleisch.

meister, Hofzieler, Hofarmbrustierer, Stallspohrer, Sattler, Wagner, Schmiede; die Verwalter der Stutereien. Dem Oberjägermeister gehorchen die Oberforst- und Wildmeister, die Oberhofjäger, Wildmeister, Jagdpagen, Jagdbesuch-Knechte, Leibschützen, Büchsenspanner; Jagdpfeifer, Jagdmaler, Jagdstaffierer, Jagdglaser, Jagdabschreiter, Jagdbarbierer, Hundeknechte bei den Leibhunden, den Rüden, den englischen Doggen, den Windhunden; die Fasanenwärter, Löwenwärter, Auerochsenwärter, Bärenwärter. Unter dem Oberfalkenmeister — alle diese obersten Chargen sind Exzellenzen — standen der Falknerei-Hauptmann, der Falkenmeister, mehrere Falkeniere, Falken-, Schwanenwärter. Zu dem Hofstaate gehörten die Kavaliergarde von 120 Mann, die Gardedukorps, 600 Mann, die Schweizergarde, 80 Mann. Das geheime Kabinett bildeten — um 1729 — 12 Kabinettsminister, 2 Assessoren, 4 Sekretäre, 5 Registratoren und 6 Kanzellisten; natürlich waren das alles „geheime" Beamte und in den beiden oberen Rangstufen nur dem Adel entnommen. Daneben stand das ebenfalls „geheime" Ratskollegium mit 6 wirklichen Geheimräten, die Exzellenzen waren, 4 wirklichen Geheimräten, die nicht votierten, 13 Titulargeheimräten, 5 geh. Referendarien, 4 Sekretären, 15 Kanzellisten.

Daneben befanden sich in Dresden noch an anderen Behörden, alle mit einem reichlichen Stabe versehen: das geheime Kriegsratkollegium, das Kammer-(Finanz-)Kollegium, das Appellationsgericht, das Obersteuerkollegium, Generalakziskollegium, Oberrechnungskollegium, Oberkonsistorium, Bergkollegium, Bauamt, Raritätenkabinett, das geheime Archiv, die Porzellan- und Spiegelmanufaktur, das Königliche Amt, die Generalsalzkasse.

Überreich war auch das Heer mit glänzenden Stellen dotiert: die Armee zu kaum 24000 Mann — der Kurfürst von Bayern, der kriegerische Max Emanuel, verspottete sie einmal als „geputzte sächsische Männerchen" —, also heutzutage nicht einmal einem Armeekorps gleichend, zählte 1 Feldmarschall, 6 Generäle, 11 Generalleutnants, 19 Generalmajore, 51 Obersten, dann die Chefs der Artillerie und Ingenieure. Dazu kamen noch der Hofstaat der Kurfürstin, des Kurprinzen und der Kurprinzessin. Ungeheuer war ferner die Zahl der Großämter und Großwürdenträger in Warschau, die das reiche Sachsen auch zum großen Teile bezahlen mußte. Erschreckend ist daher in der Tat die Anzahl dieser zumeist unnützen Menschen, die bezahlt, verköstigt, unterhalten werden mußten, die dabei nur für ihre Familie, ihre Verwandtschaft, ihre Freunde und

Anhänger sorgen wollten. Und da man diesen großen Beamtenstatus unmöglich seinen Bedürfnissen und Wünschen entsprechend bezahlen konnte, so ist er auf Nebeneinkünfte, auf Bestechung, auf Übervorteilung der ihm anvertrauten Untertanenschaft angewiesen, auf Defraudation der von ihm abzuführenden Gelder. Als der Kurfürst einst bei der Tafel frug, wieso es möglich sei, daß aus den reichen Einkünften der Akziseverwaltung, die Fleisch, Obst, Wein, Bier umfaßte, so geringe Erträgnisse abgeliefert würden, erklärte sich einer der anwesenden Minister, ein kluger Kopf, Freiherr von Knyau, der unten an der Tafel saß, sofort bereit, das Rätsel zu lösen. Er nahm ein Stück Eis aus dem vor ihm stehenden Tafelaufsatz und bat die Nebensitzenden, dasselbe von Hand zu Hand an den Monarchen zu befördern — es war zu einem sehr kleinen Stückchen zusammengeschmolzen, als es endlich sein Ziel erreichte. So gehe es auch mit dem Erträgnisse der Akzise, meinte der Freiherr; und so ging es auch mit mancher anderen Steuer. Überfluß an Beamten schädigt noch mehr den Staat wie Mangel an Beamten: sie werden Selbstzweck und können nicht genügend beschäftigt und besoldet werden.

Aber nicht in bloßem Schaugepränge, in rasch verrauschten Lustbarkeiten, in lediglicher Reizung von Gaumen und Zunge erging sich die Spendelaune des sächsischen Fürsten: auch die schönen Künste kamen nicht zu kurz. Dresden wurde mit schönen Bauten geschmückt: es ist die Zeit, in der die geräumigen bizarren Bauten des Zwingers entstanden sind, die Frauenkirche, der Große Garten; der letztere nicht ohne Gewalttätigkeit: die Besitzer der Grundstücke wurden, ohne viel gefragt zu werden, ihres Besitzes beraubt — um die Wohlfahrt des einzelnen Bürgers kümmerte sich der Fürst nicht. Das Japanische Palais in der heutigen Neustadt entstand, eine Sandsteinbrücke verband zum ersten Male die beiden Elbufer, ein neues Opernhaus wurde errichtet. Kaum etwas ist charakteristischer für den Eigenwillen des Fürsten als folgendes Beispiel: die alte Stadt am rechten Elbufer ist damals das Opfer einer großen Feuersbrunst geworden; in großartiger Weise ist sie wieder aufgebaut worden mit breiten Straßen, in denen sich bereits moderne Ideen des Städtebaues erkennen lassen; kurz verfügte der Kurfürst jetzt, daß dieser neu erbaute Stadtteil von nun ab Neustadt, die bisherige Neustadt aber, der später entstandene Teil am linken Elbufer, künftig Altstadt heißen sollte: eine Verfügung, die für die damaligen Residenzbewohner alle Überlieferung auf den Kopf stellen mußte. Die

Gemäldegalerie ist gleichzeitig um schöne und wertvolle Stücke bereichert worden; wenn auch die eigentliche Glanzzeit derselben unter die Regierung des Nachfolgers fällt, so haben doch die neu angekauften Sammlungen Chigi und Albani viel zum späteren Ruhme der Bildergalerie beigetragen. Das Grüne Gewölbe hatte dazumal bereits so viele Schätze erworben, daß ein Gebäude sie nicht mehr umfassen konnte und ein großer Teil der Sammlungen abgetrennt werden mußte: diese wurden dann in den einzelnen Flügeln des Zwingers untergebracht.

Von der neuen Stätte für die Oper ist bereits gesprochen worden; das alte Opernhaus wurde dazu verwendet, um den katholischen Gottesdienst für den Hof dort abzuhalten. Denn wenn auch der Kurfürst bei seinem Glaubenswechsel versprochen hatte, das Land solle davon nichts merken, so war es doch nicht anders möglich, als daß die religiöse Tendenz des Hofes bis zu einem Grade bestimmend auf die Untertanen einwirken mußte; eine eigene katholische Gottesdienstordnung für Sachsen wurde erlassen; Friedrich August zeichnete die Katholiken aus; als er nach Polen ging, ließ er als seinen Stellvertreter den katholischen, wenig beliebten Grafen Fürstenberg zurück. Der katholischen Aktion in Polen hat er freien Spielraum gelassen, er duldete, daß 1724 im berüchtigten Blutbade von Thorn die protestantische Ketzerei schwer von der katholischen Übermacht gedrückt wurde. Seinen Thronfolger zwang er zum Übertritte; freilich sind auch da wie bei der eigenen Konversion rein politische Motive maßgebend gewesen; er dachte an die polnische Krone, die später tatsächlich sein Sohn gleichen Namens durch dreißig Jahre getragen hat; noch mehr, er konnte dann 1719 den Kurprinzen mit der ältesten Tochter Kaiser Josephs I. vermählen, mit Maria Josepha von Österreich, in deren Hand angesichts der bis dahin mangelnden männlichen Erben im Hause Habsburg große Hoffnungen auf die Zukunft zu liegen schienen.

Für Wissenschaft hat Friedrich August weniger Sinn gehabt, die Landesuniversitäten Wittenberg und Leipzig verflachten unter seiner Regierung gewaltig, die Poesie hat sich damals in deutschen Landen nur kümmerlich genährt; wir haben bereits gehört, mit was für Knittelversen sich die offizielle Verskunst bei Hofe breit machen durfte. Auch in der Historie konnten doch nur ersterbende Schmeichelei Serenissimi und seiner erlauchten Vorfahren auf Beifall und Belohnung hoffen — für die kritische Wahrheit gab es keinen Platz. Daß auch gelehrte Untersuchungen und weise Bücher Ehre und Ruhm

eintragen konnten, dafür hatten die kleinen deutschen Fürsten keinen rechten Sinn, sie glaubten das alles aus dem Auslande schöpfen zu können und meinten nur in sichtbaren Zeichen der Baukunst, Malerei, Plastik sich verewigen zu müssen; was daneben die Literatur an Unterhaltung bieten konnte durch laszive Novellen, durch die Erklügelung neuer Stoffe für Oper und Ballett, das hat die Lebedauer eines Tages nicht überschritten und ist glücklich vergessen. Nur was etwas einbrachte und eintrug schien sonst von Wert zu sein — nach der Nützlichkeit eines Dinges frug jene Zeit. Und wenn in gleichem Schritt damit Projektenmacher aller Art auftauchen und Geld erhalten, so liegt dem auch nur die Hoffnung zugrunde, diese phantastischen Pläne möchten sich dann fabelhaft bezahlt machen. Diese Sehnsucht nach Reichtümern und das bei Luxus und Verschwendung immer dringender werdende Bedürfnis nach Geld hat vor allem bei jenen deutschen Fürsten die Männer zu Ansehen gebracht, die versprachen, durch geheime Kräfte und sorgfältig geprüfte Verbindungen aus gemeinen Metallen Gold und Silber zu erzielen. Auch Friedrich August war diesem Wahne verfallen, der aber hier zum Glücke Sachsens und der ganzen Kulturwelt gedient hat: der Fürst suchte Gold und fand Porzellan.

Aus Berlin war ein Apothekergeselle eingewandert, voll der hehren Alchimie, er nahm zu seinen Versuchen Erde aus der Meißner Gegend und braute eines Tages eine merkwürdige rote Masse zusammen, aus der sich Töpfe und Tassen formen ließen (1709): das nach ihm benannte Böttcherporzellan. Klug nutzte er diese Entdeckung aus und brachte ein immer helleres Gebilde hervor, das schließlich zu weißem Porzellan wurde. Man erkannte in Dresden rechtzeitig die hohe Bedeutung dieses Fundes; eigene Gebäude wurden zur Herstellung angewiesen, mit großen Kosten aus der alten Heimat des Porzellans, aus China und Japan Modelle geholt, mit heiligen Eiden unter schwerer Strafandrohung die Arbeiter an die Manufaktur gefesselt und so der kostbaren Industrie in Europa eine neue Heimat geschaffen. Rasch verbreitete sich die Kenntnis davon trotz aller Vorsichtsmaßregeln in alle Winde, es ist ja bekannt, was für eine Rolle bis zum heutigen Tage das Meißner Porzellan im Kunstgewerbe spielt.

So wenig diese Zeit auch aus der Theorie Lehren und Winke für die praktische Entfaltung der Volkswirtschaft schöpfen konnte und so viel die staatliche Fürsorge ihren Untertanen schuldig geblieben ist, da Friedrich August überdies keine Muße für solche Handels- und

Gewerbepolitik gehabt hat, so ist doch manches durch den natürlichen Lauf der Dinge, auch ohne weiteres Zutun entstanden: so hat sich damals bereits Leipzig zu einem Handelsplatz ersten Ranges aufgeschwungen, in Pelzwaren wird seine Messe geradezu tonangebend für ganz Deutschland — der Bücherhandel freilich, jetzt Leipzigs größter Stolz, stand damals noch in den Kinderschuhen.

Dreiundsechzig Jahre alt ist Friedrich August 1733 aus dem Leben geschieden; unerwartet, dieser mächtige Körper schien unbezwinglich; ein Fußleiden kündete das Ende an, eine Wunde entstand, die sich nicht schließen wollte, der Brand trat hinzu und plötzlich fällte ihn der Tod. Er war der Typus des deutschen Kleinfürsten im werdenden achtzehnten Jahrhundert. Man begreift aber, daß ein Staat unter solcher Führung keine große politische Rolle in Deutschland spielen konnte.

II.

Friedrich der Große.

Ganz unähnlich diesem Typus eines Fürsten ist der preußische Zeitgenosse Friedrich Augusts gewesen — zum hohen Glücke von Preußen.

Es ist erzählt worden, wie Kurfürst Friedrich III., der Sohn des Großen Kurfürsten, bald nach seinem Regierungsantritte zur schmählichen Auslieferung von Schwiebus auf Grund des einst von ihm als Kurprinz ausgestellten Reverses genötigt worden war; wie er dafür sich schadlos gehalten hat, indem er die Königskrone von Preußen erwarb. Dieser erste König ist kein unbedeutender Mann gewesen, wenn er auch keineswegs die Bedeutung seines Vaters erreicht hat. Es liegen Züge starker Eigenmächtigkeit und starken Eigennutzes in ihm: im Verhalten in der Schwiebuser Affäre, in der Frage des väterlichen Testaments zugunsten seiner Halbbrüder, das er umstieß, tritt es zutage, wie leicht er von Recht und Pflicht dachte, sie zugunsten eigener Bequemlichkeit und eigenen Vorteils zu beugen versucht hat. Diese Unbedenklichkeit ist ihm geblieben; er war ein Freund großen Prunks; er meinte, sein neues Königtum glänzend vergolden zu müssen, ohne Rücksicht auf seine bescheidenen Einnahmen; manches Bedeutende hat er da geschaffen, wie die Akademie der Wissenschaften, die Malerakademie in Berlin, die Universität in Halle. Wurde er in unbequemer Weise an seine Pflichten,

an Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit gemahnt, so konnte er wohl auch von einem Manne, der sein Erzieher und sein Freund gewesen war, ein bedächtiger wohlmeinender, aber etwas starrer und unbeliebter Herr, Eberhard von Dankelmann, in der undankbarsten Weise sich trennen und den Gefallenen mit niedrigen Verdächtigungen noch schmähen. Wer es dagegen verstand, seiner leichten Lebensauffassung entgegenzukommen, seiner Verschwendungssucht Mittel zu verschaffen, wie seine späteren Minister Kolb von Wartenberg und Wittgenstein, der war ihm lieb, dem blieb er lange anhängig. Man hat ihn oft darob gering geschätzt und seinen guten Eigenschaften keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, immer nur seine Verschwendungslust betont, ohne dabei zu bedenken, daß er dadurch sein neues Königtum in den Augen der Mitwelt gehoben und so auch sein Scherflein zur Größe Preußens beigetragen hat. Seine auswärtige Politik war keine besonders glückliche. Die berechnete Anhänglichkeit an den Kaiser kostete ihm viel Geld, ohne ihm etwas einzubringen: die oranische Erbschaft nach seiner Mutter konnte er nicht behaupten und das Fürstentum Neuenburg in der Schweiz erhielt er ohne Zutun des Kaisers.

Der Große Kurfürst hatte es nicht mehr erlebt, einen Enkel zu schauen, einige Monate nach seinem Tode war 1688 Friedrich Wilhelm geboren worden; Friedrich I. war glücklicher, 1712 kam sein gleichbenannter Enkel zur Welt, ein Jahr darauf schloß er die Augen und Friedrich Wilhelm, der erste König dieses Namens, kam zur Regierung.

Im Vorübergehen mag da auf die enge Verbindung hingewiesen werden, die dazumal zwischen den Höfen von Preußen und Hannover bestand. Die Mutter Friedrich Wilhelms I. war Prinzeß Sophie Charlotte gewesen, deren Bruder als Georg I. den englischen Thron bestieg, und die Kinder beider haben sich 1706 die Hände zum ewigen Bunde gereicht: Friedrich Wilhelm I. und Prinzeß Sophie Dorothea von England, die Eltern des Großen Friedrich. An die hannoverschen Prinzessinnen, die beide kerngesunde Frauen an Leib und Seele gewesen sind — auch geistig sehr hervorragend, die erstere war Freundin und Korrespondentin des Philosophen Leibniz —, erinnern Charlottenburg und Dorotheenstadt um und in Berlin. Schon Friedrich I. hatte mit jener eigennützigen Rücksichtslosigkeit, die dann besonders seinen Sohn ausgezeichnet hat, auf die Vergrößerung und Verschönerung seiner Hauptstadt hingearbeitet, manchen seiner Adeligen geradezu gezwungen, auf dem sumpfigen Terrain in der Ge-

gend der heutigen Linden, der heutigen Friedrichstraße, sich mit großen Kosten Palais zu bauen.

König Friedrich Wilhelm I., 1713—1740, muß ohne Zweifel als einer der bedeutendsten hohenzollernschen Regenten, ja auch als einer der tüchtigsten Monarchen aller Länder und aller Zeiten bezeichnet werden. Er ist der eigentliche Begründer des preußischen Königreichs geworden. Er hat es zu einem gut organisierten und trefflich verwalteten Staate gemacht, die lockere Verbindung zwischen den einzelnen Teilen nach Möglichkeit gefestigt, die nicht allzu reichen Hilfsquellen des Landes sorgsam ausgenützt, durch Sparsamkeit bedeutende Mittel angehäuft und aus dem dünn bevölkerten Staate ein imponierendes Heer erzogen. Er hatte auch die Fehler seiner Tugenden: pedantisch und selbstherrlich, rücksichtslos bis zur Brutalität ist er gewesen, dann knauserig bis zum Geiz und in Soldatenspielerei bis zum Übermaß befangen.

Seine bedeutendste Tat zunächst war, den verschwenderisch regierten Staat auf eine gesunde Basis zu stellen; in Arbeitsamkeit, Genügsamkeit und Pflichttreue seinen Untertanen mit gutem Beispiele voranzugehen. Ein Generaldirektorium wurde 1723 als oberste Verwaltungsbehörde eingerichtet und in demselben der ganze Verwaltungsstoff nach einzelnen Materien aufgeteilt: Krieg, Finanzen, Justiz, Domänen, auswärtige Politik; eine räumliche Sonderregierung für die rheinischen Lande, für die alten Marken, für Ostpreußen hörte auf: schon damit wurde die Einheitlichkeit des Staates bedeutsam gefördert. Innerhalb dieser Zentralbehörde mußten freilich aus Gründen der leichteren Verwaltung lokale Departements eingeführt werden. Streng sah der König darauf, daß die obersten wie die untersten Beamten frei von Eigennutz und Parteilichkeit ihre Pflicht erfüllten, mit eiserner Hand räumte er unter den Kreaturen eines Kolb auf. Er kümmerte sich um alles — was nur in einem verhältnismäßig kleinen Staate ohne besondere europäische Sorgen eben möglich ist — und erzog sich in einem Menschenalter treuer Arbeit einen gut arbeitenden Beamtenstand, der aber nicht zum Selbstzweck ward, der begriff, daß er für die Untertanen da sei und nicht etwa der Untertan nur ein Vorwand für den Beamten. Der König verlangte von seinen Beamten die höchste Pflichterfüllung und blinden Gehorsam. „Die Seligkeit ist für Gott, alles andere muß mein sein", pflegte er zu sagen.

Sorgfältig ist Friedrich Wilhelm bemüht gewesen, die Erträgnisse der königlichen Domänen — eine wichtige Einnahmequelle für das

Königtum, das noch immer keine Teilung in private und öffentliche Ausgaben und Einnahmen kennt — zu vermehren; um jeden Taler hat sich der König da gekümmert. In die von ihm eingeführte Rekrutenkasse mußte jeder neuernannte Beamte eine Abgabe entrichten. Nur eine Liebhaberei hatte er, für die er schwach werden und viel Geld ausgeben konnte: seine Soldaten, vor allem seine „langen Kerls". Es war ihm Herzensbedürfnis, eine schöne Armee zu haben, in der besonders kräftige und große Menschen vertreten sein mußten. Die nahm er nun, wo er sie fand, mit List und Gewalt; mit Geld und Gunst überhäufte er sie; wer ihm von seinen Mitfürsten eine Freude machen wollte, der schickte ihm einen über sechs Fuß großen Menschen. Sehr oft hatten die fürstlichen Nachbarn selbst keine große Freude über diese Manie des preußischen Königs, denn sehr rücksichtslos verfuhren dessen Werber gegen die fremden Untertanen. Im Deutschen Reiche hatte der Kurfürst von Brandenburg wohl das Recht, auf eigene Faust zu werben, aber er hielt sich nicht an diese staatlichen Grenzen, in Böhmen, in Polen hat er auf große Männer fahnden lassen und sie mit allen möglichen Versprechungen zu gewinnen gesucht. Er hat sie auch gern mit großen, starken Dirnen verheiratet, in der Hoffnung, auf diese Art ein Riesengeschlecht heranzuziehen. Diese Recken hat er dann als Flügelmänner in die einzelnen Regimenter verteilt, aus ihnen aber auch eine besondere privilegierte Kompagnie gebildet, die Potsdamer Garde, die er wie seinen Augapfel hütete, sie beinahe täglich besuchte und bei ihr Parade abnahm; was er an technischen Änderungen im Reglement, im Exerzieren, in der Bekleidung ausführte, das wurde an diesem Korps, dann an dem Musterregimente des Fürsten von Anhalt-Dessau in Halle zuerst praktisch durchgeprobt: es war eine Zuchtanstalt für die preußische Armee in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Viel Unzuträgliches, viel Lächerliches ist da mit unterlaufen: man darf aber die Bedeutung dieser Soldatenspielerei nicht unterschätzen, hier ist wirklich der Kern der siegreichen Armeen Friedrichs des Großen geschaffen worden; ein Gebilde, dem aber erst ein Genius, wie es Friedrich II. als Soldat gewesen ist, Leben einflößen mußte: vorher und nachher ist diese Armee ein Schemen gewesen. Denn Friedrich Wilhelm dachte nicht daran, mit dieser Armee Großes zu leisten und Eroberungen durchzuführen: er wollte sie nur besitzen, nicht sie benützen, es tat ihm viel zu leid ums Geld und auch um die Menschen, die propren Uniformen, als daß er alles das in großen Kriegen aufs Spiel gesetzt hätte. Er hat im nordischen Kriege

mitgetan, hier sich mehr durch Glück als durch eigenes Verdienst Stettin, sowie Pommern bis zur Peene mit den Inseln Usedom und Wollin, geholt, also einen Teil des vom Großen Kurfürsten so heiß begehrten pommerschen Erbes; im Utrechter Frieden erhielt er Geldern und Limburg; er hat dann im sog. polnischen Erbfolgekriege am Rhein gekämpft — hier stand der spätere Große Friedrich unter dem Befehle des alten Prinz Eugen —, aber es waren doch nur kleine Kämpfe, mit geringen Truppenmengen bestritten, ohne wichtige militärische Ereignisse. Friedrich Wilhelm war ein „Sammler" von Soldaten und Talern, dem die Freude des Erwerbes und Besitzes genügte, der nicht praktische Resultate damit erzielen wollte. So konnte er bei seinem Tode ein Heer von 80000 Mann hinterlassen bei einer Bevölkerung von nur $2^1/_2$ Millionen Seelen, so konnte er einen Schatz von 10 Millionen Talern aufhäufen bei jährlichen Einkünften von 7 Millionen.

So sehr wir sofort vor dem Könige und Verwalter des Staates Achtung haben müssen, so wenig sympathisch ist auf den ersten Blick der ganze Mensch. Es steckt etwas sehr Engherziges, Despotisches in ihm, ein Stück derber Roheit alten deutschen Fürstentums, der man nur Gefallen abgewinnen kann, wenn man sie mit der raffinierten französischen Sittenlosigkeit eines Friedrich August von Sachsen vergleicht. Von einer solchen Folie abgehoben gewinnt allerdings der patriarchalische Sinn des Preußen, seine Einfachheit, Aufrichtigkeit, ehrliche Frömmigkeit, die anständige Lebensführung, seine ungeschlachte Verwendung der deutschen Sprache in oft urwüchsig köstlichen Randbemerkungen auf dem billigen groben Papier der Staatsakten, seine Verachtung gegen alles Ausländische.

Rücksichtslos ist er in alle geheimsten Beziehungen des Privatlebens seiner Untertanen hineingefahren — nichts war ihm da heilig. Wenig beliebt war er deshalb vor allem bei seinen Berlinern, die ihn in ihrer Mitte zu sehen das Glück hatten. Heiliger Schreck überfiel oft die Einwohner, wenn sie den schwerfälligen Herrn mit seinem gewaltigen Stock herankommen sahen, denn ohne Wahl konnte dieser Stock auf ihre Schultern niedersausen, wenn dem Könige etwas nicht recht war. Eigenhändig hat er einmal einem Berliner den Rock vom Leibe gerissen, weil er aus fremdem Zeug gemacht war. Denn die heimische Industrie mußte um jeden Preis gestützt und unterstützt werden: daß einem etwas Ausländisches, Feineres besser gefallen könne, das leuchtete Friedrich Wilhelm nicht ein. Dabei gab er sich gerne einfach und leutselig, machte in Bürgerhäusern Besuche, lud

sich zu Kindstaufen ein, redete die Leute auf der Gasse an: aber Art und Takt fehlten ihm gänzlich, sich in andere zu schicken, es mußte alles so sein, wie er wollte. Auch seine Manier, sich zu unterhalten, war recht urwüchsig; von der Plage eines arbeitsreichen Tages erholte er sich mit seinen Ministern, Generalen, dann mit Leuten, die oft geringe Bildung, dafür aber desto größere Geschicklichkeit im Umgange mit dem Könige besaßen, bei Bier und holländischem Knaster im Tabakskollegium. Hier wollte er nur Mensch sein, niemand durfte sich beispielsweise erheben, wenn er zur Tür hereinkam; da wurden die derbsten Witze, die unflätigsten Zoten gerissen, und, was der Engländer bezeichnend „practical jokes" nennt, mit den Anwesenden getrieben. Wer den Geschmack des Königs am besten traf, der konnte zu hohen Ehren steigen, wie der geheime Rat von Gundling, der kaum etwas anderes war als sein Hofnarr. Auch darin ähnelt Friedrich Wilhelm mehr den Fürsten des 16. als denen des 18. Jahrhunderts. Wer sich in dieses derbe Wesen nicht hineinfinden konnte, wer feiner besaitet war, der litt tief darunter und wurde vom Könige niederträchtig schlecht behandelt: vor allem so sein ältester Sohn. Friedrich war ein geistig überaus lebhafter, lebendiger junger Mann, der von seinen ersten Lebensjahren angefangen, wohl auch angeregt durch seinen Erzieher, Duhan de Jandun, durch seine ältere Schwester Wilhelmine, an der er mit treuer Liebe hing, intensives Interesse für Poesie und Literatur, für Musik und Ästhetik gezeigt hatte. Er war mit starker Eindrucksfähigkeit begabt, verriet Empfindsamkeit und feinen Sinn, hatte ein lebhaftes Interesse für alles Ausländische, besonders für das Französische; in diesen intellektuellen Freuden fand er auch Unterstützung bei seiner Mutter Sophie Dorothea. Selbst Verse zu schmieden, die Flöte zu spielen, philosophische, literarische Gespräche zu führen, für französischen Witz und französische Anmut zu schwärmen, war ihm Lebensbedürfnis — die enge Anschauung des Vaters wurde ihm bald zum Spott und Greuel. Und als er selbst in diese hineingepreßt werden sollte, als er Rekruten zu drillen, als er in das kleine Getriebe des Staatswesens sich hineinzufügen hatte, da versagte er völlig und geriet damit in scharfen Gegensatz zum Vater. Dem Schönen in der Welt, der Pflege der Kunst und Wissenschaft verschloß sich dieser völlig, der Sohn hielt das für den besten Inhalt des Lebens. Während der alte Herr glücklich war, einen langen Kerl gefunden oder fünf Taler bei einer Ausgabe erspart zu haben, schwelgte der Sohn im Genusse eines philosophischen Werkes. Zwei verschiedene Weltanschauungen trafen da

aufeinander. Auch auf religiösem Boden fanden sie sich nicht: Friedrich Wilhelm war bibelgläubig und bibelfest, dabei allerdings durchaus nicht intolerant; der Sohn, ohne jemals ein Atheist zu werden, hat sich doch seinen Gottesglauben mit sehr pantheistischem Wasser verdünnt und sich über die Vorschriften der lutherischen Lehre hinweggesetzt; lange Zeit ist er ein Anhänger der Lehre von der Vorausbestimmung des Menschen gewesen. Und da der Vater die Macht hatte und sie auch brauchen wollte, da er es geradezu für seine Pflicht gehalten hat, den Jüngling in die Form zu pressen, die er für richtig hielt, und da er das mit seiner gewöhnlichen Rücksichtslosigkeit und Roheit getan hat, mußte es zu den ärgsten Szenen kommen; nicht nur mit Worten, auch mit Schlägen hat der König seine Kinder erziehen wollen — ohne Rücksicht darauf, ob Zeugen anwesend waren oder nicht.

Wie wäre es da anders möglich gewesen, als daß der Prinz und seine ältere Schwester sich immer mehr gegen den Vater verhärteten und verstockten und — weiche Menschen waren es nicht — in der Opposition gegen die Tyrannei nach ihrer Fasson selig werden wollten. Dieser Widerspruch, der sich auch manchmal hinter heuchlerischer Duckmäuserei versteckte, erbitterte den geraden alten Herrn noch mehr, so daß die Verhältnisse in der königlichen Familie geradezu unleidlich wurden. Statt ausgleichend, vermittelnd zu wirken, hat die Königin, die selbst tief unter der Art des sonst geliebten Gatten litt, noch aufreizend auf ihre Kinder Einfluß genommen, sie in ihrer Unbotmäßigkeit unterstützt. Da winkte ein Hoffnungsstrahl. Unterstützt durch die Königin, die für ihre hannoveranischen, jetzt englischen, Verwandten ein lebhaftes Familiengefühl besaß, sollte eine Doppelheirat zwischen Friedrich und einer Prinzessin, Wilhelminen und dem Prinzen von Wales abgeschlossen werden. Damit wären diese Kinder aus der väterlichen Gewalt befreit worden, sie hätten eigene Hofhaltungen erlangt, Wilhelmine in London, Friedrich vielleicht in Hannover. Auch diese Verbindungen, denen König Friedrich Wilhelm anfangs anscheinend geneigt gewesen war, scheiterten schließlich an ihm, der für Hannover wenig Sympathien zeigte und durch die großen politischen Verhältnisse damals mehr von der kaiserlich-englischen Seite abgetrieben worden ist. Dazu bestand eine alte Rivalität zwischen Brandenburg und Hannover, die stets nur vorübergehend verdeckt worden ist. Möglich, daß auch gerade die Aussicht, dadurch dem Kronprinzen zu viel Selbständigkeit zu gewähren, den König von der Durchführung

dieser Heirat abhielt. Die Verhandlung wurde schroff abgebrochen; dadurch die Mutter, Königin Sophie Dorothea, empfindlich gekränkt, der Gegensatz zwischen Vater und Kindern nahm noch mehr zu. Unerträglich dünkte dem heftigen Prinzen, der eben 18 Jahre alt geworden war, der Gedanke an die Fortdauer der Sklaverei; der tolle Plan faßte in seinem Kopfe Wurzel, sich durch die Flucht aus derselben zu befreien; er fand Helfershelfer für diese Idee an Leuten, die teils dem jungen Fürsten aufrichtig ergeben waren, teils es für klug hielten, sich den zukünftigen Herrn zu verpflichten. Eine militärische Übungsreise, die Friedrich im Frühjahre 1730 an die holländische Grenze unternahm, sollte diesen Plan ausführen helfen — da wurde er verraten; Mitwisser, die im letzten Augenblicke vor den Folgen des Schrittes zurückschraken, haben ihn dem Könige zugetragen. Der König kannte sich nicht vor Zorn und Grimm; er wollte in dem jungen Manne nicht mehr den Sohn, den Erben sehen, sondern nur einen fahnenflüchtigen Offizier, einen Deserteur, und demgemäß wollte er ihn bestrafen. Im ersten Aufwallen der Empörung hat Friedrich Wilhelm tatsächlich davon gesprochen, Friedrich erschießen zu lassen oder ihn wenigstens vom Throne auszuschließen. Bald kam ruhigere Überlegung, die Fürbitte der Mutter, des ganzen Hofes, der auswärtigen Gesandten, besonders des Kaiserlichen. Sein Leben und sein Erbrecht wollte der König dem Prinzen lassen, aber sonst sollte ihn schwere Strafe treffen. Vom Hofe wurde er verbannt nach Küstrin, wo er in strengster Zucht, fern von allen Zerstreuungen der Lektüre, der Musik, der Unterhaltung mit Freunden, das starre Einmaleins des preußischen Staatsdienstes lernen sollte. Und noch Ärgeres traf ihn; Leutnant von Katte, sein Freund, hatte die Flucht mitmachen sollen, er hatte nicht die Entschuldigung, königlicher Prinz und Thronerbe zu sein, ihn traf der Zorn des Rächers mit voller Wucht, er wurde, obwohl das Kriegsgericht nur Haft beantragt hatte, vom Könige zum Tode verurteilt und die Strafe an ihm im Schloßhofe in Küstrin angesichts des Kronprinzen vollzogen. Es war ein Augenblick, den Friedrich zeitlebens nicht vergessen hat, als er gezwungen war, zuzusehen, wie der Freund, den er verführt hatte, für das Verbrechen, das er selbst hatte begehen wollen, mit seinem jungen Leben büßen mußte! Ohnmächtig vor Schmerz sank er in die Arme seines Begleiters.

Die Küstriner Tage bildeten den Wendepunkt in Friedrichs Leben. Aus einem leichten, etwas flüchtigen Jünglinge, wurde ein fester Mann, in eiserner Disziplin seinen Lebensweg ausgestaltend,

der ihn zu großen, hohen Zielen führen sollte. Willig fügte er sich den Wünschen des Vaters und arbeitete auf dem Domänenamte in Küstrin sich mit heißem Bemühen in die Details der Staatsverwaltung ein, erwarb sich damit Kenntnisse, die ihm später von höchstem Vorteil gewesen sind. Die Worte, die sein Hofmarschall Gerhart Heinrich von Wolden in Küstrin damals über den Kronprinzen geschrieben hat, sollten sich vollauf bewahrheiten: „Der gütige Gott wolle Seine Majestät nur noch einige Jahre leben lassen, damit der Kronprinz völlig heranreifen kann. In solchem Falle stehe ich dafür ein, daß er dereinst einer der größten Fürsten sein wird, die das Haus Brandenburg je hervorgebracht hat." Und er ist herangereift.

Von Küstrin kam er nach Neu-Ruppin in der Mark, wo er das Kommando eines Regiments übernahm und nun auch den Soldatendienst von der Pike auf kennen gelernt hat. Durch diese Veränderung in seinem Lebenswandel ist dann das Verhältnis zu seinem Vater ein anderes geworden. Die beiden Männer waren zu verschieden, um zu inniger Herzensgemeinschaft zu kommen, aber sie gewannen einander gegenseitig Achtung ab, und das war eine gute Basis für ihren Verkehr. Zwar der Sohn ist dem Vater immer noch zu sehr Phantast und Schöngeist geblieben, aber andererseits bekam Prinz Friedrich Verständnis für die eiserne Pflichttreue und unablässige Arbeit des Vaters. Auch darin ist er dem alten Könige entgegengekommen, daß er sich bereit erklärte, die ungeliebte Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern zu heiraten, die ihm niemals näher getreten ist. Die Frauen und die Liebe haben überhaupt im Leben Friedrichs des Großen nie mehr als eine vorübergehende Rolle gespielt.

Ganz hat er auch jetzt nicht seinem früheren Leben entsagt, die Musik blieb ihm treue Begleiterin, ebenso die französische Literatur, die Philosophie; es war ihm noch immer Bedürfnis, mit gleichgesinnten Naturen über die höchsten Probleme des Lebens zu reden und zu streiten; ja, wer einen Einblick in das Treiben des Kronprinzen auf dem Schlosse zu Rheinsberg bei Neu-Ruppin bekam, wo dieser alljährlich einige Monate zubrachte, der mochte sich dem Gedanken hingeben, daß hier ein Mann auf seine Regierung sich vorbereite, der ein Philosoph auf dem Throne, ein neuer Führer der Musen, ein Friedensfürst sein werde — abgekehrt jedem Streite im Leben — der die Feder besser führen werde als das Schwert. Einen starken Eindruck haben auf ihn die Schriften des Florentiner Staatsmanns aus dem sechzehnten Jahrhundert, Niccolò Macchiavelli, ge-

macht. Der hatte in seinem Buche „Vom Fürsten" einen Regenten geschildert, dem die Untertanen nur Mittel zum Zweck gewesen sind, seine Staatskunst zu zeigen. Gegen dieses Buch ergriff Friedrich das Wort, um in seinem „Antimacchiavell" nun seine Ansichten von den Pflichten des Fürsten zu zeigen. Ein selbstloser Mann soll es sein, der sein Wohl dem der Untertanen unterordnen muß; dem Egoismus des Florentiners stellt er den Altruismus seiner Zeit entgegen, die den Wert des einzelnen Menschen bereits kennt und ihn nicht mehr als Herdentier, sondern als selbstberechtigtes Individuum auffaßt. Alles muß vermieden werden, was das Glück des Volkes hemmen kann, vor allem der Krieg; es muß heiligste Pflicht des Monarchen sein, Frieden zu halten. Nur einen Verteidigungskrieg kann Friedrich gelten lassen; er begreift nicht, wie jemand, der die Schrecken des Krieges aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, nicht alles tut, um seine Untertanen davor zu bewahren. Wir wissen bereits, daß er Mitte der dreißiger Jahre unter Prinz Eugen am Rheine gekämpft hatte. Auch den volkswirtschaftlichen Nachteilen eines Angriffskrieges wird er gerecht. Sollte diese Schrift allein nicht schon die kommende Friedensära für Preußen vorherkünden?

Friedrich ist in nahe Beziehungen zu Voltaire getreten und hat diesen genialen, aber wenig achtbaren, charakterlosen Mann seiner Freundschaft gewürdigt; zuerst sind sie sich nur schriftlich nahe getreten, die persönliche Bekanntschaft erfolgte erst später. Durch Geist, Witz und Schmeichelei wußte Voltaire die Gunst des Kronprinzen in hohem Maß zu gewinnen. Zeitlebens ist ja Friedrich im Banne des französischen Wesens geblieben, bis in sein höchstes Alter ist er von diesem Vorurteil für französische Gewandtheit und praktische Lebensklugheit nicht zurückgekommen. So ist ihm auch stets die französische Sprache der Inbegriff eines meisterhaften Rede- und Schreibinstruments geblieben — er schalt die Deutschen schwerfällig und ungeschickt; wenn er ein Werk des Philosophen Wolff genießen wollte, mußte er sich dasselbe erst ins Französische übersetzen lassen, wie er auch stets am liebsten Französisch geschrieben hat. Neben dem aufkommenden Wolff hat der große Leibniz den größten Einfluß auf ihn ausgeübt; es mochte die Familientradition des geistvollen Verkehrs seiner Großmutter mit jenem letzten Universalgenie Deutschlands da eingewirkt haben. Friedrich selbst hat noch oft die Feder ergriffen — wie das vorausschauend hier erzählt werden mag —, nicht nur um Verse zu schmieden, die manchmal das Urteil eines der Küstriner Mentors gerechtfertigt haben: für einen Prinzen recht gut, für einen

gewöhnlichen Sterblichen nichts Besonderes! Friedrich hat uns überaus wertvolle Staatsschriften gegeben, in denen er seine Ansichten über die politischen Verhältnisse der Gegenwart niederlegte, oder aber seinem Nachfolger für die Zukunft wertvolle Winke hinterließ. Er hat sich aber auch der Vergangenheit gewidmet und in historischen Schriften die Geschichte des brandenburgischen Hauses, die Geschichte seiner eigenen Zeit uns erzählt; vor allem ist in seinen zahlreichen Briefen ein köstlicher Schatz für die Kenntnis der damaligen Zeit und ihrer Menschen enthalten.

Friedrich ist Anhänger der Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens gewesen und überzeugt von der Vorbestimmung dessen, was ihm widerfahren müsse. Es war ihm nur logische Konsequenz der Willensunfähigkeit des Menschen, wenn er Leid und Glück fatalistisch, als vorausbestimmt, annahm, das mußte ihn dann zur Annahme eines höchsten bestimmenden und lenkenden Willens führen. Es mußte ihn auch tolerant — nicht nur in religiösen Dingen — gegen die anderen Menschen machen, die ja nicht freie Urheber ihres Schicksals, also auch nicht dafür verantwortlich waren. So beschaffen war der Mann, der mit 28 Jahren die Regierung in Preußen übernahm: eine Erscheinung wenig über Mittelgröße, hager und gelenkig, mit scharf geschnittenen Gesichtszügen, einem energischen Kinn, ausdrucksvollem Munde, gerader Nase, hoher Stirn und ein Paar wunderschönen blauen Augen, die in Zorn und Güte in die Welt leuchteten und feurige Glut und tiefe Seelenkenntnis verrieten.

Am 31. Mai 1740 ist Friedrich Wilhelm I. gestorben, bis zu seinem letzten Atemzuge im Dienste des Staates tätig; schon arg von Not und Pein gefoltert, die zunehmende Wassersucht dem Herzen verursachte, war er noch in seinem Staatsrate erschienen; nun war das treue Auge gebrochen, mit aufrichtigem Schmerze stand der Sohn an der Bahre des einst so bitter gehaßten Vaters. Einen jungen Staat mit ungeschwächter, reich aufgestapelter Kraft übernahm König Friedrich II. Für die Zukunft hatte der Vorfahr gearbeitet und gesammelt, wie würde die Ernte jetzt verwendet werden? Der hohen Politik hatte sich der alte König nicht gerne gewidmet; das Hehlen und Lügen, das damals die höchste diplomatische Kunst ausmachte, war seinem ehrlichen Charakter zuwider gewesen; die Unaufrichtigkeit, die schließlich jedem Staatsvertrage zugrunde liegt, stieß ihn ab. Er hatte von seinem Vater, dem ersten preußischen Könige, die Tradition übernommen, daß der Kurfürst von Brandenburg als

treuer Vasall an der Seite der Habsburger stehen müsse; nur ungern hat er sich — etwa im Bündnisse von Herrenhausen mit Frankreich und England — von dieser Richtung abgelöst und ist rasch wieder auf sie zurückgekommen. Es liegt etwas Rührendes in dieser Treue, denn wenig Gutes hatte er von seiten Österreichs erfahren. Seine schlesischen Ansprüche waren immer mit Hochmut und Rücksichtslosigkeit abgewiesen worden, und auch mit seinen Ansprüchen auf Jülich war er nicht besser gefahren.

Man erinnert sich, wie einst diese schönen Lande zwischen den Hohenzollern und den Pfalz-Neuburgern geteilt worden waren. Nun stand das letztere Haus am Aussterben, Kurfürst Karl Philipp war trotz mehrfacher Verehelichung kinderlos geblieben; er war 1661 geboren, sein Tod mußte in absehbarer Zeit erfolgen. Erbin der Pfalz wurde dann die Linie Pfalz-Sulzbach (dieses Ereignis ist erst 1742 eingetreten), da war es nun an der Zeit, die alten hohenzollernschen Ansprüche auf Jülich und Berg wieder aufleben zu lassen. Kaiser Karl VI. hatte, um die Zustimmung Preußens zur pragmatischen Sanktion zu erhalten, diesbezüglich dem Könige von Preußen im Vertrage von Wusterhausen (1729) Versprechungen gemacht, die aber nicht ernst gemeint waren. Auch Friedrich Wilhelm I. mußte die Erfahrung von der Unverläßlichkeit des Wiener Hofes machen, das hat ihn tief getroffen. Er selbst war zu alt und zu schwerfällig geworden, um darüber seine Politik zu ändern, aber er wies damals in einem Augenblicke des Unmuts auf den Sohn hin und sprach: „Hier steht einer, der mich rächen wird." Es ist zweifellos, daß der junge König Friedrich sofort bei seinem Regierungsantritte den Entschluß gefaßt hat, mit aller Tunlichkeit diese Ansprüche auf Jülich und Berg durchzusetzen. Er trat deshalb in Verbindung mit dem französischen Hofe, ohne aber da Entgegenkommen zu finden.

Es wird sich nicht vermeiden lassen, in diesem Auftreten Friedrichs II. einen Gegensatz zu finden mit den Ausführungen seines Antimacchiavells; ein anderes ist es eben, am stillen Schreibpulte über die beste der Welten nachzugrübeln und mitten im freien Leben die Verantwortung für Größe und Gedeihen eines Staates zu tragen. Der preußische Staat war mager und arm — weitausgreifend streckte er die Arme nach Ost und West aus. Ohne Zusammenhang mit der Hauptmasse der Marken lagen die Provinzen Ostpreußen und Kleve-Mark; noch immer beherrschte Schweden ein mächtiges Stück der Ostsee. Dieser magere Staatskörper brauchte Muskeln und Fleisch, die Mittel zu solcher Vergrößerung — Geld und Soldaten — waren

vorhanden; sollte der preußische Staat in selbstauferlegter Ruhe verharren, Taler auf Taler anhäufen, jahrein, jahraus neue Rekruten zwecklos abrichten, oder sollte er nicht lieber die gewonnene Kraft bei günstiger Gelegenheit verwerten? Von der Gedanken Blässe nicht angekränkelt, beschloß Friedrich II. das letztere. Jülich, Berg und Westpreußen, vielleicht auch Schwedisch-Pommern zu erlangen, schien das nächste Ziel zu sein. Da starb am 20. Oktober 1740 ganz unerwartet Kaiser Karl VI. und eine Frau, Maria Theresia, ward Erbin seiner Lande. Das war ein Ereignis, das die Lage Europas mit einem Schlage von Grund aus änderte, und Friedrich wußte es zu benützen.

In den österreichischen Ländern herrschte ob der weiblichen Nachfolge große Unsicherheit, und die Nachbarn, obwohl sie fast alle die neue Thronfolgeordnung genehmigt hatten, machten allerlei Ausflüchte, um im Trüben zu fischen. Sachsen und Bayern, wo die Töchter Kaiser Josefs I. als Fürstinnen saßen, waren unmittelbar an der Erbfolge beteiligt; Frankreich war ein alter Gegner Österreichs, um so mehr, seitdem England in immer nähere Verbindung zum Donaustaate getreten war; Spanien stand gleichfalls seit Anfang dieses Jahrhunderts in scharfer Opposition gegen die Habsburger: die Königin Elisabeth von Spanien, die eigentliche Regentin des Landes, war bemüht, ihre beiden Söhne Karl und Philipp in Italien auf Kosten Österreichs zu versorgen. Der jahrhundertlange Feind im Osten, die Türkei, hatte eben gegen Österreich einen Krieg siegreich beendet. Die eigenen Hilfsquellen Österreichs waren erschöpft, die Unterstützung von seiten des Deutschen Reichs ungewiß, da ja ein Nachfolger Karls VI. noch nicht gewählt und es fraglich war, ob es möglich sein würde, den Gemahl Maria Theresias, Franz Stephan von Lothringen, jetzt Großherzog von Toscana, zum römisch-deutschen Kaiser zu erheben. Nur über alte Minister, ein geschlagenes Heer, leere Kassen verfügte die schöne Königin von Ungarn und Böhmen bei ihrem Regierungsantritte. Das war nun eine überaus günstige Gelegenheit für Friedrich II., seine alten Ansprüche auf Schlesien wieder aufleben zu lassen. Über die Berechtigung derselben ist bereits an anderer Stelle geredet worden: sie sind unsicherer Natur. Eine Erörterung der Frage, ob der Erbvertrag mit Brieg, Liegnitz und Wohlau von 1537 die notwendige Bestätigung von seiten der lehengebenden Krone Böhmen erhalten habe und ob die Einziehung Jägerndorfs im Dreißigjährigen Kriege rechtmäßig gewesen sei, ist wohl müßig, denn das Ganze war eine

Frage der Macht, eine Frage nicht bürgerlichen, sondern politischen Rechtes. Friedrich II. hatte 1740 die Macht, solche Ansprüche zu erheben und durchzuführen und er hatte als König des jungen, kraftvollen Preußens das politische Recht, so zu handeln, wie er es getan hat.

Er trat zuerst mit friedlichen Anträgen an den Wiener Hof heran: er wolle der Königin von Ungarn gegen ihre Feinde beistehen und ihrem Gemahle die Kaiserkrone verschaffen, wenn sie ihm dafür Stücke Schlesiens abtreten würde. Es ist schwer anzunehmen, daß Friedrich ernstlich daran geglaubt haben kann, solche Werbung würde in Wien auf Gegenliebe stoßen.

Nichts veranlaßte damals Österreich, ohne Flintenschuß eine kostbare Provinz preiszugeben; die Gegner: Frankreich, Bayern, Sachsen, Spanien, sie rührten sich wohl, aber es war doch fraglich, ob sie Ernst machen würden. Aus Konstantinopel kamen beruhigende Nachrichten, an England besaß man einen sicheren, an Rußland zu mindest einen wohlwollenden Freund, mit dem 1726 ein erster Vertrag abgeschlossen worden war. Dabei mochte in dem tapferen Herzen Maria Theresias die Hoffnung leben, der Himmel werde ihrem Rechte zum Siege verhelfen: dazu war sie jung und — Frau genug. Wenn sie selbst Stücke ihrer Länder aufgab, was würden ihre Feinde zu solcher Schwäche sagen? Friedrich hat jedenfalls nur den Schein des Friedensbruches von sich abwälzen wollen; der österreichische Gesandte, der das Trauerkompliment des Königs von Preußen anläßlich des Todes Karls VI. erwidern sollte, stieß schon überall auf kriegerische Vorbereitungen, und als die Absage aus Wien kam, rückte Friedrich mitten im Winter, 15. Dezember 1740, in Schlesien ein.

Damit wird dem Schwerte zum ersten Male die Entscheidung überlassen, ob Brandenburg wirklich immer der Vasall Österreichs im Reiche bleiben sollte oder ob auch ein anderer Staat als Österreich die Vorherrschaft in Deutschland behaupten konnte; das letzte Mal wurde um diese selben Fragen das Schwert im Jahre 1866 gezogen: es hat für die preußische Führung in Deutschland ohne Österreich entschieden.

So großartige Pläne hat Friedrich 1740 sicher nicht gehabt; ihm handelte es sich zunächst nur um augenblicklichen Landerwerb, um die Vergrößerung seines kleinen Staates, um die Bereicherung seines armen Landes; denn Schlesien war eine überaus reiche und industriekräftige Provinz. Es spielte damals ungefähr dieselbe Rolle des

Fabrikanten unter den österreichischen Ländern wie heute Nordböhmen. Nicht nur Land und Leute, sondern industrielle Kraft und Geld waren in Schlesien zu gewinnen. Man darf es sagen, daß in der ersten Schlacht dieses Feldzuges bei Mollwitz, 10. April 1741, über das Schicksal dieser Provinz entschieden worden ist; es war ein Sieg des Generals Schwerin über den Österreicher Browne, ein Sieg des von Friedrich Wilhelm I. so unübertrefflich gedrillten preußischen Fußvolks über die im alten Schlendrian aufgewachsene österreichische Infanterie. Der Beginn der Schlacht nahm durch einen unzeitig unternommenen Reiterangriff der Preußen einen üblen Verlauf, die zurückgeworfene Reiterei brachte die eigenen Linien in Unordnung, die Österreicher drückten nach, eine Niederlage schien bevorzustehen; tief entmutigt verließ der König auf Andringen seiner Generäle das Schlachtfeld und gab den Tag für verloren.

Nach seinem Abgang änderte sich das Bild; allzu sorglos waren die Österreicher vorgestoßen, mit Kaltblütigkeit hielt das nur einen Augenblick erschütterte preußische Fußvolk wieder stand, brachte durch sein ruhiges Feuer die Angreifer in Unordnung, drang im richtigen Augenblicke nach und behauptete angesichts des fliehenden Feindes seine Stellung. Spät am Abend erhielt Friedrich statt der Kunde der erwarteten Niederlage die eines glänzenden Sieges. Mit tiefer Beschämung vernahm sie der König; daß dieser erste Sieg so ganz ohne ihn erfochten ward, mußte ihn tief treffen. In der Art, wie seine eigenen Generäle ihn vom Schlachtfelde entfernt hatten, lag weniger Sorge um das kostbare Leben ihres Hauptes, sondern eine Art von Mißtrauen in die Fähigkeiten des philosophischen, flötespielenden Königs. Denn sie kannten ihn noch nicht, sahen in ihm vor allem den Schloßherrn von Rheinsberg. Es mag in jenen Abendstunden des 10. April in Friedrich II. der Entschluß sich ehern befestigt haben, auch den eigenen Generalen zu zeigen, was er vermochte; er konnte wohl besiegt, er mochte aber nicht mehr beiseite geschoben werden: es war das einzige Mal, daß Friedrich II. wirklich geschlagen worden ist — das sollte nicht mehr vorkommen und es kam nicht mehr vor. Das angeborene glänzende militärische Talent des Mannes entfaltete sich von Feldzug zu Feldzug mehr, bis er als anerkannter Meister von Strategie und Taktik dastand.

Aber nicht nur auf Preußen und Friedrich hat der Tag von Mollwitz tief eingewirkt, auch die europäischen Verhältnisse wurden durch ihn bestimmt; was bisher nur als Projekt der einzelnen Höfe vorhanden war, wurde jetzt zur Tat. Man hatte auf den ersten Waffen-

gang zwischen Österreich und Preußen gewartet, um sein Benehmen danach einzurichten, nun wurde zum Angriff gegen Maria Theresia geblasen — einer gefährlichen Koalition mußte sie gegenübertreten: Frankreich, Spanien, Bayern, Sachsen. Karl Albert von Bayern wurde zum Kaiser Karl VII. erhoben; er eroberte Böhmen, wo ein Teil des Adels gerne die Gelegenheit benützte, von Österreich abzufallen. Nicht sehr ausgiebige, aber doch nicht zu unterschätzende Hilfe gewährte allerdings England, indem es eine französisch-deutsche Armee von Maria Theresia abzog, besonders aber durch seine Geldzahlungen. Heldenmütig widerstand Maria Theresia; im Unglück fand sie tüchtige Heerführer wie Khevenhiller und Daun, fand sie Freunde, die freilich sich ihre Aufopferung teuer bezahlen ließen: die Ungarn. Kaum je ist den österreichischen Ländern eine Hilfeleistung so hoch zu stehen gekommen wie die der ungarischen Insurrektion von 1741!

Die besten Dienste leisteten Maria Theresia die Gegner selbst durch ihre Uneinigkeit und ihre Sonderinteressen. Friedrich hatte Schlesien erobert, damit sein nächstes Ziel erreicht; es lag aber durchaus nicht in seiner Absicht, anderen deutschen Teilfürsten, wie Bayern und Sachsen, zu größerer Macht zu verhelfen, dem französischen Könige etwa entscheidenden Einfluß in Deutschland einzuräumen. Auch Bayern und Sachsen neideten einander eine Vergrößerung, gerne hätte jedes von ihnen Böhmen erhalten; Sachsen trat aus der Koalition aus, um künftig nur einer Aufgabe zu leben: eine Verbindung zwischen Sachsen und Polen zu erreichen, gleichgültig, auf wessen Kosten; die Besitzergreifung Schlesiens durch Preußen machte es dann zum Gegner dieses letzteren Staates. Bayern verlor wieder Böhmen, verlor das eigene Land; Karl Albrecht hatte eine Aufgabe zu lösen übernommen, zu der seine Kraft nicht ausreichte, daran ist er zugrunde gegangen. Nach seinem Tode, 1745, machte der Sohn Max Joseph Frieden mit Österreich, und nun konnte Maria Theresias Gatte Kaiser werden. Preußen hatte 1742 schon Frieden geschlossen; zwei Jahre später schlug es nochmals los, um angesichts der Erfolge Österreichs rechtzeitig die gemachte Beute zu sichern; es wollte nicht abwarten, bis sie ihm durch die gesteigerte Kraft seiner Gegnerin wieder abgejagt wurde. Im Dresdner Frieden, Dezember 1744, erhielt Friedrich neuerlich die Bestätigung seines ersten Erfolges. Im Jahre 1746 verbündete sich Rußland noch näher mit Österreich; dagegen wurde England immer kühler; der Krieg lebte sich aus, so daß Maria Theresia 1748 den Aachener

Frieden schließen konnte; sie hatte den Stamm ihres Besitzes behauptet, nur einen großen Teil von Schlesien und einen kleinen von Italien (Parma und Piacenza) eingebüßt.

Friedrich ging nun an die Organisation Schlesiens; er fand dort starken Anhang an der großen Anzahl von Protestanten, die unter österreichischer Herrschaft gedrückt worden waren und die religiöse Freiheit nun mit Jubel begrüßten. Auch sonst söhnten sie sich mit der preußischen Regierung bald aus. Schlesien hatte unter den Habsburgern stets eine besondere Stellung gehabt; es zeugt für den großen Mangel eines österreichischen Gesamtgefühls, daß es so leicht wurde, diese Provinz abzulösen. Sie waren Schlesier unter Österreich, sie blieben, vorerst, Schlesier unter Preußen; Friedrich schonte diese Eigenart, indem er der neuen Provinz eine Sonderverwaltung einräumte. Durch die Gleichart der Religion und der Nationalität wurden aber die deutschen protestantischen Schlesier bald zu Preußen — die katholischen Slawen standen auf einer zu niederen Kulturstufe, als daß sie von größerer Bedeutung in diesem Assimilierungsprozeß geworden wären. Man mag in dieser kleinen deutschen Ecke ein Vorbild für die Zukunft sehen: das deutsche protestantische Deutschland schließt sich leichter dem deutschen protestantischen Preußen an als dem fremden katholischen Österreich. Daß später auch das katholische Deutschland diesen Weg gegangen ist, war der Lohn für die vorurteilslose, tolerante Politik, die Friedrich II. in religiösen Dingen eingeschlagen hat, und die vorbildlich für seine Nachfolger geworden ist. Wie er die Katholiken geschont hat, wie er beispielsweise die Jesuiten, als sie überall verfolgt und vertrieben wurden, in seinen Staaten geschützt hat, so hat sich ein Jahrhundert später Friedrich Wilhelm IV. dem päpstlichen Stuhl entgegenkommend gezeigt und selbst der Kulturkampf Bismarcks war nur eine kurze Episode, die längst wieder wettgemacht worden ist. Niemals hat sich Österreich so tolerant und so klug gegen die Nicht-Katholiken gezeigt und das hat sich bitter gerächt!

Ängstlich mußte Friedrich seinen neuen Schatz hüten; zu kostbar war er gewesen, als daß die Staatsmänner am Donaustrande ihn hätten vergessen können. Mitte der fünfziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts trat in Wien ein neuer Mann auf: Graf — später Fürst — Wenzel Kaunitz. Er warf das alte Allianzsystem mit England über den Haufen; er wies nach, daß derartige Allianzen stets nur aus dem Egoismus der betreffenden Verbündeten entstünden, daß aber der Egoismus Frankreichs Österreich mehr nützen könnte

als der Englands. So wurde mit Mühe, Fleiß und Geschick eine Annäherung an den Hof von Versailles angebahnt; die französische Politik war dazumal schon eine rein persönliche geworden; die Einflüsse der Marquise de Pompadour und ihres Freundes, des Abbé Bernis, entschieden; Vorteile in Belgien, das damals von Österreich wohl mehr als Kompensationsobjekt denn als vollwertiger Besitz aufgefaßt wurde, sollten für Frankreich den Lohn bieten; Geld konnte dieses ebenso wie England zahlen, und so trat 1756 Frankreich der Allianz zwischen Österreich und Rußland bei; durch Österreich ist die erste politische Verbindung zwischen Frankreich und Rußland zustande gekommen. Drei Frauen wollten damals über Europa verfügen, Maria Theresia, die Pompadour und Elisabeth von Rußland.

Friedrich mochte nichts Gutes ahnen von einer solchen Vereinigung, er verschaffte sich durch Spione nähere Kunde von dem Plane der drei Damen; es hieß, daß sie 1757 losschlagen würden, und da ist er ihnen denn um ein Jahr zuvorgekommen und überfiel im Sommer 1756 Sachsen. Man hat neuerlich viel gestritten über seine Angriffspläne in diesem Zeitpunkte und ihm vorgeworfen, er sei raubgierig auf neuen Landerwerb ausgegangen: man wird ihm das vernünftigerweise nicht zur Last legen können. Gewiß ist, daß er zunächst zur Sicherung Schlesiens ausgezogen ist; daß er nebenbei die Hoffnung hegen mochte, wenn der Kriegsgott ihm wohlwollte, noch neue Erwerbungen zu machen, vielleicht Sachsen oder Westpreußen, das scheint von seinem Standpunkte aus, als König in Preußen, nicht ungerechtfertigt zu sein. Der Siebenjährige Krieg begann; glückliche Erfolge wie bei Lobositz, Prag, Leuthen, Roßbach, Zorndorf, Torgau wechselten mit schweren Niederlagen ab, wie bei Kolin, Hochkirch, Kunnersdorf; das Hauptgewicht des Krieges lag auf Preußen, Österreich und Rußland; das Reich und die Verbündeten, Frankreich und England, haben wenig dabei zu entscheiden gehabt.

Gegen Österreich und Rußland unterlag Preußen; Friedrich war einem unrühmlichen Ende des Krieges sehr nahe, als seine erbitterte Feindin Elisabeth von Rußland starb und einem begeisterten Anhänger des Preußenkönigs, Peter III., Platz machte; zwar dauerte des letzteren Herrschaft nur kurze Zeit, nach wenigen Monaten wurde er schon von seiner Gemahlin Katharina abgesetzt, aber diese verhielt sich wenigstens neutral und das genügte. Allein geblieben waren Österreichs Heere den preußischen nicht gewachsen und der

Friede von Hubertusburg beendete 1763 den Krieg mit der Aufrechterhaltung des Status quo: neue Provinzen hat Friedrich nicht erworben. Damit war der Besitz von Schlesien für Friedrich gesichert; er konnte sich ganz der Verwaltung und Wohlfahrt seines Staates widmen. Doch ist er noch bei zwei bedeutsamen Gelegenheiten politisch hervorgetreten.

Zuerst hat er sein Ziel erreicht, Westpreußen zu gewinnen. Der Zustand der Republik Polen, wo 1763 der sächsische August III. gestorben und durch einen König aus einheimischem Geschlecht ersetzt worden war, schien ein derartiger, daß das Land einmal eine leichte Beute seines immer mächtiger werdenden Nachbars, des Moskowiters, werden mußte; zahllos waren die russischen Eingriffe in die polnische Herrschaft, der neue König Stanislaus Poniatowski war wenig mehr als ein russischer Statthalter. Einer solchen gewaltigen Vergrößerung Rußlands galt es zuvorzukommen; mit richtigem Blick warf Ende der sechziger Jahre Friedrich den Gedanken auf, eine Teilung des Landes unter die drei benachbarten Reiche Rußland, Österreich und Preußen vorzunehmen: man bemerkt, daß das friderizianische Preußen bereits wie eine Großmacht auftreten konnte. Der Augenblick eines Krieges zwischen Rußland und der Türkei wurde zur Ausführung jenes Gedankens benützt, damit auch eine billige Entschädigung für Katharina geschaffen, ohne die Türkei verkleinern zu müssen. Es kam zur ersten Teilung Polens (1772), Preußen erhielt das sehnlich begehrte Westpreußen mit dem Netzedistrikte, weniger den Städten Danzig und Thorn. Damit war die Verbindung Brandenburgs mit Ostpreußen erreicht, die beiden Preußen waren vereint und Friedrich nannte sich nicht mehr König *in* Preußen, sondern König *von* Preußen. Auf den Heimfall jener beiden Städte konnte er ruhig warten, das war nur eine Frage der Zeit.

Das andere Mal hat Friedrich die Erwerbung von Bayern durch Österreich verhindert: diese Aktion hat zwei Phasen. Im Jahre 1742 war die Pfalz-Neuburgsche Linie ausgestorben, ihr in Heidelberg die Pfalz-Sulzbachsche mit Karl Theodor gefolgt. Derselbe Fürst erbte 1777 auch das Kurfürstentum Bayern. Da erhob nun Österreich Ansprüche auf Teile von Niederbayern und auf die Oberpfalz. Karl Theodor war geneigt zuzustimmen; nicht so der nächste Erbe des kinderlosen Kurfürsten von Bayern und der Pfalz, Karl von Zweibrücken, und dieser wurde in seinem Widerstande durch Friedrich II. ermutigt, der um keinen Preis eine weitere Ausdehnung Österreichs nach Deutschland hin gestatten wollte. Aber auch Kaiser

Josef II., Maria Theresias Sohn, gab nicht nach: es kam zu einem neuen Waffengange, 1778/79, der lau und unrühmlich geführt wurde und an der Unlust der alten Kaiserin, noch einmal einen blutigen Krieg zu führen, gescheitert ist. Bald begannen Verhandlungen, die zum Frieden von Teschen führten, Josef verzichtete vorläufig auf seine Pläne und wurde durch Abtretung eines kleinen Stückchen Landes, des Innviertels, dafür entschädigt. Sechs Jahre später nahm er, durch den Tod seiner Mutter Alleinherrscher in Österreich geworden, dasselbe Projekt in anderer Form wieder auf. Diesmal handelte es sich um die Abtretung von ganz Bayern; dafür sollte Karl Theodor mit den belgischen Niederlanden, ohne Luxemburg und Namur, und dem Königstitel entschädigt werden; gegen diese beiden kleinen Provinzen hoffte Josef noch Salzburg einzutauschen. Abermals vereitelte Friedrich diesen großen Plan, indem er unter seiner Führung einen Fürstenbund zusammenbrachte, dem sich Sachsen, Hannover, Braunschweig, Mainz, Hessen-Cassel, Baden, Mecklenburg, Anhalt und die Thüringer anschlossen: hier sind besonders Karl August von Weimar und sein Minister von Goethe für Preußen eingetreten. Gegenüber dem Widerstande von halb Deutschland — auch katholischer Fürsten — zog Josef sein Projekt zurück. Man begreift, was das für Österreichs Stellung in Deutschland bedeutet hätte, wenn es gelungen wäre, Bayern zu gewinnen: die Deutschen in Österreich hätten damit die Oberhand bekommen und Österreich wäre ein nicht mehr beiseite zu schiebender Faktor im Reiche geworden.

So aber stellt sich das Endergebnis der Regierung Friedrichs des Großen in territorialer Hinsicht als folgendes dar: abgesehen von dem längst erwarteten Heimfall Ostfrieslands (1744), hatte Preußen den größten Teil von Schlesien und von Westpreußen erworben: deutsches oder leicht zu germanisierendes Gebiet. Dagegen hat Österreich das deutsche Schlesien verloren, das deutsche Bayern nicht bekommen und war genötigt, um Ersatz dafür zu finden, nichtdeutsches Land zu erwerben: durch die Teilung Polens Ostgalizien und Lodomerien; dann die rumänische, später zu einem kleinen Teil allerdings germanisierte Bukowina, als Maklerlohn für die Vermittelung des russisch-türkischen Friedens von 1774. Es ist leicht zu ersehen, welcher Staat in diesem Zeitraume Fortschritte in Deutschland gemacht, und welcher Rückschritte: unzertrennlich sind diese Ereignisse mit dem Namen Friedrichs des Großen verbunden.

Die langen Kriege, die er zu führen hatte (1740—45, 1756—63),

mußten naturgemäß die Zustände in Preußen sehr erschüttern, sie stellten große Anforderungen an die Menschen und an die Finanzen des Landes. Da fand ein umfassender Geist wie Friedrich genügende Gelegenheit, seine schöpferische Kraft in den Friedenszeiten vor und nach dem Siebenjährigen Kriege zu betätigen. Die Zeit vor diesem Feldzuge ist vor allem benützt worden, um die Schäden der ersten schlesischen Kriege auszubessern, den Ertrag des Reiches zu erhöhen, wüste Landstriche zu bebauen, zu kolonisieren, sich für einen weiteren Kampf vorzubereiten; als dieser dann zugunsten des Königs entschieden worden war, konnten erst die großen Reformen einsetzen. In der Verwaltung hatte Friedrich das Werk des Vaters und Urgroßvaters fortzusetzen; er beließ Staatsrat und Generaldirektorium, hat aber besonders durch die Instruktion von 1748 gewaltig weitergebaut auf den alten Fundamenten; zwei neue unabhängige Ministerien wurden geschaffen, das eine sofort bei seinem Regierungsantritte für Handel, Gewerbe und Verkehr, das andere später für die Kriegsagenden. Ungeheuer geradezu, man darf das starke Wort gebrauchen, ist seine eigene Tätigkeit auf den Verwaltungsgebieten gewesen; rastlos hat er, wie sein Vater, in das Getriebe auch der kleinsten Räder der Staatsmaschine eingegriffen; als erster — zugleich als am härtesten angestrengter — Diener des Staates fühlte er sich; als Handlanger diente ihm in Treuen und mit Selbstaufopferung der Kabinettsrat von Eichel. Ein großer Unterschied gegen seinen Vater war es auch, daß Friedrich II. stets sein eigener Minister des Auswärtigen gewesen ist.

In kirchlicher Hinsicht hat er Ansichten unbedingter Toleranz gehuldigt; so hat er vor allem dem Jesuitenorden, der 1773 aufgehoben worden war, Zuflucht in seinen Staaten gewährt, da er seine Unterstützung in der Führung der Schulen nicht entbehren zu können meinte. Dem Schulwesen widmete er prinzipielles Wohlwollen, sein Generallandschulreglement von 1763 legt dafür Zeugnis ab; es war aber schwer durchzuführen und blieb für weite Landesteile unausgeführt. Friedrich war selbst viel zu gebildet, um nicht den Wert der Bildung auch für das Volk einzusehen, aber er hatte nicht die Gabe, hier praktisch eingreifen zu können, er mochte bei seinem strengen Festhalten an Standesunterschieden es auch nicht für gut halten, den niederen Schichten durch umfassendere Bildung einen größeren Gesichtskreis und mehr Bedürfnisse zuzuführen; er war befriedigt, wenn seine Bauern lesen und schreiben lernen konnten, und hat derlei Schulmeisterstellen gerne an verabschiedete Unteroffiziere verliehen.

Trotzdem war er es zufrieden, wenn private Schulen bessere Resultate zu erzielen sich bemühten. Auch für den Mittel- und Hochschulunterricht ist er weniger als auf anderen Gebieten schöpferisch tätig gewesen.

Für die Ausbildung des Rechtes ist er dagegen wärmstens eingetreten, er hielt einen unabhängigen und tüchtigen Richterstand für das Rückgrat des Staates; wohlbekannt ist der damals entstandene stolze Satz: „il y a des juges à Berlin"; er wußte hervorragende Männer da an richtiger Stelle zu verwenden und hat auch den kodifikatorischen Arbeiten derselben Förderung gedeihen lassen: so entstand eine neue Prozeßordnung, und die wichtigsten Vorarbeiten für das erst 1794 veröffentlichte neue preußische Landrecht fallen noch unter seine Regierung. Männer wie Cocceji, Svarez, Fürst, Carmer sind unzertrennlich verbunden mit den Justizreformen Friedrichs. Auch das Postwesen, nachdem es vorübergehend von französischen Beamten schlecht verwaltet worden war, wurde später unter tüchtige deutsche Aufsicht gestellt. Für einen Mann, der viel Geld für die Kriege und seine Armee brauchte, mußte alles besonderen Wert haben, was die Einkünfte des Landes vermehrte. So hat er Manufakturen und Handel nach Möglichkeit gefördert — freilich innerhalb der Grenzen der damaligen Ansichten, daß man die heimische Fabrikation um jeden Preis vor ausländischer Konkurrenz beschützen müsse, daß man nur auf diesem Wege das Geld im Lande behalten und damit den Reichtum des Landes steigern könne. Bei der Förderung der Industrie fand er die Hilfe genialer Kaufleute, wie Gotzkovskys. Eine Porzellanfabrik wurde in Berlin errichtet, daneben Samt- und Tuchfabriken, Wollspinnereien, Papierfabriken, die Seidenzucht der Privaten durch Prämien möglichst gesteigert; die Produktion von Leinwand, Wollfabrikaten stieg von Jahr zu Jahr. Auch der Fundierung des Geldwesens widmete er große Aufmerksamkeit; zur Entlastung des Adels wurden Hypothekarinstitute ins Leben gerufen, in den Städten königliche Leihhäuser errichtet, 1765 die Berliner Giro-Diskonto- und Leihbank, 1772 dann für den Handel mit den überseeischen Ländern die noch heute bestehende Seehandlung gegründet. Auch für die Landes-Amelioration tat er vieles durch Entwässerung sumpfiger Strecken (z. B. des Oderbruchs), durch Anwerbung fremder — vor allem holländischer — Ansiedler; aber hier ist er doch rückständig geblieben im Sinne seiner Zeit, die nicht wußte, wie man die natürliche Kraft der Natur unterstützen könne.

Nach den Kriegen hat er das Möglichste getan, um den am meisten in Mitleidenschaft gezogenen Provinzen, wie Schlesien, Ostpreußen, Kleve durch Nachsicht von Steuern, durch Überweisung neuen Betriebskapitals zu Hilfe zu kommen; er hat so nach eigenen Berechnungen über 20 Millionen Taler verschenkt; dafür hat er dann in den Jahren des Gedeihens und Blühens die Einkünfte des Staates möglichst vermehrt, besonders durch direkte Abgaben, durch Einführung von Staatsmonopolen. Während er sehr klugerweise den Getreidehandel von allen Fesseln befreite, belegte er Fleisch, Wein, Bier mit immer höheren Abgaben und behielt Salz, Tabak, Kaffee ganz dem Staate vor. Zur besseren Einhebung dieser Abgaben errichtete er 1766 die „Administration des accises et péages", kurzweg vom Volke „Régie" genannt, die er in seiner Vorliebe für französisches Wesen in die Hände französischer Beamten legte, welche nun mit dieser sehr unwillkommenen Steuer verbunden, immer mehr den Haß des Volkes auf sich zogen und wirklich auch in mancher Hinsicht den Ehrentitel, den ihnen Friedrich einmal ingrimmig verliehen hat: „Schurkenzeug" verdient zu haben scheinen. Besonders übel wurden die Plackereien in betreff des Kaffees empfunden, dessen Genuß der König möglichst eingeschränkt und kontrolliert wissen wollte. Daß da Leute von Amts wegen herumgehen, in die Häuser eindringen und nach verbotenem Kaffeebrennen schnüffeln durften, „die Kaffeeriecher", das deutet darauf hin, daß auch in Friedrich II. die Erinnerung an die Brutalisierungen seines Vaters weiterlebte.

Einen besonderen Wert legte Friedrich auf den preußischen Adel: man muß es ihm lassen, er hat durch richtige Behandlung und Bevorzugung einen unbedingt verläßlichen königstreuen Stand sich geschaffen. Ohne Murren haben ihm diese Adeligen immer wieder die Söhne für den Krieg geopfert, sie haben aber dann auch im Frieden tüchtige Beamte gestellt. Auf jede Weise hat Friedrich sie gefördert: die Offiziersstellen waren ihnen vorbehalten, ebenso die höheren Beamten-, die Ministerposten, nur selten hat der König Bürgerliche verwendet. Dem Vermögenszustande seines Adels hat, wie bereits erwähnt worden, Friedrich die größte Aufmerksamkeit gewidmet; von der Akzise war jener befreit; äußerst ungern sah Friedrich den Erwerb von Rittergütern durch Bürgerliche; ihm waren die bestehenden Stände eine gegebene Institution, an der man nicht rühren sollte durch Vermischung, durch Verheiratung. Diese Rücksicht auf den Adel ist ihm dann öfters hinderlich gewesen bei seinen Maßnahmen für den Bauernstand; da standen oft Privi-

legien der Standesherren entgegen, an denen er ungerne rüttelte. Nur daran hat er im Interesse der Wehrkraft des Landes festgehalten, daß die Einziehung von Bauerngütern durch den Adel, das „Bauernlegen", unstatthaft sei.

Bahnbrechend und vorbildlich ist seine militärische Tätigkeit geworden. Er hat dem ausgezeichnet gedrillten Materiale, das ihm sein Vater hinterlassen hatte, erst Seele eingeflößt, und was auf dem Paradeplatz gelernt worden war, wurde jetzt in der Wirklichkeit verwertet. Während der Vater vor allem die Infanterie ausgebildet hatte, mußte Friedrich zuerst die unzulängliche Kavallerie, dann die im Vergleiche zu den Österreichern besonders rückständige Artillerie erziehen. In der gleichmäßigen Ausbildung und Verwertung dieser drei Truppengattungen, in der ausgezeichneten Führung derselben im Ernstfalle liegt die Bedeutung Friedrichs des Großen als Erzieher des Heeres. Er brachte Feuer und Leben in diese Menschen, lehrte sie Begeisterung für die Sache, Anhänglichkeit an sich selbst; er wußte, wie kein Zweiter, mit seinen Offizieren, seinen Gemeinen zu verkehren. Er erhöhte bis zur Grenze der Möglichkeit die Marsch- und Manövrierleistungen. Er konnte mit kleinen Scharen blitzschnell von einem Punkte des Kriegsschauplatzes zu dem anderen eilen und im gegebenen Falle stets die größtmögliche Zahl aufbringen, aber in der Schlacht auch kleine Massen derart verwenden, daß die Überzahl der Gegner wirkungslos wurde. Angesichts des Feindes wurden Manöver ausgeführt, die geradezu für verbrecherisch kühn galten und nur gelingen konnten durch die unglaubliche Präzision, mit der sie vollendet wurden.

Bei Leuthen meinte der Österreicher Daun angesichts eines derartigen Marsches: „die guten Leute paschen ab — lassen wir sie!" In Wirklichkeit hatte der König unbekümmert um den in voller Schlachtordnung dastehenden Feind eine völlige Umstellung vorgenommen, die es ihm ermöglichte, einen Flankenangriff mit schräger Schlachtordnung vorzunehmen, der zum vollständigen Siege geführt hat.

Mit dieser schrägen Schlachtordnung hat der König wiederholt die methodische alte Art Schlachten zu liefern: in zwei Treffen und einer Reserve, aus dem Felde geschlagen. Mehr als durch diese taktische Neuerung siegte er aber durch den kühnen Tatendrang, den er seinen Soldaten einzuimpfen verstand; immer drauf und dran, selbst die Defensive offensiv zu führen, war seine Parole. Nicht nur die Soldaten, auch seine Generäle wußte er mit „Schneid" und Initia-

tive zu erfüllen; er stellte ihnen ihre Aufgaben: wie sie sie lösten, das war ihre Sache. Wenn sie fehlten und geschlagen wurden, so verzieh er, sobald er überzeugt war, daß sie ihr Bestes getan hatten. Weh' aber, wenn er anderer Ansicht war! So fiel sein Bruder August Wilhelm in schwere Ungnade bei ihm, weil er den Rückzug aus Böhmen, 1757, ungeschickt bewerkstelligt hatte. Diese Selbständigkeit der Führer ist auch für die Zukunft eine Überlieferung in Preußen geworden.

In der Befestigung von Plätzen folgte Friedrich ganz neuen Gedanken, so in der Errichtung von „Fortfestungen". Neu und praktisch sind seine militärischen Friedensübungen, seine Inspektionen gewesen. Wie er andererseits in seinem Offizierkorps den Adel — als dazu erzogen und geeignet und mit „besonderem Ehrgefühle" ausgestattet — zu viel bevorzugt hat, wissen wir bereits. Daß endlich alle diese ausgezeichnete Schulung der Truppen nur in der Hand eines Meisters wirklich Treffliches bewirken konnte, das zeigte die Folgezeit. Als Friedrich der Große tot war, die preußische Armee aber noch immer im stolzen Bewußtsein stand, von ihm zur glänzendsten Kriegsschar der Welt erzogen zu sein, da mußte sie dann bei Jena und Auerstädt einsehen, daß das Instrument in der Hand ungeschickter Spieler versagte, besonders, da ein Gegner mittlerweile erstanden war, Napoleon, der — man darf nicht sagen, größer als Friedrich — aber anders war als jener und in die Kriegskunst neuen Fortschritt gebracht hatte.

Friedrich hat sich als ersten Diener des Staates bezeichnet, — er ist aber zugleich in diesem Sinne der einzige gewesen. Er hat tatsächlich nur mehr oder minder hervorragende Handlanger neben sich geduldet. Er hat die trefflichen Dienste eines Podewils bei seinem Regierungsantritte, eines Hertzberg am Ende seines Lebens, eines Michaelis, Marschall, Zedlitz, Brenkenhoff, eines Fürst und Carmer wohl einzuschätzen gewußt, der leitende Geist ist stets er allein geblieben. Nur Freiherr von Heinitz, dem das Bergwesen anvertraut war, blieb davon eine Ausnahme, dem ließ der König ziemlich freie Hand, und das hatte er nicht zu bedauern, denn Heinitz war ein hervorragender Fachmann, der es verstand, an Stelle des fremden schwedischen Eisens solches aus Schlesien zu gewinnen, der die Steinkohlenfeuerung einführte und damit dem preußischen Fabrikwesen einen großen Aufschwung gab.

Friedrich ist einsam durchs Leben gegangen; er hatte wohl Freunde, aber nachhaltigen Einfluß gewann keiner über ihn. Wie

er einst alle Rheinsberger Tischgenossen enttäuscht hat, die von seinem Regierungsantritt das Beste für sich hofften, wie er dann rücksichtslos mit Voltaire gebrochen hat, als dieser Mann in seiner Charakterkleinheit ihn im Stiche ließ, so hat er bis zum Ende seines Lebens es verstanden, in stiller Größe sich abseits zu halten. Auch seine Familie ist ihm nicht näher getreten, seine Gattin blieb ihm fremd; die Brüder waren ihm doch mehr untergebene Generäle als etwas anderes; sie konnten manchmal nicht die Schadenfreude bei seinen Mißerfolgen unterdrücken. „Phaeton ist gestürzt", schrieb Prinz Heinrich einmal über eine Niederlage seines großen Bruders. Selbst mit seiner Lieblingsschwester von Bayreuth hat er ein paar Jahre lang gegrollt, mit ihr einen Siebenjährigen Krieg geführt, wie er selbst scherzhaft geäußert hat. Die schweren Stunden, die damals der wirkliche blutige Krieg im Gefolge gehabt hatte, mußte er allein durchkämpfen; er ist in diesem Kampfe um Jahrzehnte gealtert, wie er von sich selbst bekannte: „dies ganze Treiben hat mich so alt gemacht, daß Sie Mühe haben würden, mich wieder zu erkennen. An der rechten Seite ist mein Haar ganz grau, meine Zähne brechen ab und fallen aus, mein Gesicht hat Runzeln gleich den Falten eines Weiberrocks, mein Rücken ist gekrümmt wie ein Bogen und mein Sinn traurig und niedergeschlagen wie ein Trappistenmönch" — so schrieb er im Winter 1761 an die Gräfin Camas.

Ein alter Mann, ist er heimgekommen aus Krieg und Sieg: „der alte Fritz." Und immer einsamer ist er geworden; nachdem die glänzenden siegreichen Tage vorübergegangen waren und die stillen Stunden des Friedens kamen, mit ihrer unermüdlichen Arbeit, aber ohne sichtbaren, sofort greifbaren Erfolg, mit ihrem mancherlei Eingreifen in bestehende Verhältnisse und dem daraus entstehenden Mißvergnügen der Betroffenen, mit Unbegreiflichkeiten, wie es die Fehler der französischen Regie waren — da ist er auch seinen Untertanen immer fremder geworden. Die Freunde der Jugendzeit, die Keyserlingk und Jordan, die Gefährten des Mannesalters, die Maupertuis, d'Argens und andere waren dahingegangen, neuen Anschluß zu gewinnen wurde dem Alternden schwer. Immer mehr zog er sich von der Mitwelt zurück, in seinem wunderschönen Sanssouci, das nach seinen Plänen entstanden war, pflegte er die Obstkultur, freute sich an seinen Windspielen und verachtete die Menschen. Die Gicht fesselte ihn mit eisernen Klauen, er wurde immer grämlicher, wunderlicher, sein Krückstock — wie beim Vater — begann eine Rolle zu spielen. Nur seine Minister wußten es, wie sehr auch der alte König

mit allen Fasern seines Herzens nur für sein Volk lebte und mit weitem Blicke selbst das Kleinste nicht übersah. Daß er noch ein Jahr vor seinem Tode den Heimfall Bayerns an Österreich gehindert hat, war ein Meisterstück, für das jeder Preuße ihm dankbar sein mußte, wenn auch die Mitlebenden die Tragweite des Fürstenbundes nicht im entferntesten ahnen mochten. So ist er dann freudlos und einsam, fast verkannt, aus dem Leben geschieden, und erst die Nachwelt hat es wieder verstanden, wie sehr recht die Hauptstadt Berlin gehabt hat, als sie ihn bei seiner Heimkunft aus dem zweiten schlesischen Feldzuge, im Winter 1744, begrüßt hat als: Friedrich den Großen.

III.

Kaiser Josef II.

Während Friedrich II. von Preußen groß und einsam in seinen Lebensabend hineintritt, ist in Österreich ein junger Fürst, Josef II., emporgekommen, dem es der höchste Ehrgeiz gewesen wäre, den Donaustaat zur führenden Macht in Deutschland, was Österreich längst nicht mehr war, zu machen; der ein einheitliches, deutsch regiertes Österreich sich schaffen wollte. Über zwanzig Jahre haben beide Fürsten nebeneinander gewirkt, beides Männer voll Größe und Pflichteifer, dem Geiste der Aufklärung entsprossen — es war ihnen nicht vergönnt, harmonisch zusammen zu arbeiten. Während der Preuße sein Vaterland emporgeführt hatte, gelang es dem Österreicher nicht, seine Pläne durchzuführen, mit einem Schlage konnten nicht die Fehler der Vergangenheit wettgemacht werden. Sehen wir zu, wie sich Österreich bis zu Josefs Regierungsantritte entwickelt hatte.

Auf Kaiser Leopold I., gestorben 1705, folgte sein ältester Sohn, Josef I., ein liebenswürdiger, feuriger junger Mann, der sich mit aller Kraft seinen Aufgaben hingab, vor allem der Fortführung des spanischen Erbfolgekriegs. Er ist davon so erfüllt gewesen, daß er nicht dazu gekommen ist, auch an die innere Reorganisation Österreichs zu denken; man wirft ihm vor, daß er leichtlebig, unstet, verschwenderisch gewesen sei: man darf dabei nicht übersehen, daß er mit 27 Jahren zur Regierung gekommen und schon mit 33 Jahren aus dem Leben geschieden ist; er war also in einem Alter Kaiser, in dem man von einem Fürsten noch nicht Taten gereifter Manneskraft und großer Erfahrung erwarten darf. Der Mann, der von Leopold

zum Leiter des jungen Mannes bestimmt gewesen war, Fürst Salm, war jedenfalls nicht geeignet, große schlummernde Gaben in seinem Zögling zu entdecken und zu fördern, aber auch die Zeit, die einen kriegerischen, dem Erfolge der Armeen alles andere nachsetzenden Kaiser verlangte, war ungeeignet, Tugenden des Friedens zur Entfaltung zu bringen; man wird darum gerechterweise von Josef I. urteilen müssen: er starb zu jung, um nicht Hoffnung und Sorge unerfüllt zurückzulassen. Seine Gemahlin Amalie von Braunschweig hatte ihm zwei Töchter geboren, die später an die Kurfürsten von Sachsen und Bayern vermählt worden sind und trotz ihrer bei der Heirat abgelegten Verzichtleistungen auf österreichische Erbrechte ihren Gatten das Recht oder wenigstens den Vorwand mitbrachten, einmal Anspruch auf das erledigte Erbe der Habsburger zu erheben.

Auf Josef I. folgte sein jüngerer Bruder, Karl III. von Spanien; er wurde auch vom Reiche als Kaiser gewählt und hieß als solcher Karl VI. Wir wissen bereits, daß sein Regierungsantritt über die österreichischen Erbländer und das Reich Anlaß gab zur endgültigen Teilung des spanischen Erbes durch die Friedensschlüsse von Utrecht und Rastatt. Er vereinigte somit zu den österreichischen, böhmischen und ungarischen Kronen die belgischen Niederlande, die Provinzen Neapel, Sizilien und Mailand. Dabei vergaß er nie, daß er berechtigte Ansprüche auf Spanien hatte aufgeben müssen, er vergaß nie, daß in Italien in absehbarer Zeit Fürstentümer zur Erledigung kommen würden: Parma und Piacenza, sowie Toscana, und daß er als Reichsoberhaupt auf diese erledigten Lehen Anspruch erheben könne. Diese Ansprüche verschiedenster Natur sind für die auswärtige Politik der ersten zwanzig Jahre seiner Regierung maßgebend geworden. Dabei hatte er sein Herz an Spanien verloren: wie kein anderes ist ihm dies Land teuer, seine Sitte wert geworden; daß er es aufgeben, daß er vor allem die treuen Catalanen, die so felsenfest an ihm gehangen, im Stiche lassen mußte, ist ein Schmerz gewesen, den er nie überwinden konnte. Wenig verschlug da, daß die Treue der Catalanen sehr eigennütziger Natur gewesen ist und mehr dem alten Gegensatze zu Castilien entsprang, als der Sympathie für ihn. Er hat es geradezu als ein Vermächtnis der für ihn gefallenen Spanier angesehen, die Überlebenden, soweit es ihm möglich war, mit Gnade und Huld zu entschädigen. Eine große Reihe von Ausländern, Spanier, Neapolitaner, Niederländer — die beiden letzteren ja auch eine Art von Spaniern — sind an dem Wiener Hof erschienen, haben hohe Ehrenstellen, Gold, Güter, vor allem das Ver-

trauen des Kaisers erworben, ohne immer dazu die nötige geistige und ethische Berechtigung zu haben, denn es waren manchmal recht eindeutige Abenteurer. Durch sie ist das intellektuelle und moralische Niveau des Wiener Hofes nicht gerade gehoben worden. Zu der Vielheit der österreichischen Regierungsstellen kam noch eine hinzu, für diese neuen Provinzen bestimmt, die an Österreich stets Anforderungen gestellt haben, ohne etwas einzutragen. Es ist das Unglück des Donaustaats geworden, daß immer wieder nicht deutsche und wenig leistende Gebiete dazu gekommen sind. So durch den Passarowitzer Frieden von 1718 der Banat und große Teile von Serbien; im sogenannten polnischen Erbfolgekrieg gingen Neapel und Sizilien verloren, dafür kamen Parma und Toscana an Österreich; letzteres wurde aber gleich an den Herzog von Lothringen abgegeben, der dafür sein Stammland an Frankreich verlor.

Als großes Unglück empfand es Karl VI., daß seine Gemahlin Elisabeth Christine von Wolfenbüttel ihm keine Söhne schenkte; ein Prinz starb im zarten Alter, die überlebenden Kinder waren nur Mädchen. Schon früher, wie in Vorausahnung dessen, was dann tatsächlich eintreffen sollte, hatte Karl VI. durch die Verkündigung einer neuen Thronfolgebestimmung für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie des Hauses Habsburg vorgesorgt. Merkwürdigerweise war die erste Anregung dazu von den kroatischen Ständen gegeben worden, die den Zusammenhang mit den österreichischen Erbländern sichern und sich vor einer Annektion durch Ungarn schützen wollten. Man hat dieses Hausgesetz des Jahres 1713 kurzweg die „pragmatische Sanktion" genannt; sie bestimmte die Unteilbarkeit der ganzen Monarchie und setzte das Vorerbrecht der Töchter Karls VI., dann das der Töchter Josefs I. und dann erst die Thronfolge der älteren Verwandten fest. Im Laufe des nächsten Dezenniums wurde die Erbordnung von den einzelnen Provinzen Österreichs, später auch vom Reiche angenommen; Karl VI. hielt es aber auch für seine Pflicht, die Zustimmung der Mächte Europas dazu zu erkaufen — und durch dieses Bemühen ist der fernere Lauf seiner Politik bestimmt worden.

Oft unter Aufopferung wichtiger Interessen, wie beispielsweise der Ostendeschen Kompagnie, wurden im Laufe der Jahre fast mit allen europäischen Staaten Verträge abgeschlossen, denen zufolge sie zur Nachfolge der ältesten Tochter Karls VI. ihre Zustimmung gaben. Die Heiligkeit dieser Verträge wird am besten charakterisiert durch die Klausel, die Frankreich seinem Abkommen anhing: „unbeschadet

der Rechte Dritter"; damit war jede Möglichkeit einer späteren gegnerischen Haltung offen gelassen. Und ebenso wird der Charakter Karls VI. am besten durch seinen naiven Glauben an die Unverletzlichkeit und Verpflichtung solcher Verträge illustriert. Er war ein Mann von schwerer Lebensauffassung, voll Pflichttreue und Pflichtbewußtsein, der auch bei anderen nur Ehrlichkeit voraussetzte, der eine große, von der Zeit längst überholte Empfindung hatte von der besonderen Ehrenstellung seines Hauses und seiner Kaiserwürde. Man kann ihm keine großen Geistesgaben nachrühmen, aber oft hätte er besser getan, wenn er eher seiner eigenen Eingebung gefolgt wäre, als dem Rate der Minister: Schüchternheit und Mißtrauen gegen sich selbst haben ihn daran gehindert. Auch er hatte nicht das Glück, bedeutende Männer zu finden oder nicht die Gabe, sie zu erkennen: die Althan, Sinzendorf, Harrach, Starhemberg, Königsegg waren alles Männer von mittelmäßiger Begabung; unter ihnen ragte der dem Bürgerstande entsprossene Johann Christoph Freiherr von Bartenstein durch gründliches Wissen, emsigen Fleiß und zähe Energie hervor.

Trotz allem ist diese Regierung nicht spurlos an dem inneren Leben Österreichs vorübergegangen, manches, was in späteren Jahrzehnten erst zur Blüte kam, hat damals schon Wurzeln getrieben, vor allem in Handel und Industrie. Eine orientalische, dann eine Ostendesche Handelsgesellschaft werden gegründet; Handelsverträge abgeschlossen, so mit der Türkei; Zolltarife ausgearbeitet und eingeführt, Fiume und Triest zu Freihäfen erklärt, zahlreiche Fabriken in Nieder- und Oberösterreich, in Böhmen errichtet, Kommerz-Kollegien in Wien und in den Provinzen bestellt; in Wien wird eine Stadtbank geschaffen, die in finanziellen Nöten dem Staate sicheren Rückhalt bieten sollte, namentlich für Zahlung der schuldigen Zinsen; sie wurde aber ungenügend fundiert und hat ihren Zweck nicht erfüllen können. In geistiger, in verwaltungstechnischer, in militärischer Hinsicht sind keine Fortschritte zu erkennen; besonders das österreichische Heer versagte dann unter untüchtigen Feldherren — Prinz Eugen war 1736 gestorben — völlig in dem letzten Kriege, den Karl 1737 bis 1739 im Vereine mit Rußland gegen die Türkei geführt hat. Es war eine üble Errungenschaft für Österreich, durch sein Vordringen gegen Osten immer mehr Berührungspunkte mit Rußland zu finden; immer gefährlicher wird dieses Reich für den Donaustaat, im gemeinsamen Ziele auf Aufteilung der Türkei mußten sich beide finden; eine große Abrechnung wird da einmal uner-

läßlich sein, die bis auf unsere Tage nicht geschehen ist. Das Unglück dieses Feldzuges mag den Tod Karls VI. beschleunigt haben — unerwartet starb er, erst 55 Jahre alt.

In seiner ältesten Tochter, Maria Theresia, war ein gesundes, kluges, anmutiges Geschöpf herangeblüht, sorgfältig von tüchtigen Lehrern für ihren Beruf vorbereitet. Begreiflicherweise war die Hand der jungen Erzherzogin viel begehrt worden, selbst die Königin von Spanien hatte einst gehofft, sie für einen der jüngeren Infanten zu gewinnen. Lange vorher war aber am Wiener Hofe der Entschluß gefaßt worden, einen Lothringer zum Gemahl der reichen Erbin auszuwählen: es war ein blühendes Geschlecht, das von Alters her kaisertreu gewesen war, dessen Mitglieder sich durch Schönheit und Kraft auszeichneten; es war überdies mit Österreich verwandt. Neues Blut, lebhaftes französisches, sollte mit dem schon etwas langsam fließenden der Habsburger vermischt werden. So wurde Prinz Clemens von Lothringen zum künftigen Gemahl Maria Theresias bestimmt, und als er jung starb, sein Bruder Franz Stephan. In Wien wurde dieser gemeinschaftlich mit seiner künftigen Gemahlin erzogen, und bald verband aufrichtige Zuneigung die beiden Menschenkinder. Im Jahre 1736 fand ihre Hochzeit statt. Zeitlebens ist das Verhältnis zwischen beiden ein schönes und harmonisches geblieben, obwohl es auch in dieser glücklichen Ehe nicht an Stürmen gefehlt hat. Franz Stephan hat manchmal seiner Frau Ursache zur Eifersucht gegeben, aber sie liebte ihn und verzieh. Und auch umgekehrt fand der Prinz Gelegenheit, auf seine Gemahlin eifersüchtig zu sein — nicht etwa in moralischer Hinsicht, da war Maria Theresia über jedes Lob erhaben, aber so sehr sie auch ihren Gatten schätzte und bewunderte, das Zepter der Herrschaft gab sie nicht aus der Hand, sie blieb die eigentliche Regentin, er wurde Mitregent: nur die unbedeutend gewordene kaiserliche Würde durfte er von 1745 an tragen. Es zeugt für den Takt der Frau und gewiß auch für die Liebe des Mannes, daß diese gefährliche Klippe im ehelichen Leben glücklich umschifft wurde. Sechzehn Kinder sind dieser Ehe entsprossen, von denen zehn ein höheres Alter erreicht haben.

Als Maria Theresia in schwerer Zeit zur Regierung kam, konnte nur ein einziger der väterlichen Minister ihr ein wirklicher Ratgeber sein: Bartenstein. Er traf auch darin den Sinn der jungen Königin von Böhmen und Ungarn, daß er für entschiedenen Widerstand gegen Preußen eintrat. Trotz seiner sonstigen guten Eigen-

schaften war er nicht beliebt; die auswärtigen Gesandten klagten über seine bittere, sarkastische, oft barsche Art, aber Maria Theresia wußte seinen Wert zu erkennen; sie hat von ihm gesagt: „Muß ihme die Justiz leisten, daß ihme allein schuldig die Erhaltung dieser Monarchie, ohne Seiner wäre alles zugrunde gegangen." An seine Stelle trat dann Graf Wenzel Kaunitz, dessen Meisterstück die Gewinnung der französischen Allianz (1756) gewesen ist. Ein fein gebildeter, kluger, ja schlauer Mann, recht zum Diplomaten jener Zeit geeignet, begabt mit Kenntnis der Menschen und der Fähigkeit, sie zu behandeln. Nur einen Menschen durchschaute er nicht, und das war er selbst. Übermäßig eitel, nicht allzu skrupelvoll in moralischer Hinsicht, stolz auf seine angebliche Reitkunst, von krankhafter Scheu erfüllt vor Siechtum und Tod konnte er durch diese Eigenschaften manchmal zu einer lächerlichen Figur werden. Vortreffliche Männer von Bedeutung fand Maria Theresia auf ihrem Wege und wußte sie zu nützen: Friedrich Wilhelm Graf von Haugwitz, Rudolf Graf Chotek, Catejan Graf Blümegen, Friedrich Graf Hatzfeld und andere mehr. Der Nachruf, den sie dem Erstgenannten bei seinem Tode gehalten hat, charakterisiert sie: „Ich habe einen großen Minister und einen wahren Freund an ihm verloren, indem er mir meine Fehler mit aller Klarheit öfter vorgestellet." Es ist das ein Satz, den nicht leicht ein Monarch von sich sagen wird.

Und Kaiserin und Minister haben nun in den Jahren des Friedens, den ihnen die großen Kämpfe 1740—1748, 1756—1763 gelassen haben, redlich miteinander an der Neubildung Österreichs gearbeitet. Von besonderer Bedeutung sind die Verwaltungsreformen, durch die zuerst die Justiz, dann auch die Finanzen von der eigentlichen Verwaltung abgezweigt, dementsprechend die Behörden in der Provinz neu eingerichtet wurden. Ein Staatsrat ward geschaffen, zunächst vor allem für die äußeren Angelegenheiten; die Vereinigung der österreichischen und der böhmischen obersten Behörden zu einer Hofkanzlei schlang um diese Länder ein neues Band; die Provinzen wurden durch die Kreiseinteilung besser gegliedert. Von Grund auf ward die Schulbildung umgemodelt durch das Volksschulgesetz von 1774. Auch für die Mittelschulen, besonders für die Hochschulen, wurde Großes geleistet: Männer wie Martini, Riegger, van Swieten, Sonnenfels künden den Ruhm jener Tage. Gesetzbücher wurden entworfen, so die Constitutio Criminalis Theresiana, die die veraltete, noch von Karl V. herstammende Carolina ersetzen konnte. Weniger Glück hatte man mit der Kodifikation des

Zivilrechts — es blieb einer späteren Zeit vorbehalten, da Grundlegendes zu leisten, aber tüchtige Vorarbeiten dazu wurden gemacht.

Für das österreichische Heer wird eine neue finanzielle Basis gefunden durch die zehnjährigen Rezesse, die mit den Ländern abgeschlossen wurden: die Stände verzichteten auf jedes Einspruchsrecht in diesen Dingen und verpflichteten sich zur Zahlung einer bestimmten jährlichen Summe: ein großer Schritt vorwärts in der Entwickelung der staatlichen Unumschränktheit zu ungunsten der Stände. Stets sind solche Etappen durch finanzielle Maßregeln bezeichnet: nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles! Nicht ohne Widerstand ist jenes gelungen, besonders von seiten der selbstbewußten böhmischen Stände; zwei sonst tüchtige und bedeutende Männer, Philipp Graf Kinsky und Friedrich Graf Harrach, sind darüber gestürzt. Mit besonderem Eifer wurde durch Haugwitz das große Manko ausgefüllt, das der Verlust Schlesiens in der Bilanz Österreichs geschaffen hat: die Leistungsfähigkeit der übrigen Kronländer, vor allem Böhmens, ward glänzend gehoben.

Sehr vielseitig, mit unleugbar praktischem Blick für die Finanzen begabt war auch Franz Stephan — Kaiser Franz I. Mit Vorliebe widmete er sich diesem Verwaltungszweige, auch für sein eigenes Vermögen wußte er zu sorgen. Große Sparsamkeit zeichnete ihn aus, was ihn aber nicht gehindert hat, für Sammlungen von Kupferstichen, geschnittenen Steinen, Gemälden, größere Summen auszugeben. Mit zunehmendem Alter wurde er immer bequemer und dicker, scheute Arbeit und Bewegung: mitten in fröhlichen Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ehren eines seiner Söhne traf ihn 1765 in Innsbruck der Schlag. Tief und ehrlich war die Trauer Maria Theresias um ihren geliebten „Franzl"; in eine glückliche Familie riß sein Tod eine unausfüllbare Lücke. Die Staaten Österreichs und das Reich merkten den Verlust weniger, denn schon war ein Nachfolger da, Josef, der 1764 römischer König geworden war, jetzt Kaiser Josef II. wurde und den auch seine Mutter nun als Mitregenten in den österreichischen Erbländern annahm.

Dieser älteste Sohn Maria Theresias war am 13. März 1741 geboren, zu einer höchst traurigen Zeit, in der das Schicksal Österreichs besiegelt schien. Auf die kummervollen Tage folgten bessere Stunden; aber seine ganze Jugend ist erfüllt gewesen durch die Kämpfe um Schlesien, in denen Friedrich von Preußen als bösester und bitterster Feind Österreichs dastand. Es spricht für die Charaktere von Mutter und Sohn, daß sie trotz allem die großen Eigenschaften des

Preußenkönigs nicht unterschätzten und daß besonders Josef mit Achtung, ja mit Verehrung zu dem älteren Manne hinaufschaute.

Frühzeitig hat er bedeutende Geistesgaben, große Regsamkeit gezeigt; seine Erziehung ist aber nicht in der richtigen Weise geleitet worden; sein erster Ajo, ein Graf Bathiany, war kein feiner, vornehmer Charakter, er hat den Knaben nicht gut beeinflußt. Gewisse Eigenschaften, die dann unausrottbar geblieben sind, zeigten sich schon damals und blieben unbekämpft: Spottsucht und Starrsinn. Er sollte spielend lernen, hatte seine Mutter gewünscht: er spielte mehr als er lernte. Später hat er bessere Lehrer bekommen und unter ihnen mit rastlosem Eifer studiert, besonders unter dem Rechtslehrer Martini. Für alles Praktische zeigte er Vorliebe, exakte Wissenschaft liebte er nicht. Ein Zug der Nützlichkeit, der bei allem im Leben fragt, wozu es nütze, hat die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts ausgezeichnet; ihm fielen dann die in dieser Welt nicht realisierbaren Hoffnungen der Religion zum Opfer: er ist bei Erzherzog Josef scharf zu erkennen; ebenso zeichnen diesen die Neigung zu Kritik, die Respektlosigkeit vor dem Alten, historisch Gewordenen aus. Seit 1759 stand er im praktischen Staatsdienst, wurde zwei Jahre später in den neugegründeten Staatsrat berufen, an dessen Geschäften er eifrig teilnahm, ohne Scheu seine eigene Meinung vertretend. Bevor er noch selbst regieren konnte, hatte er schon darüber nachgedacht, wie er es dereinst tun würde und seine Ansichten, Urteile, Bemerkungen zu Papier gebracht. Er gab ihnen wohl den Titel „Träumereien—Rêveries". Er betonte darin die absolute Macht des Herrschers; ohne auswärtige Hilfe, durch eigene Kraft sollten die nötigen Mittel aufgebracht werden, um dem Staate eine hohe Stellung zu sichern. Gegen den Adel und gegen unverständige Privilegien überhaupt sprach er sich scharf aus; die feudalen Rechte wollte er beseitigen, gute Gesetze erlassen, das Recht streng handhaben, die Finanzen ordnen, die Industrie unterstützen; ein großes, mächtiges Heer sollte sie beschützen. Das Beste war ihm gerade gut genug für seinen Staat. Durch den Tod des Vaters bekam er einen eigenen Wirkungskreis. Mit Feuereifer widmete er sich den Reichsgeschäften, nahm teil an den Unterrichts- und Justizreformen der Mutter; die militärischen Angelegenheiten betrachtete er als seine besondere Domäne. Er ist zeitlebens ein Soldatenfreund geblieben, mit Männern wie Laudon, Lascy, Hadik hat er viel für die Neueinrichtung der Armee getan: Preußen konnte ihm ein glänzendes Vorbild sein. Die Zeiten, da die österreichische Kavallerie,

dann auch seine Artillerie, für die besonders Fürst Wenzel Liechtenstein Großes gewirkt hat, mustergültig gewesen sind, waren längst vorbei, Friedrichs Kriegskunst war neue Wege gewandelt, auf denen jetzt Josef folgte.

Wie sehr er den Begriff der Humanität erfaßte, zeigt seine Wirksamkeit für die Abschaffung der Tortur, für die Einschränkung der Todesstrafe: letztere hat er später ganz aufgehoben.

Fest vorgezeichnet war ihm sein Ziel als deutscher Kaiser seit den Tagen, da er im Beisein Goethes zum Könige gekrönt worden war. Er wollte noch einmal versuchen, ein wirklicher Herrscher zu werden: ein Beginnen, das damals schon unmöglich war, das an dem einmütigen Widerstande der Fürsten gescheitert ist. Sie hätten Mollusken sein müssen, um dies zuzugeben, sie hatten aber ein derbes Rückgrat an Friedrich von Preußen.

In der hohen Politik war es sein Lieblingsgedanke, Bayern zu gewinnen — wir wissen, daß er auch damit unterlegen ist. Dann wollte er seine belgischen Niederlande von alten drückenden Lasten befreien — von der „Barriere", dem Besatzungsrechte, das die Holländer in den belgischen Festungen hatten und von der Sperrung der Schelde, die jeden Aufschwung des Handels für Antwerpen unmöglich machte. Ersteres gelang ihm, letzteres nicht. Vom Westen abgedrängt, wies ihn sein Expansionsdrang nach dem Osten. Er war es, der am lebhaftesten für die erste Teilung Polens eingetreten ist und dann Ostgalizien und Lodomerien erhielt; er zuerst wies auf die Bedeutung der 1775 erworbenen Bukowina hin; er hat es für eine politische Notwendigkeit erachtet, im engsten Anschlusse an Rußland die polnische und die türkische Frage zu lösen; Schulter an Schulter mit den Moskowitern ist er am Ende seines Lebens in einen ergebnislosen Kampf mit der Türkei verwickelt worden.

Josefs Haltung in den europäischen Fragen und sein Vorwärtsdrängen in den inneren Reformen erfuhr nicht die Billigung seiner Mutter. Die Teilung Polens, die Verbindung mit Rußland waren ihr unsympathisch; mit feinem Gefühle hat sie die künftigen Verwickelungen vorausgeahnt, die daraus entstehen mußten. Auch seine Ansprüche auf Bayern wollte sie auf keinen Fall mit den Waffen verteidigen, sie ist die größte Gegnerin des bayrischen Erbfolgekrieges gewesen. Und mit seiner Neigung zum Umsturz im Inneren Österreichs war sie vollends unzufrieden; bei einem Privatmanne sei schnelles Handeln anerkennenswert, der Herrscher müsse sich mehr zurückhalten, Grundsätze und Gesetze des Landes beobachten und sich

nur dann von ihnen entfernen, wenn er es besser zu machen imstande sei, nicht bloß nach seinem eigenen Willen, sondern im Einverständnisse mit anderen. Diese Gegensätze führten zu häufigen Konflikten zwischen Mutter und Sohn; auch Fürst Kaunitz fühlte sich oft gekränkt; mehr als einmal wollte Josef sich zurückziehen und der Fürst seine Demission geben, immer wieder gelang es dem Takte der Mutter, die beiden Streitenden zu versöhnen. Zu innig war das Verhältnis Maria Theresias zu Josef, als daß es jemals hätte zu einem Zwiste kommen können, wie zwischen Friedrich II. und dessen Vater.

Auf eingehenden Reisen lernte Josef seine Länder kennen; er bereiste Tirol, Böhmen, Mähren, Ungarn, Galizien, Italien. Wiederholt hatte er Zusammenkünfte mit Friedrich dem Großen, später mit Katharina von Rußland. Auch nach Frankreich kam er, versuchte vergebens auf die Politik seines Schwagers Ludwig XVI. einzuwirken, sagte den notwendigen Ausbruch einer großen Revolution voraus.

Zweimal war er vermählt; das erste Mal mit Isabella von Parma, die zu seinem Schmerze schon nach drei Jahren starb; sie hinterließ ein kleines zartes Töchterchen, das nur acht Jahre alt wurde. Dem dringenden Wunsche seiner Mutter folgend, hat er noch eine zweite Lebensgefährtin in Josepha von Bayern gewählt, die ihm aber nie näher trat und ebenfalls nach zwei Jahren, kinderlos, starb.

Der König von Preußen hatte nach der ersten Zusammenkunft mit dem jungen Kaiser über ihn geäußert, der sei von Ehrgeiz verzehrt und würde einst Europa in Flammen setzen. Als nun im November 1780 Maria Theresia, auf das tiefste betrauert von Kindern und Untertanen, aus dem Leben schied, da rief Friedrich aus, als er diese Kunde vernahm: „Die Kaiserin ist nicht mehr, eine neue Ordnung der Dinge beginnt!" Er selbst hat verhütet, daß Josef mit seinen bayrischen Plänen die Welt in Unruhe versetze; daß eine neue Ordnung in Österreich beginnen würde, hat er richtig vorausgesehen. Es war keine glückliche Zeit, die jetzt anhub, aber doch möchte man nichts von dem missen, was Kaiser Josef in rastlos drängender Hast — gleichsam als ahnte er, daß ihm kein langes Leben beschieden sein werde — in die knappe Spanne von neun Jahren und drei Monaten hineingezwängt hat: vom 29. November 1780 bis zum 20. Februar 1790.

Die bisherige Regierungsweisheit in Österreich hatte darin be-

ſtanden, die einzelnen Länder unter Schonung ihrer Sonderrechte und hiſtoriſchen Überlieferungen durch eine ſtarke Dynaſtie regieren zu laſſen, die ſich auf die privilegierten Klaſſen ſtützte: Adel und Geiſtlichkeit. Joſef hatte andere Ideen: er war gegen alle hiſtoriſche Überlieferung gleichgültig, er war ein Feind der feudalen Vorrechte, ein Freund der Gleichſtellung der Untertanen, ohne Rückſicht auf Geburt und Glaubensbekenntnis; Freiheit der Überzeugung nach jeglicher Richtung ſollte gewahrt bleiben, die Menſchen in ihrer Geſamtheit ſollten als Menſchen in des Wortes ſchönſter Bedeutung behandelt werden. Dieſe Grundſätze von Freiheit und Gleichheit — es ſchlägt uns der Atemzug der franzöſiſchen Revolution ins Geſicht — konnten ſeiner Meinung nach nur durch den kraftvollen Willen eines durch keine Rückſichten gebundenen Fürſten durchgeführt werden. Darum muß ſeine Autorität ſchrankenlos und felſenfeſt daſtehen: „mein Reich ſoll nach meinen Grundſätzen regiert werden“, äußerte er. Es war ein Despotismus, den er da verkündete, der nur im eigenen Billigkeitsgefühle und Verſtande eine Grenze fand: man hat dafür den Ausdruck geprägt: „despotisme lié.“ Auf den zahlreichen Fahrten durch ſeine Lande hatte ſich ihm die Überzeugung aufdrängen müſſen, daß es ein öſterreichiſches Geſamtſtaatsgefühl überhaupt nicht gebe; daß da eine Reihe in jeder Beziehung ſehr verſchiedener Provinzen, die durch Glücksfälle aller Art zuſammengekommen waren, durch eine gemeinſame Dynaſtie, durch ein nicht immer gleichartiges Schema der Verwaltung, durch Tradition, durch die Unzweckmäßigkeit ſich anderen Staaten anzugliedern, beieinander gehalten würden. Dieſem Gewohnheitsverhältniſſe ſollte nun ein inneres Bedürfnis geſchaffen werden, aus der Trägheit des Beharrens in dem alten Zuſtande ein friſches Wollen entſtehen. Mit einem Worte: Kaiſer Joſef wollte aus Deutſchen, Tſchechen, Ungarn, Polen, Kroaten, Italienern Öſterreicher machen. Das konnte nicht anders geſchehen, als dadurch, daß die Unterſchiede der Völker, der Länder ſorgfältig beſeitigt, daß ſie alle durch ihr Oberhaupt und ſeine in den verſchiedenſten Kategorien verzweigten Stellvertreter — die Beamten — gleichmäßig nach Geſetz und Recht regiert würden. Die Grenzen zwiſchen den einzelnen Ländern ſollten ſich verwiſchen, und ebenſo wie Joſef die Zollſchranken innerhalb ſeiner Monarchie aufhob, auch alle anderen Schranken fallen. Eine ſolche zentraliſtiſche Regierung bedurfte aber einer einzigen Staatsſprache, und dieſe konnte nach der damaligen Entwickelung der Kulturſprachen nur die deutſche ſein: das entſprach ja auch ganz den

persönlichen Neigungen Josefs II., der zwar Österreicher sein wollte, es aber als selbstverständlich annahm, daß nur ein deutsches Österreich existieren könne, in enger Verbindung mit dem wirklichen Deutschland. Ihn deshalb im modernen Sinne deutsch-national zu nennen, wäre verfehlt; für jene Tage paßt überhaupt dieser Begriff gar nicht; hat ja selbst Friedrich der Große, ein Mann, der wie kein anderer Großes für das kommende Deutsche Reich getan hat, nicht die mindeste Sympathie für deutsche Sprache und Literatur gehabt. Auch Kaiser Josef war sein Deutschtum nur Mittel zum Zweck, zur Erreichung eines großen, geeinten Österreichs. Zu dieser Erziehung gehörte beispielsweise die Volksaufklärung durch Schulen: die Schulen in größeren Orten hatten ebenfalls der neuen Staatssprache sich zu fügen, in kleineren Orten und auf dem Lande ist Josef II. gerne den Bildungsbedürfnissen anderer Nationalitäten durch nicht-deutsche Trivialschulen entgegengekommen und hat gerade dadurch der Entwickelung z. B. der tschechischen Sprache stark vorgearbeitet. Sofort ging er daran, eine gewaltige Zentralverwaltung einzurichten; die Autonomie der Kronländer wurde zerrissen, den Landtagen jede gesetzgeberische Gewalt genommen, nur Beiräte durften sie aus ihrer Mitte wählen für die kaiserlichen Beamten. Josef lehnte es ab, sich zum Könige von Ungarn oder Böhmen krönen zu lassen: den Herzogshut von Österreich, die Kronen von Ungarn und Böhmen — letztere hatte schon Maria Theresia als „Narrenhäubel" bezeichnet — ließ er in die Wiener Schatzkammer bringen, als Reliquien aus alten Zeiten, denen jetzt keine Tatsächlichkeit mehr zukomme. Der ungarische Reichstag wurde nicht mehr einberufen; die Komitat-Vorstände, die über ihre Bezirke wie Könige regiert hatten, ernannte er nunmehr selbst; germanisiert und kolonisiert sollte das Land werden, Deutsche vom Rhein wurden in Galizien, der Bukowina, in Ober-Ungarn angesiedelt, die Städte verloren das Recht der Selbstverwaltung, die Magistrate mußten Beamten weichen, die Universitäten büßten ihre Jurisdiktion ein, die Gerechtsame der Zünfte ward eingeschränkt, der numerus clausus der Meister aufgehoben.

Natürlich wurden auch die bisher nach Ländern getrennten Hofstellen sistiert und nur Fachministerien — wenn auch unter alten Benennungen — belassen; das Reich wurde in dreizehn Zivil- und Militärverwaltungsbezirke, allerdings unter Beibehaltung der alten Provinzgrenzen, eingeteilt; das, im Zusammenhange mit der schon unter Maria Theresia geschehenen Kreiseinteilung, gab ein festgefügtes, zentralisiertes Staatsgebilde, das nur durch die kaiserlichen

Beamten verwaltet und regiert werden sollte. Der Beamte wurde jetzt mit einem Schlage die Hauptperson im Staate. Da war es nun von höchster Wichtigkeit, ein trefflich geschultes, pflichttreues, arbeitsfreudiges, dem Kaiser und seinen Absichten mit Leib und Seele ergebenes Beamtentum zu haben. Aber ein solches ließ sich nicht aus der Erde stampfen; in langsamer Arbeit war im Laufe dieses Jahrhunderts in Preußen ein solches entstanden, Jahrzehnte mußte es dauern, um in Österreich etwas Gleiches zu schaffen, und Josef II. wollte dieses Wunder im Handumdrehen hervorbringen! Wohl widmete er seine Fürsorge auch dieser Kategorie seiner Untertanen, er stellte ihnen — ein bedeutsamer Fortschritt auf dem Wege sozialer Politik — Pensionen in Aussicht, er wollte durch geheime Konduitenlisten die Wahrheit über ihre Tauglichkeit und Leistungen erfahren. Das Unglück für Kaiser Josef war, daß er mit Engeln arbeiten wollte und nur unvollkommene Menschen fand. Er forderte von seinen Beamten dieselben Eigenschaften, die er selbst besaß, Opferwilligkeit und Pflichttreue, vollständige Hingabe an den Beruf: und dies konnte er von einem noch minderwertigen, dabei schlecht bezahlten Beamtentume nicht erzielen. Dabei hatte er bei aller Herzensgüte nicht den richtigen Takt, mit den Menschen umzugehen, er besaß auch nicht die für einen Monarchen erforderliche Gabe, die Schafe von den Böcken zu sondern. Er schien hart, launisch, ungleichmäßig, mißtrauisch: schlimme Eigenschaften für einen Vorgesetzten; einer seiner Beamten schrieb einmal die Worte: „Es hat den Anschein, als ob der Kaiser glauben machen will, daß er allein das Land kenne und liebe und daß alle seine Beamten Spitzbuben seien." Auch den höchsten Ratgebern ließ er wenig Spielraum; er folgte eigensinnig nur dem eigenen Willen und mußte infolgedessen oft Verordnungen, deren Ausführung unmöglich oder unpraktisch schien, wieder zurücknehmen, was seiner Autorität nicht gerade zuträglich war. So wurden seine Beamten unzufrieden, sie waren — eine traurige Folge der ewigen Finanznot Österreichs — elend bezahlt; die Konduitenlisten führten zu Angeberei, zu Kriecherei, zu Verhetzung und erzielten das Gegenteil von dem, was der Kaiser beabsichtigt hatte.

Mit einem guten oder schlechten Beamtenstatus stand oder fiel der josefinische Zentralismus; langsam und allmählich, vielleicht innerhalb fünfzig Jahren, hätte der letztere sich durchsetzen, das taugliche Werkzeug sich finden lassen; vorausgesetzt auch noch, daß dem Kaiser sonst keine Gegner erwachsen wären und vor allem, daß er selbst den

äußeren Frieden bewahrt hätte. Es war der Fehler Josefs, daß er zugleich Krieg führen und auf allen inneren Gebieten große, weitausgreifende Reformen mit äußerster Rücksichtslosigkeit und Schnelligkeit durchdrücken wollte. Dadurch ist er trotz herrlichster Absichten in seinem Werke gescheitert.

Auch auf religiösem Gebiete hatten seine Maßnahmen in erster Reihe den Zweck, die allgemeine Gleichheit der Untertanen und die Machtvollkommenheit des Staates zu sichern. Ersterem entsprang das Toleranzpatent vom 13. Oktober 1781, das die Gleichstellung der Katholiken vor dem Gesetze und das Recht privater Glaubensübung aussprach. Bisher waren Protestanten von allen Ämtern ausgeschlossen, Juden überhaupt von bürgerlicher Betätigung; noch unter Maria Theresia ist eine große Judenverfolgung in Böhmen nachzuweisen. Nun wurden erstere zu allen öffentlichen Ämtern zugelassen, und letztere konnten Güter erwerben, Bürger- und Meisterrechte erlangen; sie besonders wollte der Kaiser auch zu Ackerbau und Handwerk erziehen. Sie wurden aus ihren Ghettos befreit und erhielten von Staats wegen Eigennamen zugewiesen.

Eine völlige freie Ausübung ihres Kults wurde allerdings den akatholischen Konfessionen nicht bewilligt; so durften die protestantischen Kirchen keinen Eingang von der Straße her haben, sie durften nicht durch Türme und Glocken ausgezeichnet werden. Für Sektenwesen hatte Kaiser Josef keine Duldung übrig, es konnte also in Österreich nicht jeder nach seiner Fasson selig werden. Er hielt fest an dem Grundsatze, daß die katholische Religion allein Staatsreligion sein müsse; in der Verehrung und Aufrechthaltung derselben ist er der getreue Sohn seiner Mutter gewesen, nichts ist unrichtiger, als ihn als Freigeist oder gar als Atheisten zu bezeichnen, nur jedes übergreifen geistlicher Macht in weltliche war ihm ein Greuel, und die österreichische Kirche sollte ebenso österreichisch werden als der Staat, ihre Diener sollten kirchliche Staatsbeamte sein. So hat er die Verbindung mit Rom möglichst gelockert; den Orden verboten, von auswärtigen Oberen Befehle anzunehmen, sie vielmehr in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den einheimischen Bischöfen gestellt. Die päpstlichen Erlässe durften erst veröffentlicht werden, wenn sie die staatliche Zensur in Wien passiert, das Placetum regium erhalten hatten.

Er folgte ferner den Spuren der mütterlichen Regierung, wenn er die übermäßige Zahl der katholischen Feiertage beschränkte; gegen den Sinn Maria Theresias hat er aber gehandelt, wenn er die Zahl

der Klöster Österreichs um etwa 750, die Zahl der Insassen derselben um nahezu 20000 verminderte. Maria Theresia hatte sich nur sehr ungern und zögernd gefügt, als Papst Clemens XIV. mit der Bulle Dominus ac Redemptor noster, 1773, den Jesuitenorden aufhob. Dieses päpstliche Beispiel hat unbedingt auf Kaiser Josef eingewirkt. In unverhüllter Weise tritt bei seinen Maßnahmen gegen die Klöster der Nützlichkeits- und Zweckgedanke der Zeit in den Vordergrund: Orden, die der Schule oder Krankenpflege sich widmeten, blieben unangetastet; solche, die aber nur ein frommes, beschauliches Leben führen sollten und weiter keinen offenbaren Zweck hatten, wurden erbarmungslos dezimiert, ihr Vermögen wurde eingezogen und als Studien- und Kongruafonds für Schulzwecke oder zur Aufbesserung des Seelsorgeklerus verwendet. Vergebens suchte Papst Pius VI. durch persönliches Erscheinen in Wien dem Eingreifen des Monarchen Halt zu setzen; Josef II. zeigte sich voller Reverenz, erwiderte auch den Besuch des Papstes im nächsten Jahre in Rom, ließ sich aber nicht einschüchtern. Dabei ist er den Forderungen nach Ausgestaltung der katholischen Hierarchie in Österreich keineswegs unzugänglich geblieben, er hat neue Bischofssitze gegründet wie Linz, St. Pölten, er hat vor allem dafür gesorgt, daß auswärtige Kirchenfürsten nicht, wie bisher, Einfluß auf österreichische Gebiete nehmen konnten: er hat diese ihnen entzogen und einheimischen Bischöfen und Metropolitanen unterstellt. Sehr bemüht war er, durch die Errichtung von Generalseminaren für geistlichen unter staatlicher Aufsicht erzogenen Nachwuchs zu sorgen. Er hat aber vielleicht dadurch am meisten den Ultramontanismus in Österreich beleidigt, der ihm dann den ganz unberechtigten Vorwurf der Kirchenfeindlichkeit gemacht hat. Eine in Deutschland unter seiner Regierung aufkommende Bewegung der deutschen Erzbischöfe gegen Rom hat er aber nicht gefördert, es entsprach seinen Ansichten von der Notwendigkeit, jede Autorität zu stützen, daß er da Roms Partei ergriff.

Im selben Jahre, wie das Toleranzpatent, das zuerst Josefs Namen berühmt gemacht hat, erschien ein Zensurerlaß, der die öffentliche Kritik, auch über den Landesherrn, frei gab, dabei aber Schriften verbot, die gegen die gute Sitte verstießen. Es war damit nicht völlige Preßfreiheit gegeben, denn beispielsweise Voltaires Schriften, Schillers Räuber blieben verboten, und gerade die Hochherzigkeit des Monarchen, seine eigene Person und seine Handlungen preiszugeben, hat ihm böse Früchte getragen. Als die allgemeine Erregung über die Neuerungen des Kaisers immer größer wurde, fand

sie auch in allerhand Zeitungen, Pamphleten, Büchern ein Echo, in denen die Taten des Kaisers verunglimpft, seine Gesinnung verdächtigt wurden. Was er für die Modernisierung der Justiz geleistet hat, ist bereits berührt worden; zu erwähnen ist da noch das Ehepatent von 1783, ebenso seine Bemühung für die Schule. Er hat die Unentgeltlichkeit des Unterrichts für Knaben angeordnet, nicht die gleiche Vorsorge traf er für die Mädchenbildung — er scheint dieselbe für weniger nötig gehalten zu haben. Dem Hochschulleben blieb er fremder; da wünschte er vor allem gute Beamte, Ärzte, Lehrer erzogen zu bekommen; für den freien Betrieb der Wissenschaft um ihrer selbst willen, ohne praktischen Zweck, hatte er wenig Verständnis. Die körperliche Züchtigung in der Schule wurde aufgehoben, das Zur-Beichtegehen der Schulkinder dem Ermessen der Eltern überlassen. Die Lehrer konnten wieder aus bekannten Ursachen nicht gut bezahlt werden; sie wurden darauf hingewiesen, gleichzeitig Mesner zu sein und damit sich einen Nebenverdienst zu schaffen.

In ökonomischer Hinsicht war Josef rastlos bemüht, durch Maßnahmen und staatliche Fürsorge aller Art die Lage seiner Untertanen, damit zugleich die Finanzen Österreichs zu verbessern. Er ist Physiokrat gewesen[1]); bekannt ist ja, wie er selbst bei Besuchen auf dem flachen Lande die Hand an die Pflugschar gelegt hat, um zu bezeugen, wie ungeheuer wichtig diese Arbeit sei; er hat aber neben dem Ackerbau auch die Industrie nicht vernachlässigt. Sonst hegte er die alten Ansichten, daß die Goldausfuhr aus dem Lande zu verhindern, daß ein freier Handel der eigenen Industrie schädlich sei. Aber im Inneren Österreichs hat er die überaus lästige Abschließung der einzelnen Provinzen gegeneinander abgeschafft, fremde Luxuswaren mit den schwersten Steuern belegt, dagegen fremde Handwerker mit großen Opfern zur Einwanderung gelockt. Die Wollindustrie Österreichs in Brünn und Reichenberg ist unter ihm geschaffen worden. Gerne förderte er den Export nach außen, mit Ostindien und China begann der Warenaustausch. Eine hochwichtige Handelsstraße wurde über den Arlberg gelegt.

Auch das Steuersystem sollte auf anderer Grundlage aufgebaut werden, der Grundbesitz ist Josef das einzig richtige Steuerobjekt; zu

1) Man nannte die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aufkommende Wertschätzung des Bodens und des Ackerbaues Physiokratismus, im Gegensatze zu der früheren ausschließlichen Förderung des Handels, dem Merkantilismus.

diesem Zwecke wurde mit großen Kosten, überstürzt und darum unvollständig, ein neuer Kataster angelegt, auf Grund dessen gegen das Ende seiner Regierung dann Steuerverordnungen erlassen wurden, die in ihrer unglücklichen Fassung die schwersten Bedenken erregten. Eine der großartigsten Maßregeln Kaiser Josefs war die Aufhebung der Leibeigenschaft; auch sie traf ein Geschlecht, das für diesen Fortschritt noch nicht reif war; die Bauern hatten ihre Unfreiheit verhältnismäßig wenig gespürt, schwerer lasteten auf ihnen die Robotleistungen an ihre Gutsherrschaft, und gerade diese wurden nur gemildert, sonst belassen.

Wie überhaupt die bedeutsamste Richtung Josefs — die humanitäre, von den Zeitgenossen nicht gewürdigt worden ist: die Errichtung von Kranken-, Findel-, Waisen-, Invalidenhäusern, Taubstummeninstituten, die Neuordnung des bis dahin einfach bestialisch betriebenen Irrenwesens, die Freigebung großer Parks, wie Prater und Augarten, an die Bevölkerung Wiens. An alledem ist der beschränkte Untertanenverstand — bis auf wenige Ausnahmen — undankbar vorübergegangen; im Gegenteil, stets fühlten sich durch solche Neuerungen alte Verhältnisse, alter Schlendrian schwer getroffen: Unmut, Kränkung, Geschäftsstörung äußerten sich mehr, minder laut, und die Empfindung blieb zurück, der Kaiser habe sich wieder einmal aus despotischer Laune unnötig am ehrwürdigen Bestehenden vergriffen. Ganz modernen hygienischen Einrichtungen konnte Josef sich nähern: er empfand tief die Schädlichkeit des Verwesens der Leichname in der Mitte der Stadt: er trennte darum die Friedhöfe von den Kirchen und verwies sie aus dem Weichbilde der Städte; ja noch mehr, er ordnete die Einsargung der Verstorbenen in Leinensäcke und das Zuschütten der Gräber mit Kalk an. Mit keiner Verordnung hat er die Gewohnheit des Spießbürgers, seine lieben Verstorbenen nach alter Sitte in seiner nächsten Nähe zu haben, wo er sie beim Verlassen des sonntägigen Gottesdienstes bequem besuchen konnte, tiefer getroffen als mit dieser: die Änderungen in der Beerdigung erregten einen solchen Sturm, daß sie zurückgenommen werden mußten. Auch ein Verbot gegen Prozessionen konnte nicht durchgeführt werden. Kein Stand war mit Josefs Reformen zufrieden: der Adel sah sich mit einem Male um seine privilegierte Stellung gebracht, mit Steuern bedacht, er mußte sehen, wie auch adelige Übeltäter nach dem Gesetze behandelt wurden, beispielsweise gleich den bürgerlichen Verbrechern die Straßen zu kehren hatten, dem in Adelskreisen stark verbreiteten Duellun-

wesen trat der Kaiser scharf entgegen; die Kirche fand sich in ihrer Unabhängigkeit bedroht; der Bürger sah nur die staatlichen Plackereien, die Einmischung des Staates in seine privaten Verhältnisse, die größere Ordnung und Zucht, die unbequemen Neuerungen auf allen Gebieten; der Bauer war mit dem Erhaltenen hungrig geworden nach mehr; der Arbeiter spielte damals noch keine Rolle. Für die tiefe ethische Bedeutung, die Josefs Reformen in sozialer, humanitärer Hinsicht innewohnt, hatte man keine Empfindung. Die Protestanten beklagten sich, daß sie nach wie vor nur versteckt ihre Religion ausüben konnten, die Juden, daß sie nur Grundbesitz erwerben durften, wenn sie ihn durch jüdische Hände verwalten ließen: das waren ungeschickte Hände, und die Früchte der Erziehung, die der Kaiser damit zeitigen wollte, gediehen nicht so rasch. Es kam der öffentliche Widerstand hinzu, der sich in Ungarn, in Belgien bis zum Aufstande steigerte. Kaum etwas erregte die Ungarn so sehr wie die Fortschaffung ihrer geheiligten St. Stephanskrone nach Wien und die Einführung der deutschen Sprache. In Belgien rüttelte Josef an der beschworenen ständischen Verfassung, indem er sie durch staatliche Verwaltung wie im übrigen Österreich ersetzen wollte; er bestand auch hier auf staatlicher Aufsicht über die Kirche, besonders in betreff der Erziehung der geistlichen Jugend. Schlecht war er durch seine Beamten unterstützt, von ihnen geradezu oft im Stiche gelassen und verraten; ihre Haltung erregte die Bevölkerung noch mehr als die Maßregeln selbst. Dazu kam hier das böse Beispiel von Frankreich herüber, wo 1789 die Revolution ausbrach. Belgien sagte sich von Österreich los und proklamierte die Republik; gleichzeitig brach in Ungarn infolge der neuen Steuerpatente, die den bisher auch in finanziellen Dingen unverletzlich gebliebenen ungarischen Adel hart trafen, ein Aufstand los: Josef sah sich genötigt, da es auch in anderen Ländern, wie in Tirol, gärte, einzulenken, einzelne besonders mißliebige Verordnungen, wie über das Steuerwesen, die Militärkonskription, zurückzunehmen. Diese Aufregungen, die Empörung über die Bosheit und Schlechtigkeit der Menschen, die Strapazen des anstrengenden Feldzugs gegen die Türken mit der damit verbundenen seelischen Erschütterung brachten ein Lungenleiden zum Ausbruch, das in der heftigsten Weise um sich griff und den noch nicht neunundvierzigjährigen Kaiser am 20. Februar 1790 dahinraffte.

Sein Leben ist in den letzten zehn Jahren ein Martyrium gewesen; ein Erfolg, der allein für seine Mühen ihm hätte Entschädigung

bringen können, war ihm versagt, überall ging er von Enttäuschung zu Enttäuschung; in der äußeren Politik gelang ihm kein Plan und in der inneren Entwickelung Österreichs sah er seine besten Absichten von übelwollen und Unfähigkeit durchkreuzt. Daß er selbst sein eigenes Werk zerstören und unter die Patente, die einige seiner wichtigsten Reformen aufhoben, angesichts der Schadenfreude seiner Minister, seinen Namenszug setzen mußte, das mag der bitterste Kelch gewesen sein, den er geleert hat. Er hat sein Leben für das Wohl seiner Untertanen — oder was er für ihr Wohl hielt — im wahrsten Sinne des Wortes verzehrt. Auf einsamer Höhe thronte er, nur wenige Menschen verstanden ihn oder bemitleideten ihn. In einem Kreise hochgebildeter und schöner Damen der hohen Aristokratie — wir finden da die Namen Liechtenstein, Kaunitz, Kinsky, Clary vertreten — suchte er manchmal des Nachmittags Zerstreuung; auch das Theater nächst der Burg, das schon unter der früheren Regierung begründet worden war, fand an ihm einen Gönner. Er liebte die Musik, spielte Violine und Cello. Bis 1783 hat er auch der Jagd gefröhnt, dann sich auf Spazierritten zu Pferd beschränkt. Die zunehmende Last der Arbeit machte ihn nervös, unumgänglich; „man muß ihn nehmen wie das Wetter", hieß es von ihm. Männer, die ihre Nebenmenschen ungeheuer überragen, die das Bewußtsein der eigenen Größe haben und die Macht, sie auszuüben, finden selten bedeutende Mitarbeiter, die sich auch unterordnen können; so stehen Friedrich II. und Josef II. einsam da; so hat im Gegenteil einst Kaiser Wilhelm I., der bei all seiner Tüchtigkeit doch an jene Feuergeister nicht herangereicht hat, bewundernswerte Minister gefunden.

Es ist durchaus müßig, etwa Vergleiche anzustellen zwischen Männern wie Friedrich und Josef; nur ihre Werke und ihre Erfolge lassen sich vergleichen. Was in Preußen und Österreich bereits unter den Vorgängern angebahnt worden war, haben sie weitergeführt: die innere Verbesserung und Umwandlung des Staates; viel Ähnliches ist geschaffen worden, sie haben an einander gelernt. Aber Österreich war noch im Rückstande und sollte im Laufschritte nachkommen, und da hat es versagt; die Schwierigkeiten der nicht deutschen, nicht homogenen Länder, der Widerstand der fremden Nationalitäten hatte sich zum erstenmal in entscheidender Weise bemerkbar gemacht: zum erstenmal ist in Österreich die Sprachenfrage aufgerollt worden.

Daß die kommenden Zeiten zu stürmisch waren, um eine Wiederaufnahme der josefinischen Reformen gleich zu ermöglichen, und

daß die späteren Nachfolger sie selbst ganz im Stiche gelassen haben, das ist das Entscheidende für den Donaustaat geworden. In Preußen war der Bau fest begründet, bald kamen neue Baumeister, ihn fertig zu stellen, in Österreich ist der moderne Staat, den Josef schaffen wollte, in seiner Entwickelung um ein halbes Jahrhundert aufgehalten worden. Nur wie ein schöner Traum hat sich die Erinnerung an die Regierung Kaiser Josefs in die späteren Zeiten gerettet; erst dreißig, vierzig Jahre nachher und noch später ist den Österreichern eine Ahnung aufgedämmert von der Größe Josefs, und sein Geist hat dann manches dürre Erdreich befruchtet. Und wie die Erinnerung es liebt, nur das Schöne hervorzuheben und das Schlimme zu übersehen — eine der tröstlichsten Eigenschaften der Menschen — so denkt man jetzt nur an seine Gerechtigkeit, seine Toleranz, seine Humanität, sein Streben, die staatliche Autorität auch gegen kirchliche Eingriffe zu schützen, und vergißt, wieviel Mangelhaftes, Überhastetes, Verfehltes, Ungeschicktes an dem System Kaiser Josefs haftete: er wird gerne als politischer Heiliger verehrt, und er wäre doch gerade mit jenen Kreisen, die es tun, — käme er wieder zur Erde, — am wenigsten zufrieden. Seine Rücksichtslosigkeit gegen das Gewordene, seine Vorliebe für den Soldatenstand, sein Eintreten für die katholische Staatskirche, sein Hang zu auswärtigen Abenteuern, sein Absolutismus ohne jede Beschränkung seitens der Untertanen, selbst in Form von Ratschlägen, würden heutzutage manchen, der sich stolz einen Josefiner nennt, befremden und abstoßen. Wenig würde in die heutigen Tage der so oft wieder heraufbeschworene Geist des Mannes passen, der einst über den Freiheitskampf der Amerikaner die bezeichnenden Worte gefunden hat: „Die Leute mögen von ihrem Standpunkte recht haben, aber mein métier ist, königlich gesinnt zu sein!“

Am trefflichsten hat Kaiser Josef sein Rivale in Preußen, Friedrich der Große, beurteilt, wenn er von ihm sagte: „Er ist ein vortrefflicher Kopf, schade, daß er immer den zweiten Schritt tut, bevor er den ersten getan hat.“

IV.

Freiherr vom Stein.

Wir haben vielfach bereits von Aufklärung gesprochen, wir wollen diesem Begriffe jetzt näher treten. Das wird uns hinüberleiten zu den Zeiten der großen Umwälzung in Frankreich um die Wende des

18. und 19. Jahrhunderts, die auch in Deutschland Altes getötet und Neues geschaffen und die Grundlage zu einer politischen Neuordnung gelegt hat.

Das 18. Jahrhundert wird vielfach schlechtweg das Zeitalter der Aufklärung genannt. Es entsteht die Frage, was unter dieser „Aufklärung" gemeint ist. Darauf hat einmal der Königsberger Weltweise, Kant, die Antwort gegeben: aus selbstverschuldeter Unmündigkeit sich befreien. Will man diese Definition in ihrer vollen Tragweite annehmen, so ist schon der Versuch der Humanisten, der Versuch Luthers, sich aus den Fesseln des Mittelalters zu befreien, „Aufklärung" gewesen. Doch wird man im großen und ganzen erst der gedanklichen Bewegung, die Ende des 17. Jahrhunderts einsetzt und in das nächste hineinragt, diese Auslegung zubilligen können. Es sind die Philosophen Bayle in Frankreich, Locke in England, die bei dieser Bewegung Paten gestanden haben: der erstere — wenn man will, der Verfasser des ersten Konversationslexikons — der 1696 mit seinem Dictionnaire Critique eine Übersicht der damaligen Wissenschaft in historischer, philosophischer, theologischer Hinsicht in unnachahmlich feiner, eleganter Weise gab; der zweite, der die menschliche Vernunft, ihre Rechte und Berechtigung, ihre Äußerungen zum Grunde seiner Untersuchungen machte.

Der Engländer ist es vor allem gewesen, der seinen Landsleuten den Anstoß zu staatsrechtlichen Erörterungen gegeben hat über das Verhältnis von Volk, Staat, Staatsoberhaupt. Jegliche Autorität wird dabei in Untersuchung gezogen und in der jener Zeit eigentümlichen, leichtfertigen Art — man möchte das Beiwort „leichtfertig" nicht im schlimmen Sinne gebrauchen, sondern es in seine zwei sinnfälligen Bestandteile zerlegen — behandelt. Montesqieu und Voltaire sind dann die Vermittler dieser englischen Theorien an ihre engeren Landsleute gewesen, und diese haben in einer Schule, die man kurzweg die Enzyklopädistische nennt, die Theorien noch mehr nach dem praktischen Leben umgeformt. Groß ist ihr Einfluß unter den Gebildeten jener Tage gewesen: man beginnt nachzudenken über das ganze Leben des Menschen, seine Erziehung, Ausgestaltung, über die Stellung im Staate, über die Rechte der Bürger und die Pflichten des Staates, über das Leben im Jenseits. Nichts überliefertes wird mehr als fest und richtig angenommen, man prüft überall nach, die Kritik und ihr Stiefkind, der Zweifel, regen sich. Religion und Politik werden beliebte Themata der Erörterung; ein besonderer Nützlichkeitsstandpunkt macht sich geltend. Ausnüt-

zung des kurzen irdischen Daseins im Hinblick auf den unsicheren Ausblick in die Zukunft, für den niemand Garantien übernehmen könne, wird gepredigt. Hand in Hand mit einem großen Aufschwung des wissenschaftlichen Lebens, der durch den Zweifel an dem Bestehenden, dem Drange nach Fortbildung angeregt worden ist, geht ein stark sinnlicher, frivoler Zug durch das 18. Jahrhundert: nach Genuß in des Wortes weitester Bedeutung; so daß der Reiz der Tafelfreuden, erotische Sättigung, Unterhaltung in geistvollen Gesprächen, Witz, der auch über das Ernste im Leben leichten Sprunges hinweghüpft, Wohlgefallen an losen Theaterstücken, wie Beaumarchais' „toller Tag", an Schaustellungen aller Art, in gleicher Weise an dem Genußleben jener Jahre Anteil haben.

Die erste scharfe Formulierung der Bürgerrechte und Staatspflichten kommt aus Amerika; in der Unabhängigkeitserklärung der sich von England trennenden amerikanischen Kolonien finden wir sie — und was noch mehr war: wir finden dort zugleich ihre erste praktische Anwendung. Jene Erklärung vom 4. Juli 1776, sie bleibt nicht auf dem Papiere stehen: sie wird zur Tatsache. Aus politischen Gründen, um Englands koloniale Macht und seinen Einfluß auf dem Meere zu schwächen, hatte Frankreich diesen Abfall unterstützt und seine Offiziere und seine Staatsmänner brachten die Kunde von diesen merkwürdigen Dingen mit in die Heimat zurück. Was man hier bis jetzt nur in geschlossenen Kreisen, nur theoretisch in Büchern zu äußern gewagt hatte, bekam mit einem Male einen tatsächlichen Hintergrund, wurde aus Träumerei zur Möglichkeit. Manches andere kam hinzu, um die Gemüter Frankreichs im Jahre 1789 aufzuregen und die Bürger zur Mitarbeit am öffentlichen Leben aufzureizen: törichte und lästige alte Privilegien geschlossener Gesellschaftskreise, finanzielle Mißwirtschaft, Ungleichheit und Unvernunft der Besteuerung. Den letzten Ansporn zum Losbruche der Revolution gab die Regierung durch ihre beispiellose Schwäche, ihren Wankelmut, ihre Unehrlichkeit. In ihrem Verlaufe wird die Bewegung immer radikaler, immer gefährlicher; die Männer, die sie im Anfange geleitet haben, die sie in bestimmten Grenzen zu halten versuchten, werden vom Strome verzehrt; so radikal wird mit dem Königstume, dem Ancien Régime aufgeräumt, daß ihre Träger die Köpfe verlieren, daß sie ihres Besitzes beraubt werden, daß sie im günstigsten Falle, wenn sie das Leben behaupten, ins Exil wandern müssen. Die wüstesten Ausschreitungen beginnen, eine Schreckensherrschaft hebt an, aus Eitelkeit, Bosheit, Neid, Haß, Blutgier und

Selbstlosigkeit gemischt; schon läutert sich aber die Revolution aus sich selbst heraus, sie verzehrt die eigenen Kinder: Danton, St. Just, Robespierre. Ein Chaos folgt, dem künstlich ausgeklügelte Verfassungen und glänzende Siege gegen das Ausland ein Scheindasein verleihen: der französische Staat lebt buchstäblich von den auswärtigen Siegen und von seinen Schulden. In dem Augenblicke, wo jene aufhören und diese ungeheuerlich werden (1799), verliert jenes Übergangsstadium zwischen altem und neuem Staate jede Existenzmöglichkeit, und der Mann, der den Sieg an Frankreichs Fahnen wieder zu fesseln verspricht, der dann Ordnung im Staatsleben machen wird, kann sich zum Diktator aufwerfen: es ist Napoleon Bonaparte. Er hat noch viel mehr gehalten, als er versprochen hatte: er rettete die Revolution, er rettete Frankreich und überleitete mit großartiger Organisationskraft die Errungenschaften der ersteren in das letztere: er wurde der Schöpfer des neuen französischen Staates.

Frühzeitig hatte die Revolution über die Grenzen Frankreichs gegriffen; es gab alte Verbindungen zwischen französischem Gebiet und deutschem. Als nun Frankreich in einer Nacht alle feudalen Privilegien aufhob, da wurden damit auch die Hoheitsrechte dieser deutschen Fürsten angetastet; das Deutsche Reich beschwerte sich darüber: ein ohnmächtiger Protest, der aber doch in Frankreich Unmut erregte. Dieser Unmut steigerte sich, als die französischen Aristokraten ins Ausland gingen und von hier aus gegen die herrschenden Gewalten in der Heimat zu konspirieren begannen. Dazu kam, daß die Ideen der Freiheit und Gleichheit über die Grenzen drängten und besonders in den Rheinländern, die stets viele Verbindung mit Frankreich gehabt hatten, auf einen fruchtbaren Boden fielen; auch hier, vornehmlich in den geistlichen Gebieten von Mainz, Köln und Trier, hatte man alle Ursache, mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden zu sein, vor allem mit Regierung und Verwaltung. In Mainz beginnt ein eigener Jakobiner-Klub zu herrschen; große Geister Deutschlands, wie Klopstock, Wieland, sie begeistern sich für die freiheitliche Bewegung jenseits des Rheins. Die Franzosen werden dadurch über die Tragweite ihres Einflusses getäuscht: sie glauben, ihren Gedanken einen leichten Eroberungszug verschaffen, sie glauben, den verhaßten Aristokraten den Boden unter den Füßen entziehen zu können. Es spielt die alte politische Sehnsucht der Franzosen nach besseren natürlichen Grenzen, so nach der Rheingrenze, hinein, wenn sie die Propaganda der Revolution mit dem Motto: Friede den Hütten, Tod den Palästen proklamieren! Es kommt da-

zu die Haltung der Fürsten Europas. Diese haben das Recht, ihre Staaten und Völker vor feindlichen Belästigungen zu schützen, aber sie haben nicht das Recht, sich in die inneren Verhältnisse Frankreichs einzumischen, wie es die Souveräne von Österreich und Preußen zu tun beabsichtigen und großsprecherisch in dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig auch verkünden. Damit geben sie der jungen Republik geradezu den gewünschten Vorwand, dem übrigen Europa den Krieg zu erklären. Gleichzeitig wendet sich die öffentliche Meinung Deutschlands, durch den Königsmord und die folgende Schreckensherrschaft ernüchtert, von Frankreich ab. Die eigenartigen Verhältnisse in Deutschland, der geringe Zusammenhang der Landschaften untereinander, das träge deutsche Blut, die ruhigere Besonnenheit des Deutschen, seine angeborene Abneigung gegen alles Demokratische haben eine Einwirkung auf die öffentliche Meinung Deutschlands — wie sie in Frankreich stattgefunden hatte — verhindert. Auch die nichtdeutschen Länder Europas beteiligen sich bald aus den verschiedensten Ursachen an dem Kampfe gegen die französische Revolution, stürmische Kriegszeiten entstehen. In diesen erwerben sich die französischen Heere Lorbeeren, die jungen Generäle Ruhm, das moderne Massenheer wird begründet, der schöpferische Genius Napoleons entfaltet sich. Preußen ist im Jahre 1795 in dem Sonderfrieden zu Basel aus dem Kriege ausgeschieden; es sollte zehn Jahre ruhen, bis es wieder daran teilnahm; mittlerweile hatten Österreich und England den Löwenanteil am Kriege zu tragen.

Der Neffe und Nachfolger Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm II., war seinem Onkel so unähnlich wie möglich. Die alte Staatsmaschine blieb im Gang, vom Ruhme des Vorfahren wurde gezehrt. Eine Zeitlang herrschten noch die alten Minister, bis neue Männer und Frauen — von Friedrich Wilhelm nach Laune und Lust ausgewählt (beispielsweise an Stelle des redlichen Zedlitz als Kultusminister, der frömmelnde Wöllner) — an ihre Stelle traten. Eine Nebenregierung, im königlichen Kabinette wurzelnd, beginnt unheilvollen Einfluß auszuüben, die Moralität sinkt am preußischen Königshofe in jeglicher Hinsicht. Schon 1797 starb der König, und sein Sohn gleichen Namens ward sein Nachfolger. Ein ehrlicher, demütiger, guter, schüchterner Mann, der vor allem die Ruhe des Friedens seinen Völkern bewahren will und in der äußeren Politik dem Vorgänger folgt. Die Grundlagen derselben bildeten: die Annäherung an Rußland, Eifersucht gegen Österreich, Vergrößerung Preußens nach Osten; zwei neue Teilungen Polens folgen, Danzig

und Thorn nebst dem ganzen jetzigen Posen und weitere Distrikte (z. B. Warschau), die später wieder verlorengegangen sind, kommen an Preußen. Das gute Verhältnis zu Napoleon scheint auch im Westen Erfolge für diesen Staat zu zeitigen; bei der späteren Auflösung Deutschlands fallen schöne Teile rheinischer Bistümer an die Monarchie Friedrichs des Großen, die Aussicht auf Hannover wird eröffnet. Schon in dem Friedensschlusse von Basel lag eine Art von Anerkennung des preußischen Einflusses in Norddeutschland seitens Frankreichs. Durch eine Erwerbung von Hannover wäre dieser Einfluß mächtig gefördert worden. Charakteristisch für das Verhältnis Preußens zu Österreich bleibt, daß in den verschiedenen Verträgen dieser Mächte mit Frankreich in jener Zeit immer wieder ausdrücklich verlangt wird, der andere dürfe keine Vergrößerung durch Reichsgebiet erlangen.

Eine frohe Zukunft schien dem preußischen Staate beschieden, friedliches Familienglück blühte am Hofe heran, eine schöne, ausgezeichnete, an allen Tugenden reiche Fürstin, Louise von Mecklenburg-Strelitz, stand dem König zur Seite, aber es kann der beste nicht im Frieden leben, wenn's dem bösen Nachbar nicht gefällt: Napoleon zwang Preußen 1806 zum Kriege und schlug den in den Formen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. erstarrten Staat bei Jena und Auerstädt in Stücke: auch Preußen soll jetzt den Gedanken der französischen Revolution, den Fortschritten des napoleonischen Militarismus Rechnung tragen, wer wird dies schwere Werk beginnen? Auf die Hälfte seines alten Bestandes wird Preußen reduziert, die Elbe wird Landesgrenze, die Provinz Preußen das Hauptland des Staates, in Königsberg, später in Memel residiert das unglückliche Königspaar mit seinen Kindern. Österreich bleibt kühl abseits stehen, auch Rußland wird durch Napoleon abgezogen; ungeheuere Summen Geldes werden aus dem Lande herausgenommen, über hundert Millionen Taler Kriegsentschädigung dann noch im Frieden von Tilsit 1807 dem armen preußischen Staate auferlegt; es scheint unmöglich, diese Summen zu zahlen, schon wird die weitere Abtretung einer Provinz, vielleicht Schlesiens, erwogen; feige ist der Beamtenstand zu Napoleon übergegangen, in Berlin haben sieben Minister auf einmal ihm den Treueid geleistet; schmählich sind im ersten panischen Schrecken die meisten Festungen dem Feind übergeben worden, jetzt wird im Friedensschluß die Armee selbst auf ein kleines Kontingent herabgesetzt. Das alte römisch-deutsche Reich war im Sturme desselben Jahres zu Ende gegangen, am 6. August 1806

hatte Kaiser Franz die Krone niedergelegt, ein Rheinbund unter französischer Führung sich gebildet; die Königreiche Bayern — das endlich seinen Lohn für alte, Frankreich geleistete Dienste einheimst — Württemberg, Sachsen, das Großherzogtum Baden sind entstanden; auch Preußen wird zu einem Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich gezwungen: damit schien ein neuer deutscher Staatenbund unter der Vorherrschaft des französischen Kaisers entstehen zu sollen. Da tat es not an Männern, die den Mut nicht sinken ließen und aus den Trümmern retteten, was zu retten war. König Friedrich Wilhelm III. war nicht der Mann dazu, aber er war Patriot und einsichtig genug, um solche Staatsdiener zu finden und zu halten und was ihm vielleicht noch an diesen Eigenschaften abgegangen ist, das ersetzte reichlich die energische, löwenmutige Königin. Und einer von diesen Männern, einer der ersten unter ihnen, ist der Freiherr vom Stein gewesen.

Heinrich Friedrich Karl vom Stein ist am 20. Oktober 1757 zu Nassau geboren worden, wo seine Familie — ein altes fränkisches Geschlecht — an der Lahn eine Burg besaß. Der Vater war kurmainzischer Geheimrat, ein sehr energischer Mann; die Mutter, eine Langwerth von Simmern, wird als fromm, anmutig, verständig geschildert. Eine große Familie blühte heran, Karl war der jüngste der vier Söhne. Ein reiches Geistesleben durchwehte die Familie, stolz war sie auf die Traditionen ihres Geschlechts; seine Geschichte, aber auch die Historie im allgemeinen wird gepflegt. Karl bezieht 1773 die Universität Göttingen, studiert dort Jura, Statistik, Nationalökonomie, Geschichte, tritt vier Jahre später beim Reichskammergericht in Wetzlar ein. Bald duldet es ihn aber nicht auf fester Scholle, seine Wanderjahre beginnen, die ihn durch ganz Deutschland und Österreich führen. Er lernt frühzeitig die Überlegenheit der preußischen Amtsführung kennen; sein Wunsch ist, unter Friedrich II. Dienste zu nehmen. Es ist ein großer Ruf, den damals der alte Fritz unter der deutschen Jugend genießt; man versteht es noch nicht, zwischen Preußen und Österreich zu wählen, aber man läßt seiner Sympathie freien Lauf und ist „fritzisch". Im Jahre 1780 tritt der junge Karl vom Stein beim preußischen Berg- und Hüttendepartement ein, bei dem er dreizehn Jahre verbrachte, Lehrjahre, die seinen praktischen Geschäftssinn ausgebildet haben und, wie er sich ausdrückt, ihn das Nichtige des toten Buchstabens und der Papiertätigkeit kennen lernen ließen. Auf Dienstreisen sah er die Einrichtungen anderer Bergwerke. Er bewährte sich bald als sehr tüchtig, schon

1784 wurden ihm die Bergwerke Westfalens unterstellt. Zwei Jahre später sehen wir ihn schauend und lernend in England, 1788 wird er Kammerdirektor bei der Kriegs- und Domänenkammer in Kleve. Für die Schiffbarmachung der Ruhr, für die Anlage von Kunststraßen, für die Einrichtung der Akzise ist er hier tätig gewesen. Im beginnenden Kriege gegen Frankreich leistete er wichtige Dienste für die Verpflegung des Heeres. Im Jahre 1793 wurde er Kammerpräsident für Kleve und Hamm, dann Oberpräsident sämtlicher westfälischer Kammern in Minden. Als solcher ließ er die Straße zwischen Osnabrück und Bielefeld bauen, verbesserte die Schiffahrt auf der Weser, beförderte die Leinenfabrikation, die Landwirtschaft, die Holzkultur; er arbeitete schon jetzt für die Befreiung der Domänenbauern von der Leibeigenschaft. Dann wurde er Administrator der eingezogenen Stifter Münster und Paderborn, er wußte da ausgezeichnet die preußische Ordnung einzuführen und doch die alten Empfindungen zu schonen, besonders mit den Katholiken stellte er sich gut; für den Vertreter des annektierenden, protestantischen Staates kein geringes Kunststück: es zeigt sich auch hier die preußische Toleranz. Ganz hat er sich in das Gefüge des Großstaats eingelebt; er hat, obwohl aus der Kleinstaaterei entsprossen, für diese keinen Sinn: „sollen für die Nation wohltätige große Ziele erreicht werden, so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden."

Wir dürfen in Stein einen Repräsentanten des unbewußt damals in vielen schlummernden Gefühls sehen, daß die Realität eines politischen Deutschlands doch möglich sei und daß bei aller Ehre, die Österreich zufalle, die Hauptarbeit von Preußen geleistet werden müsse: die Begriffe fritzisch, preußisch, deutsch beginnen sich seltsam zu vermischen.

Schon 1804 wird der Freiherr vom Stein als Nachfolger des Ministers von Struensee an den Sitz der Regierung nach Berlin berufen, wo er mit der Verwaltung des Zoll-, Akzise-, Fabrik-, Kommerz- und Manufakturwesens betraut wird. Es war wertvoll für ihn gewesen, daß er seine Vorbereitung zu diesem wichtigen Amte im Westen, dem städte- und industriereichsten Teile Preußens genossen hatte und nicht im Osten, wo eine starke Scheidung zwischen Stadt und Land zutage tritt. Seine Haupttätigkeit beruhte jetzt auf der Heranziehung des bürgerlichen Elements zu jeder Art von staatlicher Leistung. Die früheren Klassenunterschiede, die privilegierten

Stände, die Bevorzugung des Adels sollten aufhören; was Frankreich mit seiner Revolution für den dritten Stand geleistet hatte, sollte auch für Preußen nicht verlorengegangen sein. Eine richtige Verbindung zwischen Regierung und Untertanen war das Ideal Steins. Im Jahre 1805 machte er eine große Studienreise nach dem Osten des Reiches, um auch diese Verhältnisse kennen zu lernen; der hohe Wert, der hier der Landwirtschaft zukam, befriedigte sein bei aller Fortgeschrittenheit doch physiokratisches Herz. Allmählich rang er sich aus der Enge seines Ressortberufs zu Ansätzen großzügiger Politik empor: für Freihandel trat er ein, für Abschaffung der Binnenzölle, für Reform der direkten Steuern. Er übernahm die Leitung der Bank und der Seehandlung. Sein erfindungsreicher Sinn machte sich in zahlreichen Denkschriften Luft; man darf nicht alles, was darin steht, für sein alleiniges, geistiges Eigentum halten, er hat Mitarbeiter gehabt, wie Theodor von Schön und andere, und sie heranzubilden gewußt, sie haben ihm wacker geholfen; aber es gebührt Stein das Verdienst, die Richtigkeit der Anschauungen seiner Untergebenen erkannt zu haben und für sie eingetreten zu sein. Er verlangt die Einrichtung einer Ministerial-Konferenz, die Aufhebung der provinziellen Minister neben den Ressortchefs. Durch die Offenheit seiner Darstellungen, durch die Dreistigkeit seiner Forderungen erzürnt er oft den vorsichtigen, am Alten hängenden König. Es kommt der Zusammenbruch von Jena. Stein rettet rechtzeitig die Kassen aus Berlin, er widerrät von Osterode aus, auf die schimpflichen Bedingungen der Franzosen einzugehen. Mitten in diesen schweren Augenblicken vollzieht sich die erste Läuterung der Hofpolitik, der unglückselige Kabinettsekretär Lombard wird entlassen, Haugwitz, ein schwankender Politiker ohne freieren Blick, geht ebenfalls, ein neues Ministerium wird gebildet, in dem Stein Inneres und Finanzen übernimmt. Der König ist aber schwer für Neuerungen zu gewinnen; sein Gegensatz zu Stein, der ungeschminkt und rücksichtslos für das eintritt, was er Rechtens hält, wächst bald zu solcher Schärfe heran, daß Friedrich Wilhelm III. an den Minister im Januar 1807 ein Schreiben richtet, in welchem er ihm in dürren Worten sagt, er, der König, könne von seiner weiteren Tätigkeit sich nichts versprechen, wenn jener nicht sein respektwidriges, unanständiges Verhalten ändere. Darauf nimmt Stein seine Entlassung; auf den Tod lag eines seiner Kinder krank, die Heimat seiner Wahl krachte in allen Fugen — es waren schwere Tage für den patriotischen Mann. Er bleibt zuerst in Königsberg, geht dann

über Berlin nach Nassau, und hier entwirft er im selben Sommer sein Programm über die zweckmäßige Bildung der obersten Staatsbehörden. Er will der Verwaltung größere Kraft und Einheit geben, dabei aber die Bürger zur Mitarbeit anwerben: die Bureaukratie soll eine Ergänzung erhalten durch die Heranziehung „der Eigentümer aller Klassen" — an Besitz soll die Teilnahme am Staatsleben gebunden sein. Der Friede von Tilsit entscheidet, wie oben kurz geschildert wurde, über Preußen: das Land steht vor dem völligen Ruin. In dieser Not ruft die öffentliche Meinung nach Stein als den alleinigen Retter, selbst Napoleon bezeichnet ihn — sich zum eigenen Schaden — als einen der Männer, der geeignet sein könnte, den preußischen Staat zu lenken. Die Abneigung des Königs gegen diesen respektlosen Diener wird überwunden. Stein ist schwer leidend, er folgt nichtsdestoweniger dem Rufe des Vaterlandes, am 30. September 1807 trifft er in Memel ein: es ist der Geburtstag des modernen Preußens. Die letzten Vertreter der alten Nebenregierung, wie Beyme, scheiden aus, und Stein wird eine Art von Diktator: er leitet alles, freilich nicht ohne noch starke Widerstände überwinden zu müssen. In den kurzen Zeitraum eines Jahres drängen sich seine Reformen zusammen; die völlige Auflösung des alten Staates gibt ihm die Möglichkeit, rücksichtslos Neues zu schaffen, wogegen in Österreich der scheinbar feste Zustand des Bestehenden solche Neuerungen zähe verhindert hat.

Schon am 9. Oktober 1807 erschien das erste wichtige Edikt, durch welches die Erbuntertänigkeit der Bauern aufgehoben wurde; es bestimmte den erleichterten Besitz und freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner. Der freie Güterverkehr wurde damit gestattet, die Freizügigkeit, dann die freie Wahl des Gewerbes; alte Lasten, wie der Mühlenzwang, wurden aufgehoben. Die chinesische Mauer, die bisher den Bauernstand umgeben, ihn zwar nicht in Leibeigenschaft, aber doch in Untertänigkeit festgehalten, ihn an die Scholle gebunden, eine Entwickelung desselben nach oben hin unmöglich gemacht hatte, wurde dadurch eingerissen. Am 27. Juli 1808 erfolgte die Übergabe des erbuntertänigen Besitzes an die bisherigen Eigentümer als freier Besitz: nicht weniger als 47 000 Familien — also vielleicht 3 bis 400 000 Menschen — wurden damit von lästiger Bindung befreit. Durch Stein sorgsam vorbereitet, unter Mitarbeiterschaft von Schrötter und Wilckens, wurde dann wenig später, am 19. November 1808, die neue Städte-Ordnung erlassen. Die bisherige Bevor-

mundung durch den Staat hört auf, das besitzende Bürgertum wird zur Mitarbeit an der städtischen Verwaltung herangezogen, damit das Verständnis für Bürgerpflicht und die Liebe zum Bürgerrecht gewaltig gesteigert. Die Klassen- und Zunftunterschiede in den Städten werden aufgehoben, der Zunftzwang, wenigstens für die wichtigsten Gewerbe, wie Bäcker und Fleischer, wird gemildert, die Zünfte dürfen somit in besserer, moderner Gestalt weiterleben. Für die Behördenorganisation hat Stein einen Plan ausgearbeitet, der zwar vom Könige angenommen, aber niemals publiziert wurde. Trotzdem ist es wertvoll, zu wissen, daß Stein, als Oberleitung des Staates einen Staatsrat mit Zuziehung ständischer Vertretung wünschte, daß er dazu sich die Betätigung von Provinzial- und Reichsständen gedacht hat. Die Idee der Einführung der Oberpräsidenten als kontrollierende Zwischenbeamte, die später durchgeführt wurde, ist ebenfalls auf ihn zurückzuführen. Die Schranken zwischen Adel und Bürgertum fielen; ohne Einschränkung konnten Rittergüter verkauft werden, Bürgerliche wurden als Offiziere in die Armee aufgenommen. Letztere bedurfte überhaupt dringend einer Reform: Scharnhorst und Gneisenau haben sie durchgeführt, Stein hat diesen Männern den Platz verschafft, den sie einnehmen mußten, um Großes leisten zu können. Auch dem „Krümperwesen" widmete er seine Aufmerksamkeit. Da das preußische Heer nach den Bestimmungen des letzten Friedens mit Napoleon auf 42 000 Mann beschränkt war, so half man sich dadurch, daß immer neue Rekruten auf 8—12 Wochen einberufen, ausgebildet — Krümper — und dann wieder entlassen wurden, um anderen Platz zu machen. Dadurch gelang es, binnen kurzem eine stattliche Anzahl von tauglichen und halbwegs eingeübten Männern zusammenzubringen, die dann in den Tagen des heiligen Zorns, die bald anbrechen sollten, die besten Dienste geleistet haben. Noch Größeres plante man: mit dem alten, morschen System des Söldnerwesens zu brechen und eine Art allgemeiner Wehrpflicht durchzuführen; auch daran war Stein beteiligt; dieser Plan ist gleichfalls erst später ins Leben getreten.

So hat Stein in wenigen Monaten den ganzen Aufbau des preußischen Staates dem Zeitbedürfnis entsprechend verändert und modern ausgestaltet, die Klassenunterschiede verwischt, für die Reorganisation der Verwaltung, des Städtewesens, des Handwerks, des Steuerwesens, der Zollpolitik — hier durch Aufhebung aller Binnenzölle, — der Wehrverfassung Großes geleistet. Wir wiederholen, er ist nicht der Urheber *alles* dessen gewesen, was dazumal angefan-

gen und fertiggestellt worden ist: aber er ist geradezu der Repräsentant dieser Reformen, der Vertreter einer eigentümlichen Mischung von Adel und Beamtentum, Deutschtum und Preußentum, die am meisten beigetragen hat zur späteren Stellung der preußischen Monarchie in Deutschland. Die Träger des friderizianischen Staates, sie hatten sich nicht bewährt in Sturm und Drang; neue Stützen mußten für den modernen Staat gewonnen werden. Durch Stein ist erst der Staat „Preußen" in dieses Wortes eigenster Bedeutung entstanden — früher sprach man in der Regel nur „von allen seiner K. Majestät Provinzen und Ländern"; unter Preußen verstand man die Provinzen Ost- und Westpreußen, jetzt beginnt in Wirklichkeit ein Königreich Preußen zu bestehen. Ist es nicht hoch merkwürdig, daß dieses Ereignis wenige Jahre nach 1804 eintrat, in welchem Jahre erst das eigentliche Kaisertum Österreich geboren worden war? Freilich mit dem Unterschiede, daß bei letzterem nur der neue Name, in ersterem aber ein neuer Staat geschaffen worden ist.

Dabei blieb Stein auch als preußischer Minister ein echter deutscher Patriot; trotz seiner Abstammung war er, wie wir wissen, für das Aufgehen der kleinen deutschen Länder in den großen eingetreten, da aber doch wohl kaum die Annexion aller dieser Ländchen durch Preußen möglich war, so mußte eine Form gefunden werden, die diesen beiden Notwendigkeiten Rechnung trug. Vor allem aber sollte getrachtet werden, den unheilvollen Einfluß Napoleons auf deutschem Boden zu besiegen: die Länder, die er direkt unterjocht oder nur unter seine Oberherrschaft gebeugt hatte, mußten wieder frei werden. Deshalb waren Steins Bemühungen auf die Stählung des deutschen Volkes gerichtet, er ist für alle Art von körperlicher Übung der Jugend eingetreten.

Seine Teilnahme an dem damaligen Tugendbunde, einer Vereinigung „zur Wiederbelebung von Sittlichkeit, Religion, ernstem Geschmack und Gemeingeist", deren Bedeutung überhaupt und besonders von Napoleon stark überschätzt worden ist (sie hat nie ganz 400 Mitglieder gezählt und vornehmlich durch eine Zeitung, „Der Volksfreund", gewirkt), ward in falschem Lichte dargestellt und hat ihm vor allem in den Augen des Korsen sehr geschadet. Dieser fing an, den Mann mit scheelen Mienen anzusehen, dessen Berufung er selbst angeraten hatte und der die unmöglich geschienene Tatsache: die auferlegte Kriegskontribution in Barem abzutragen, möglich zu machen begann. Ein schwaches, elendes Preußen brauchte Napoleon,

nicht einen erstarkenden Staat. Da kam ihm ein aufgefangener Brief Steins an den Fürsten Wittgenstein zu Hilfe. In diesem hatte der Minister von dem hoffentlich bald bevorstehenden allgemeinen Kampfe gegen den Bedrücker Deutschlands geschrieben und die Erwartung ausgesprochen, daß da an erster Stelle Preußen stehen müsse. Das war Friedensbruch — eine Sprache, die von seiten des leitenden Mannes eines Staates, der vertragsmäßig in Frieden und Freundschaft mit Napoleon stand, nicht geduldet werden konnte. Sofort ließ dieser Beschwerde erheben; Stein sah die Unmöglichkeit ein, sich zu halten, und nahm mit Rücksicht auf die schwierige Lage, in die er seinen König gebracht hatte, am 24. November 1808 seine Entlassung; zuvor hatte er noch eine Denkschrift verfaßt, die er als sein politisches Testament bezeichnete.

Die Entlassung Steins genügte aber dem Zorne Napoleons nicht; im offiziellen Leibblatt des Imperators, im „Moniteur", erschien am 16. Dezember desselben Jahres ein Edikt, in welchem „le nommé Stein" als Feind Frankreichs bezeichnet, damit eigentlich „hors la loi", in Acht und Bann gesetzt wurde. Nun war seines Bleibens auch in Preußen nicht mehr, er flüchtete nach Österreich, wo er in wechselndem Aufenthalte bald in Prag, Brünn, Troppau, dann wieder in Brünn und Prag zu treffen war. Aber auch hier war er nicht ganz sicher; einmal hatten die österreichischen Minister Furcht vor der Rancune Napoleons, und dann hatte Metternich, dessen Herrschaft damals, 1809, begann, keine Sympathie für einen Mann, der für die Verwischung der alten Standesunterschiede, für die Heranziehung des Bürgertums an das Staatsleben, für eine allgemeine Wehrpflicht eingetreten war. Da erhielt Stein von Zar Alexander von Rußland eine Einladung, sich zu ihm zu begeben, der er gerne Folge leistete. Er trat in das deutsche Komitee ein, das sich in Rußland gebildet und die Aufreizung Deutschlands zum Widerstande gegen Napoleon zur Aufgabe gestellt hatte. Auf seinen Einfluß ist es sicher großenteils zurückzuführen, daß Alexander im berühmten Feldzuge von 1812 trotz der erlittenen Niederlagen, trotz der Einnahme von Moskau durch Napoleon, fest im Kriege ausharrte — es lag ein solches Festhalten an einer bestimmten Richtung sonst gar nicht im Charakter des Zaren — und daß so Napoleons Sehnsucht nach einem von Rußland zu erbettelnden Frieden unerfüllt blieb. Nach vergeblichem Harren mußte der Korse endlich den Rückzug antreten, der bekanntlich zu einer schrecklichen Katastrophe geführt hat. Und nun war es Steins Verdienst, daß der Zar nicht an der preußischen Grenze Halt

machte, sondern den Krieg weiter führte. Im Gefolge Alexanders kam der Freiherr vom Stein nach Preußen zurück; als durch Yorcks Tat bei Tauroggen Preußen sich in die Reihe der Feinde Frankreichs gestellt hatte, wurde Stein der Auftrag, in Ost- und Westpreußen den Krieg zu organisieren, eine Aufgabe, der er auf das trefflichste nachkommen konnte, da er ja selbst den Widerstand dort vorbereitet hatte und die Hilfsmittel dieser Länder genauest kannte. Als Vertreter des Zaren wurde er dann zum Könige Friedrich Wilhelm III. nach Breslau gesandt, um den zaghaften König zu energischem Handeln anzufeuern. Hier erkrankte er schwer. Nachdem endlich der Krieg gegen Napoleon eine günstige Wendung für die Alliierten genommen hatte und die Rheinbundfürsten jetzt für ihr früheres Bündnis mit Frankreich büßen mußten, wurde ein Zentral-Verwaltungsrat für die in Deutschland okkupierten Länder eingerichtet und an dessen Spitze Stein nach seiner Genesung berufen. Man nannte ihn scherzweise den König von Deutschland. Sein Einfluß in allgemeinen Dingen währte aber nur so lange, bis Österreich und damit Metternich in den Vordergrund der Ereignisse traten. Auch bei dem Zaren begann der Einfluß des Grafen Nesselrode den Steins zu verdrängen. Immerhin wird er noch bei der Neueinrichtung des eroberten Sachsens, dann der Großherzogtümer Berg und Frankfurt, endlich des linken Rheinufers und Belgiens verwendet — er soll da die deutschen Fürsten manchmal recht von oben herab behandelt haben und es soll seine Ehrfurcht vor den Großen dieser Welt, ob ihres Wankelmuts und ihrer Unzuverlässigkeit, nicht gerade stärker geworden sein. Am Wiener Kongreß nahm er in keiner offiziellen Stellung teil, wurde aber doch noch zuweilen von Preußen und Rußland zu Rate gezogen. Er trat entschieden ein für die vollständige Annexion Sachsens durch Preußen, dann für Teilung des Einflusses im Reiche zwischen Österreich und Preußen unter Beibehaltung des Kaisertitels für Österreich, später für ein Direktorium der fünf größten deutschen Staaten. Alle diese Ideen drangen nicht durch. Der zweiten Einnahme von Paris nach Napoleons Rückkunft von Elba hat er noch beigewohnt, ist dann aber endgültig aus dem öffentlichen Dienste geschieden. Er erhielt als Zeichen der Dankbarkeit seitens der Alliierten das Gut Kappenberg am Rhein, und hier hat er den größten Teil der Lebensfrist, die ihm noch beschieden war, zugebracht. Im Jahre 1817 hatte er das Unglück, auf einem Auge zu erblinden, auch das Licht des zweiten war gefährdet, so daß er dadurch in den Studien und Arbeiten seines Alters schwer gehindert

wurde. Regen Geistes verfolgte er die Ereignisse seiner Zeit, nahm Anteil an den literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen; so an der kritischen Bearbeitung der alten deutschen Geschichte: auch darin zeigte er, wie weit er über jeden Partikularismus erhaben war. Die Gesellschaft zur Kunde älterer deutscher Geschichte wurde mit seinem Zutun gegründet: die Herausgabe der Monumenta Germaniae war ihr großes Ziel. Stein genoß allgemein Ansehen und Verehrung, wurde Marschall des westfälischen Landtags, war 1827 beim Staatsrat, 1830 bei den Verhandlungen des Landtags in Berlin tätig; er verlangte hier nochmals die Einberufung von Reichsständen. Dazwischenhinein finden wir ihn auf dem Aachener Kongreß, auch macht er große Reisen nach der Schweiz und Italien.

An der Seite seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Wallmoden, im Kreise dreier Töchter, genießt er ein glückliches Alter, bis ihn das Unglück trifft, die Lebensgefährtin zu verlieren. Im Sommer 1831 entreißt ihn ein Lungenschlag seiner Familie. Er war ein Mann mittlerer Größe gewesen, stämmig und breitschultrig, mit gewölbter Stirne und feurigen Augen, schmalen Lippen. Seine Rede floß leicht und packend, getragen von Überzeugung, begründet auf tiefes Wissen.

Wir werfen einen Blick auf die Zustände in Deutschland, während der letzten zwanzig Jahre von Steins Leben. In einem Augenblicke, in dem der größte Tiefstand deutscher Not bereits überwunden war, hat er Preußen verlassen müssen. Noch hatte eben Napoleon großartige Revue abhalten können über die Souveräne, die sich ihm freiwillig oder gezwungen unterworfen hatten, zu Erfurt im Sommer 1808. Noch einmal konnte er die ganze Brutalität seines genialen Parvenutums zeigen, als er auf dem Schlachtfelde von Jena eine große — Hasenjagd veranstaltete und dazu den Prinzen von Preußen einlud. Schon pochte das Schicksal an seine Pforten; Spanien widerstand; im nächsten Jahre brachte ihm Österreich eine schwere Niederlage bei Aspern bei, die Unzufriedenheit im eigenen Lande, die Friedenssehnsucht seiner Marschälle, die genießen wollten, was sie erworben, und sich nicht stets neuer Lebensgefahr auszusetzen gedachten, nahm zu. Zwar wurde Österreich nochmals niedergerungen, Spanien scheinbar unterworfen, der ungeheure Krieg gegen Rußland, zu dem halb Europa mobilisierte, vorbereitet. Doch da traf ihn das Verhängnis; sein Glück, seine Armee gingen ihm verloren; flüchtig mußte er die Eisfelder Rußlands verlassen und durch ganz Deutschland hindurchjagen, um seinen wankenden Thron in Frankreich wieder zu befestigen. Und nun bekamen alle Gegner Mut: ein

mächtiger Aufschwung ergriff weite Teile von Deutschland, und es ist das Verdienst Preußens, das unauslöschlich bleiben wird, sich in diesem kritischen Momente an die Spitze der Bewegung gestellt zu haben. Was Ludwig Friedrich Jahn mit seiner Wehrhaftmachung der deutschen Jugend im schlichten, alle Stände gleichmäßig umschließenden Turnerrocke bezweckt, was der Philosoph Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation, Ernst Moritz Arndt mit seinen Freiheitsliedern gewollt, das wurde jetzt 1813 und 1814 der gemeine Ruf im deutschen Land, sogar ein behördlich autorisierter Ruf, was für den Durchschnittsdeutschen stets ausschlaggebend ist.

Zwei große Errungenschaften haben die korsischen Eroberungszüge nach Deutschland diesem Lande eingebracht. Zuerst die Vereinfachung der deutschen Zustände durch den Reichsdeputations-Hauptschluß in Regensburg vom Jahre 1803. Es war, wenn man will, der Schwanengesang des sterbenden römischen Reiches deutscher Nation. über 1000 Jahre hatte es gelebt, nun war seine Kraft gelähmt, es ging zu Ende. Um einen medizinischen Ausdruck zu gebrauchen, es starb an Hypertrophie aller Gliedmaßen. Alle die Staaten und Stäätchen, die es gebildet, hatten das Blut und das Mark aus dem großen Reichskörper ausgesogen, waren selbst groß und stark geworden und brauchten den Nährboden nicht mehr — und das war ein Glück, der lag wüst. Napoleon schlug die letzten Knochen, die den morschen Körper getragen, zusammen. Mit hundert Fetzen und Lappen wurden die wichtigeren Staaten angestückelt, belohnt, bestraft, wie es Napoleons Herrscherlaune recht dünkte, wie es seine Politik brauchte.

Wir wissen, daß jetzt und später durch sein Machtwort Königreiche in Deutschland entstanden sind; aber auch andere Standeserhöhungen nahm er vor, Großherzogtümer, Kurfürstentümer usw. schuf er, mit neuem Besitz wurden diese Staaten von Napoleons Gnaden ausgestattet. Zu diesen Vergrößerungen taugten nun vor allem die kleinen wehrlosen, weltlichen und geistlichen Länder Deutschlands. Eine große Aufteilung fand statt — Hunderte von souveränen Fürsten, wie Salm, Ysenburg, Öttingen, Schwarzenberg, verschwanden damals, ebenso die geistlichen Herren. Als das große Reinemachen zu Ende war, gab es an Stelle von zweihundert Souveränetäten nur mehr gegen vierzig; von all den Reichsstädten waren vier übrig geblieben. Und das war eine unbeschreibliche Wohltat für die deutsche Einheitsidee; denn um wieviel leichter es dereinst sein mußte, dreißig oder vierzig meist größere und darum auch vernünftigere

Potenzen unter einen Hut zu bringen als zweihundert kleine und nur wenige große, das leuchtet auf den ersten Blick ein. Darum Segen über Napoleons blutigen Kehrbesen, mit dem er in die deutsche Reichswinkelei hineinfuhr: die kleinen Residenzen, sie hatten ihre Pflicht getan für die deutsche Kultur — sie konnten verschwinden.

Die zweite Wohltat, die Napoleon dem deutschen Volke erwies, war, daß er in ihm das Einheitsgefühl, das Bewußtsein, eine Nation zu sein, wachrief. Was bisher unbewußt in tiefstem Herzensgrunde geruht, das flammte nun gewaltig auf, Rufer im Streite entstanden, die über jede Landesgrenze hinaus das „Teutsche" betonten, wie man damals allgemein und richtiger zu sagen pflegte. In der gemeinsamen Abwehr gegen den Druck des Auslands fanden sich Ostpreußen und Schleswiger, Schlesier und Rheinländer. Das patriotische Gefühl des Preußentums ward allgewaltig, fest sind die verschiedenen Landesteile aneinander geschmiedet, und das Bewußtsein des Deutschseins wird wach, um jetzt nie mehr zu ersticken. Was in einem Volke ruhe, das zeigten Spanier, Russen und jetzt vor allem die Deutschen. Durch Turnerei, durch den freiwilligen Kampf gegen Frankreich angeregt, entstand in der deutschen Jugend die großartige Strömung der allgemeinen deutschen Burschenschaft im Gegensatz zu dem bisherigen partikularistischen Korpsleben. Von Vaterlandsliebe, Ahnung der gewaltigen Volkskraft des „Teutschtums" getragen, von Haß und Zorn angespornt gegen den leichtfertigen Welschen, der so namenloses Elend, um persönlichen Vorteils willen, auf seine Gegner gehäuft, schwillt eine herrliche Begeisterung zunächst in Preußen, mählich ganz Deutschland ergreifend, heran, die zum erstenmal nicht nur den Adel, sondern das Bürgertum, den Bauern zum freiwilligen Waffentragen ohne Zwang und höheren Einfluß aufrief. Leichte Truppen zu Fuß, die Jäger, die die letzten Kriege in Österreich schon gebildet hatten, werden auch in Preußen eingerichtet und leichten Fußes, fröhlichen Herzens geht Lützows wilde verwegene Jagd gegen den Feind; das Horazische „süß ist es für das Vaterland zu sterben" wird zur Wahrheit, Theodor Körners Tod wird beweint, aber bewundert und beneidet.

Vorsichtig hatte Metternich in Österreich mittlerweile den Dingen zugeschaut; als er den ungeheuren Aufschwung Deutschlands erkannte und die Schwäche, dabei die Halsstarrigkeit Napoleons, schlug auch er los, und der Übermacht unterlag der Korse. Zuerst bei Leipzig und dann im eigenen Lande, und als er 1815 fürwitzig aus der Verbannung wiederkehrte, endgültig bei Waterloo, am 18. Juni

dieses Jahres. Am selben Tage war einst Friedrich der Große bei Kolin besiegt worden: dieses Datum rehabilitierte nun Blücher für die preußische Armee, indem er bei Waterloo die Entscheidung brachte. In zwei Friedensschlüssen wurde die Abrechnung mit dem mitschuldigen Frankreich gehalten, während Napoleon auf dem fernen Felseneiland St. Helena seinen Aufenthalt nehmen mußte.

Und in einem großen Jahrmarkt der Souveräne und Diplomaten wurde jetzt bei Scherz und Sang, bei Maskenbällen und Schlittenfahrten, bei vollen Schüsseln und Bechern, mit Witz und Behagen die gründlich aus den Fugen gebrachte Landkarte wieder eingerichtet. Auf den preußischen Staat fielen wertvolle Landteile im Westen, Teile der Bistümer Münster, Hildesheim, Osnabrück, ein schöner Teil von Sachsen und der ehemals böhmischen Lausitz, Teile von Thüringen, der Rest von Pommern; der Himmel hatte es überdies gut gemeint mit Preußen, indem er ihm weite unproduktive polnische Landesteile, die in der dritten Teilung Polens dazugekommen waren, wieder abnahm und das slawische Element im deutschen Preußen nicht zu einem die sprachliche Einheit des Staats bedrohenden Faktor werden ließ.

Das alte deutsche Reich blieb tot — aber an seiner Stelle wurde unter dem Vorsitze Österreichs ein deutscher Bund mit 37 Staaten (1866 nur mehr 32) eingerichtet, die nach Frankfurt a. M. dieselbe kleinliche Wichtigtuerei trugen, durch die sie sich früher am Reichstage in Regensburg ausgezeichnet hatten, und bei dem durch eine sehr komplizierte Vertretungs- und Abstimmungsmethode der Umstand verschleiert werden mußte, daß eigentlich im Bunde Preußen ebensoviel zu bedeuten habe wie das kleine Anhalt, von dem Napoleon einst die Worte geäußert haben soll, hätte er gewußt, wo es liege, so hätte er es ebenfalls als souveränen Staat aufgehoben! Und nun kehrten die Sieger, die Bürger, die Burschen, die Turner heim: das Herz geschwellt von dem Großen, was sie geleistet, in froher Erwartung der kommenden Tage. Aber eine hohe Staatsweisheit hatte sich in Österreich und in Preußen zu Tisch gesetzt und die ungebetenen Gäste, die nicht im Hochzeitskleide des Beamten, des Soldaten erschienen, wurden unsanft vor die Tür gesetzt. Daß der Bürger gekämpft und geblutet, war ganz recht gewesen, daß er jetzt auch regieren und verwalten wollte, das war unerhört. Die Freiheits- und Einheitsgedanken, die den Freiwilligen auf dem Marsche nach Paris gekommen waren, wurden sorgfältig beiseite gestellt und ihre Träger und Bekenner erst kühl behandelt, dann ge-

ächtet, endlich eingesperrt. Die Widersacher Steins, die Voß, Altenstein, Goltz, Nagler, die im alten Preußen maßgebend gewesen waren, kamen wieder ans Licht, und für den kühnen Neuerer, den respektlosen Untertan, den widerhaarigen Ratgeber war kein Platz mehr — die große Königin Louise war tot (gestorben 1810), Stein blieb abseits. Sein Nachfolger als erster Minister, Fürst Hardenberg, sonst ein Mann von Klugheit und Umsicht, katzbuckelte etwas zuviel vor Metternich, die Turnerei wurde verboten, die Burschenschaft zum Verbrechen gestempelt, der deutsche Einheitstraum feierlich eingesargt. Die letzte Komödie, die vor dem Einsetzen der Tragödie vom sterbenden Burschentume aufgespielt werden durfte, das Wartburgfest vom 31. Oktober 1817 — die dreihundertjährige Erinnerungsfeier an die Thesen Luthers — mit seiner gutgemeinten Kinderei der Verhöhnung der alten Zeit durch Verbrennung eines Schnürleibs, eines Zopfes, eines Korporalstocks, wurde als gefährliche Tat aufgefaßt, und als kurze Zeit später ein russischer Spion, der Komödiendichter Kotzebue, von einem überspannten Studenten, Sand, ermordet wurde — eine Freveltat, die man vom Standpunkte der deutschen Literatur nicht einmal allzusehr verdammen kann — als später noch ein Attentat auf den Landespräsidenten von Ibell ausgeübt wurde, da kannten der Zorn und die Furcht im preußischen Dienste keine Grenzen. Eine Untersuchungskommission wurde in Mainz im Vereine mit den anderen Bundesstaaten eingesetzt, zahlreiche deutsche Jünglinge wurden in Eisen und Ketten geschlagen; in Teplitz, in Karlsbad, in Wien wurde unter der Ägide Metternichs die deutsche Bundesakte revidiert, eine strenge Zensur — besonders umsichtig in Preußen — durchgeführt. Friedrich Wilhelm III. lehnte auf das bestimmteste jede Einführung von Reichsständen ab; nur zu einem verpflichtete er sich, und das war allerdings nicht ohne Belang: ohne Zustimmung der Stände keine neue Belastung durch Anlehen auszuschreiben. Das war schon insofern bedeutsam, als das gut geschulte preußische Beamtentum nun mit äußerster Sparsamkeit alles zu vermeiden wußte, was zu größeren Ausgaben, damit zu neuen Schulden Anlaß gegeben hätte. Es mag da manche kulturelle Ausgabe verhindert worden sein, aber eine musterhafte und redliche Verwaltung beglückte die preußischen Untertanen. Die allgemeine Wehrpflicht war dann auch nach den Friedensschlüssen eingeführt worden, ein Verdienst vor allem des Kriegsministers von Boyen. Freilich diese Belastung des öffentlichen Lebens wurde nicht allzu freundlich empfunden, und das große Ge-

wicht, das der König, dann sein zweiter Sohn, Prinz Wilhelm, auf den Militärstand legten, war den großen Massen durchaus unsympathisch; es führte zu einem leisen, immer stärker werdenden Gegensatze der freiheitlich empfindenden Männer gegen den Militarismus; diesem wurden sehr zu Unrecht auch die reaktionären Maßregeln, die Drangsalierung der Freiheits- und Einheitskämpfer zur Last gelegt: erst viele Jahre später lernte der deutsche Bürgerstand kennen, was in dem Volksheere für eine große und wichtige Macht stecke.

Es war wenig Erfreuliches, was Stein während seiner letzten Lebensjahre in seinem Vaterlande sah: unleugbare Redlichkeit und Tüchtigkeit, lahmgelegt durch Sorge und Furcht vor eingebildeten Gefahren. Nur in einem konnte er lebhaftes, glückliches Vorwärtsschreiten bemerken: es wurde mit Eifer und Geschick von trefflichen Männern wie Motz, Maaßen, Liszt ein Zollverein vorbereitet, der Preußen mit ganz Norddeutschland verbinden sollte, der auf das gesamte Deutschland von größtem Einflusse werden mußte. Gerade die weite Ausdehnung Preußens von Osten nach Westen brachte seinen Handel in Berührung mit einer ganzen Reihe von deutschen Staaten; diese dazwischenliegenden Länder — wie beispielsweise die thüringischen — wurden durch einen gemeinsamen Zolltarif, dem sie sich ihrer geographischen Lage zuliebe nicht entziehen konnten, mit Preußen zusammengebunden. Aber auch auf Süddeutschland griff das über, für die Zukunft von großer Bedeutung. Daß nun damals die preußischen Staatsmänner der zwanziger Jahre diesen Gedanken richtig erfaßt und durchgeführt haben, daß sie besonders Österreich von diesem Zollbunde, trotz der eifrigen Werbung Metternichs, auszuschließen verstanden, ist von nicht hoch genug einzuschätzender Bedeutung geworden: es war der erste Schritt zur politischen Einigung Deutschlands unter preußischer Führung. Stein hat die Eröffnung dieses Zollbundes (1. Jänner 1834) nicht mehr erlebt; wir wissen es nicht, ob er irgendwie an den Vorerhebungen beteiligt gewesen ist, das aber wissen wir, daß er bis zu seinem letzten Atemzuge ein Beförderer der deutschen Einheit geblieben. Man wird der stillen Größe dieses deutschen Mannes nicht leicht genugtun können.

V.

Metternich.

Preußen war im Anfange des 19. Jahrhunderts neu aufgebaut worden; die tiefe Schmach, in die Napoleon das preußische Land warf, und die höchste Not, in die es geriet, hat es zu einem neuen Staate werden lassen. Auch Österreich hat schwere Stunden in jenen Zeiten durchgemacht, auch seine Hauptstadt ging verloren, sein Gebiet wurde eingeschränkt, sein Heer herabgesetzt, aber es fanden sich keine Schmiede, die aus den alten Stücken ein neues Gebilde geformt hätten; als die Not vorüber war, wurden die einzelnen Teile wieder aneinander geleimt, aber es wurde kein einheitliches Reich geschaffen. Zur Zeit, als der Freiherr vom Stein wirkte und schuf, kam in Österreich ein Mann ans Ruder, der feingebildet, klug, gewandt war, aber nichts Schöpferisches, Großartiges an sich hatte: Metternich. Von ihm, zuvor von Österreichs Schicksalen vor seinem Regierungsantritte, wird hier zu erzählen sein.

Nur zwei Jahre war es dem klugen, zurückhaltenden Bruder Josefs II., Leopold II., vergönnt zu regieren; in dieser kurzen Zeit hat er es verstanden, die österreichischen Länder zu beruhigen, ohne auf alle Reformen seines Bruders zu verzichten; so blieb die Einteilung des Landes, die Toleranz gegen Nicht-Katholiken, die Beschränkung der päpstlichen Jurisdiktion aufrecht. Leopold hat aber, so viel Wertvolles er da seinen Völkern bewahrte, ihnen anderenteils ein böses Erbteil vermacht, indem er durch sein europäisches Manifest aus Pavia, durch seine Abmachungen mit Preußen in Reichenbach und Pillnitz den Kampf gegen die französische Revolution begann, einen Kampf, der vom jungen Frankreich mit Begierde aufgenommen wurde und bald aus einem Streite über die Prinzipien der Freiheit und Gleichheit, aus einer Intervention zugunsten des Königshauses der Bourbons zu einem Angriffs- und Verteidigungskriege ward, in dem es sich um den Besitz von Belgien, Italien und des linksrheinischen Deutschland gedreht hat. Noch bevor dieser Krieg ausgebrochen ist, starb Leopold, und der älteste seiner zahlreichen Söhne folgte ihm: Franz. Da Leopold früher Großherzog in Toscana gewesen war und dort gelebt hatte, andererseits Kaiser Josef schon lange auf die Hoffnung verzichten mußte, Leibeserben zu erhalten, so hatte dieser frühzeitig den Neffen Franz als seinen voraussichtlichen Nachfolger nach Wien kommen lassen, um den Knaben

ganz unter seiner Aufsicht erziehen zu lassen. Wie es aber Josef II. nie verstanden hatte, mit Menschen richtig umzugehen, so vergriff er sich auch stark in der Erziehung seines Neffen. Er wollte den Knaben blitzschnell nach seiner eigenen Ansicht ummodeln und nahm nicht die leiseste Rücksicht auf dessen Eigenart; er war ewig unzufrieden mit ihm und machte ihn damit scheu und verschlossen. Wenig begabt und hinterhaltig schalt ihn der Onkel; dabei gab sich Erzherzog Franz redliche Mühe und tat auch bei seiner militärischen Ausbildung, später noch auf den Reisen durch die Monarchie, seine Pflicht. Verschlossenheit und Herzenskälte, Früchte dieser rauhen Erziehung sind sein Leben lang nicht mehr von ihm gewichen. Kaum vierundzwanzigjährig, 1792, rief ihn das Schicksal auf den Thron. Fürst Kaunitz lebte noch, bis 1794, aber er war alt und hinfällig geworden, und von den Männern, die jetzt Minister waren und wurden, Thugut, Cobenzl, Stadion, war bei aller Tüchtigkeit keiner ein schöpferisches Genie. Schwere Zeiten kamen für die österreichischen Erblande, Jahre voll unaufhörlicher Kriege, die zu Tausenden die Landeskinder dahinrafften und die Finanzen auf den größten Tiefstand brachten. Die österreichischen Generäle, in der von Friedrich dem Großen ausgebildeten Kriegskunst groß geworden, keiner von besonderer Bedeutung, die Melas, Beaulieu, Mack, waren einem Napoleon in keiner Weise gewachsen; der beste von ihnen war der jüngere Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl. So gingen die Feldzüge trotz mancher bedeutenden Erfolge einer um den anderen verloren, die Friedensschlüsse von Campo Formio, Lunéville, Preßburg und Wien rissen von vier zu vier Jahren (1797, 1801, 1805, 1809) von Österreich neue Provinzen ab, bis es endlich im letztgenannten Jahre seine größte Schmälerung erfuhr und vom Meere ganz abgeschnitten wurde; neues und altes Land mußte abgetreten werden, zu Galizien und Venetien auch noch Tirol. Kaiser Franz, der standhaft alle Unglücksfälle getragen, wurde noch verschlossener und kälter, sein Charakter durch diese Schicksalsschläge in eigentümlicher Weise zugehämmert. Im Jahre 1806 hatte er die wesenlos gewordene deutsche Kaiserkrone niedergelegt, schon zwei Jahre vorher, 1804, infolge der Kaiserwerdung Napoleons aber den Titel eines Kaisers von Österreich angenommen. Damit sollte auch die Gesamtstaatsidee in den vielartigen österreichischen, böhmischen, ungarischen Ländern nach außen hin Ausdruck finden.

Da ergriff 1809 Graf Lothar Clemens Wenzel Metternich die Zügel der Regierung. Metternich (geboren 1773 zu Koblenz) ent-

stammte einem alten westfälischen Geschlechte, das seit vielen Jahren dem Kaiserhause treue Dienste geleistet hatte; sein Vater Franz Georg war in Diensten von Kurmainz gestanden, bis er in österreichische übertrat. Der junge Graf erhielt die damals übliche Erziehung junger Aristokraten, besuchte Universitäten, machte Reisen, ritt, focht, liebte und spielte, und da ja das achtzehnte Jahrhundert keineswegs ganz in Sinnengenuß aufgegangen ist, so naschte er auch an den Wissenschaften und den schönen Künsten, lernte frühzeitig sich witzig und gewandt auszudrücken, — der Wert der Form überwog damals oft den Inhalt — so daß der alte Fürst Kaunitz, als er ihn kennen lernte, von ihm sagen konnte: „Ein guter, aimabler, junger Mensch von der niedlichsten Verve, ein perfekter Kavalier." Zur Zeit, da dieser junge Mann heranwuchs, stand das Jahrhundert auf seinem Höhepunkte, Voltaire, Diderot, Rousseau lebten noch, die Kritik, der Zweifel, der Genuß regierten, die feine Sitte, mit der man über das Heiligste spottete, die Ehe brach, Geld verschwendete, war zu einem festen Kodex geworden; aber auch Newton, Linné, Buffon hatten nicht umsonst gearbeitet; die Wissenschaft blühte, geistiges Leben gedieh, Goethe und Schiller wuchsen heran. In Mainz, der Stadt, die am stärksten in Deutschland von der französischen Revolution beeinflußt worden ist, hatte der junge Graf längere Zeit gelebt; am Hofe des Kurfürsten von Mainz, Grafen Erthal, zu Bonn, der damals einen besonderen Kavaliersruf besaß, war er in die Kunst des Lebens eingeführt worden. Hoch gewachsen, von großer Gestalt, mit bezaubernden Augen, ein eleganter, um nicht zu sagen schöner Mann, wußte er die Männer und die — Frauen seiner Zeit zu gewinnen; etwas, was ihm bei seiner Karriere viel genützt hat: er war ein Damenfreund und Menschenkenner. Bald kam er nach Österreich, heiratete die Enkelin und Erbin des Fürsten Kaunitz und schuf sich so eine Stellung unter dem mächtigen österreichischen Hochadel. Er wurde Diplomat und hat als solcher seine Sporen zuerst in Dresden, dann in Berlin, endlich in Paris verdient. Hier stand er im Mittelpunkte der damaligen Weltgeschichte; durch ein zartes Verhältnis mit der Schwester Napoleons, Caroline — Napoleon hatte zu ihr gesagt: unterhalten Sie mir diesen Einfaltspinsel! — wußte er seine Stellung zu festigen und sich über Napoleons Ansichten besser zu unterrichten als seine diplomatischen Kollegen. Er hatte die beste Gelegenheit, die Größe des Korsen zu bewundern, aber zugleich seine Maßlosigkeit, seine Unersättlichkeit zu erkennen; er bemerkte den Keim des Verfalles im großen Reiche des

Imperators noch zur Zeit der größten Blüte, er erfaßte die Ursachen des späteren Sturzes. So ausgerüstet mit Kenntnissen aus den damals wichtigsten Sphären kam er 1809 nach Wien, um die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen: er ist bis zu seinem Sturze, 1848, also nahezu vierzig Jahre lang, Minister geblieben. Er war eben doch etwas mehr als ein aimabler, perfekter Kavalier: jene Zeit duldete keine Halbheit, sie sichtete rücksichtslos ihre Werkzeuge. Das nächste, was Metternich seinem Kaiser riet, war, in ein enges Verhältnis zu Napoleon zu treten, alle Rachegelüste einstweilen fahren zu lassen, an der inneren Kräftigung der Monarchie zu arbeiten: dazu brauchte man den äußeren Frieden, und den konnte nur ein huldvoller Napoleon gewähren.

So wurde im nächsten Jahre ein Projekt durchgeführt, von dem man noch nicht sicher weiß, von welchem Kopfe es ausgeheckt worden ist — ob es wirklich von Metternich stammt, wie er sich gerühmt hat: die Vermählung der Erzherzogin Maria Louise von Österreich mit Napoleon. Diese Heirat mußte die Verbindung der beiden Kaiserhäuser naturgemäß enge gestalten; auch sonst zeigte sich die österreichische Politik der französischen entgegenkommend, ohne ihr jedoch ganz untertan zu werden. Als Napoleon den großen Kriegszug gegen Rußland unternahm, stellte der Donaustaat dazu ein Kontingent, griff aber in den Krieg nur wenig ein. Dann kam die große Abrechnung mit Napoleon — Metternich blieb abseits zuwartend stehen, ja suchte mäßigend auf den Maßlosen einzuwirken, um im entscheidenden Augenblicke jählings das Schwert Österreichs in die Wagschale der Verbündeten zu werfen. Bei Leipzig entschied das Schicksal für die letzteren: am Abend des Siegestages wurde Graf Metternich in den Fürstenstand erhoben. Und als die Sieger aus Frankreich heimkehrten, waren es Kaiser Franz und Metternich, die sie zu Gast nach Wien einluden, um hier auf einem Kongresse alle strittigen Fragen zu lösen. Diese Zusammenkunft der Monarchen und Staatsmänner in Wien hat außerordentlich viel beigetragen zur großen europäischen Stellung Metternichs in den nächsten Jahrzehnten. In täglichem Zusammensein lernte er die Personen kennen und die Kräfte abschätzen, mit denen er es zu tun hatte; er übersah die Kaiser Alexander von Rußland mit Nesselrode, König Friedrich Wilhelm von Preußen mit Hardenberg, den Engländer Castlereigh, den Franzosen Talleyrand, die deutschen Kleinfürsten mit ihren Tugenden und Schwächen und wußte ihnen allen mit seiner feinen Klugheit und glatten Weltgewandtheit zu imponieren.

Auf genaue persönliche Kenntnisse gestützt war das System, das er in der äußeren Politik aufgebaut hat. Man hat viel Wesens gemacht aus der heiligen Allianz, die auf Antrieb des Zaren Alexander von den christlichen Staaten Europas damals abgeschlossen worden ist und die nach den Bibelworten alle Fürsten zu brüderlicher Hilfe untereinander verpflichtete. Was der etwas phantastische und unklare Kaiser aller Reußen in einer mystischen Stunde ausgeheckt, wäre niemals zur Tatsache geworden, wenn es nicht so vorzüglich zu den politischen Plänen Metternichs gepaßt hätte. Dieselben lassen sich in wenigen Worten kennzeichnen: Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung auf dem europäischen Kontinente nach den im Wiener Kongresse festgelegten Normen. Jede freiere Regung eines Volkswillens, jede nationale oder liberale — soziale gab es damals noch kaum — mußte sorgfältig in ihrem Keime unterdrückt werden, aus Furcht, es könnte daraus ein neuer Weltbrand entstehen. Eine europäische Staatspolizei wurde eingerichtet, ein politisches Feuerwehrkorps, um derartige Brände zu lokalisieren und auszulöschen. Man darf bei der Beurteilung und Verurteilung dieser Politik nicht vergessen, was für furchtbare Zeiten die Fürsten und ihre Minister eben durchgemacht hatten, Zeiten, in denen niemand seines Thrones sicher gewesen war; da ist es kein Wunder, wenn sie alle ängstlich und furchtsam geworden und vor jedem italischen Carbonaro, vor jedem deutschen Burschenschafter zitterten. So sind dann durch österreichische, durch französische Hilfe derartige Brände in Italien, in Spanien unterdrückt worden. Dieses System arbeitete besonders gut, solange Zar Alexander auf dem russischen Throne saß: als 1825 sein Bruder Nikolaus ihm folgte, wurde es anders; dieser ließ sich mehr von russisch-egoistischen Gefühlen leiten und hat die Losreißung Griechenlands von der Türkei ermöglicht. Sehr schwer empfand es auch dann Metternich, daß durch die Ereignisse von 1830 (Julirevolution) Belgien von Holland sich trennte, in Frankreich die Bourbons durch die Orleans ersetzt wurden, selbst in Deutschland Fürsten, der Braunschweiger und der Hesse, vertrieben werden konnten, obwohl sonst dort musterhafte Zucht und Ordnung gehalten wurde, wie wir bereits wissen.

Dieses Polizeisystem, das sich nach auswärts außerordentlich bewährte, wurde auch im Inneren des österreichischen Reiches durchgeführt. Auch hier galt es um jeden Preis Ruhe, Ordnung, die Stabilität der alten Zustände durchzuführen, hier ist es aber nicht Fürst Metternich gewesen, der den Ton angab, sondern Kaiser Franz selbst.

Von ihm hat der berühmte Historiker Treitschke ein Bild entworfen, das an Schärfe nicht seinesgleichen hat: das eines bösartigen, seine Zeit mit Lappalien und Nörgeleien verbringenden Tyrannen. Es hat richtige Züge: gewiß hat Kaiser Franz die Briefe seiner Untertanen öffnen lassen und wohl auch manche selbst gelesen, gewiß hat er eine harmlose Freude daran gehabt, Siegellack zu verfertigen und Vogelkäfige anzustreichen, gewiß hat er seine Untertanen oft drangsaliert, aber er ist dabei ein von den besten Absichten beseelter Mann von eisernem Pflichtgefühl, großer Arbeitskraft und einem klugen Blicke gewesen. Er hat eine außerordentlich hohe Meinung von seiner Regentenpflicht gehabt, er hielt es für nötig, sich um jede Kleinigkeit im Leben seiner Untertanen zu kümmern, sie zu bevormunden, zu Gutem anzuleiten, vor Bösem zu bewahren; nur daß er dabei viel zu weit ging und Details umfassen wollte, die nur seine Beamten kümmern sollten. Es war ihm Bedürfnis, mit seinen Untertanen in steter Berührung zu bleiben, er hatte das von seinem Onkel, Kaiser Josef, gelernt, der ebenfalls viele Audienzen gegeben hat und stets Bitten zugänglich gewesen ist, nur daß Kaiser Franz das übertrieb. Auf einer kurzen Reise in Italien hat er einmal 20000 Audienzen erteilt und an den Wochentagen, an denen er in der Hofburg empfing, wallten von 7—1 Uhr, durch volle sechs Stunden, die Bittsteller zu ihm, alle hörte er an und alle fertigte er mit einem Worte persönlicher Anteilnahme ab. Wenn er in seinem urgemütlichen Wiener Dialekt die Leute anredete: „na, was wollens denn", oder „seins wieder da?", so mußten diese hoffnungsfreudig werden ob so großer Leutseligkeit. Bei den tausend und abertausend Anliegen, die dem Kaiser jahrein, jahraus vorgelegt wurden, mußte es aber kommen, daß die meisten unerledigt blieben oder Ablehnung erfuhren, das brachte dann starke Enttäuschung hervor, die sich allerdings nicht gegen den gütigen Kaiser selbst, sondern gegen die garstigen Minister richtete, welche die gute Absicht des Monarchen vereitelt hätten.

Und wenn die Untertanen nicht zum Kaiser kamen, so kam der Kaiser zu ihnen; aber nicht wie weiland Kaiser Josef, um unerkannt Gutes zu tun, sondern im Gewande von Hofdekreten, Polizeiverordnungen, Ministerialerlässen, um auch den kleinsten Gedanken des menschlichen Lebens zu regeln. Besonders mußte der Österreicher vor gefährlicher Lektüre behütet werden, eine strenge Zensur gab sich da die größte Mühe, überall etwas Unrechtes herauszuwittern und die Bücher genau zu prüfen, die ungestraft den Untertanen in die

Hände gegeben werden konnten. Auch die Meisterwerke der deutschen Dichter wurden umgeändert, um die öffentliche Tugend zu schonen; aus dem Vater Moor in den jetzt zugelassenen Räubern wurde ein Onkel Moor — das war sittlicher! Und ein Spitzelwesen wurde eingerichtet, das die Familienmoral ganz untergrub und zu dem die Polizei, uneingedenk ihres eigentlichen Berufs, zu hüten und zu verhüten, abgerichtet wurde. Wie denn in jener Zeit ein österreichischer Polizeibeamter versicherte, er halte jeden so lange für einen Spitzbuben, bis ihm nicht das Gegenteil bewiesen würde.

Zur Ausführung dieser hunderterlei Gesetze wurde nun die Beamtenschaft berufen, als Träger der Staatsautorität: schlecht bezahlt und gering geachtet, grob und hochmütig, betrachtete sie sich selbst als Existenzzweck, von der Ansicht ausgehend, der Untertan sei nur wegen des Beamten da. Begreiflich, daß sich langsam ein starker Haß gegen das Beamtentum anhäufen mußte, der mit der Höhe der Hierarchie stieg und bei Metternich endete. Die Vielheit der Verordnungen zwang aber, der Lästigkeit derselben durch Übertretungen aller Art auszuweichen, die ungeahndet blieben und geradezu eine österreichische Eigenart geworden sind. Auch hohe Beamte haben sich dem nicht entzogen; wer an den verbotenen ausländischen Zeitungen sich ergötzen wollte, der bezog sie eben durch eine der vielen Schmuggelquellen. Die freie geistige Produktion war durch diesen staatlichen Terrorismus gehemmt; die Einen wanderten aus, die Anderen verflachten oder schwiegen; Kaiser Franz wollte an seinen Universitäten, auch da dem Oheim ähnlich, kein großes wissenschaftliches Getriebe, sie sollten nur gute Beamte heranziehen, sie sollten nur lehren, was er wollte. Der ökonomische Aufschwung der Zeit ging auch an Österreich nicht vorüber, aber nur die Untertanen wurden reich, der Staat blieb arm. Die lässige Art der Steuerbemessung ließ oft einen reichen Fabrikanten sich mit einer Abgabe von hundert Gulden abfinden, so daß der Staat nur knapp sein Heer, seine Beamten schlecht bezahlen konnte und für die Bedürfnisse der steigenden Kultur nichts übrig hatte. Im Jahre 1826 verfiel Kaiser Franz in schwere Krankheit: die allgemeine Liebe, die er damals genoß, äußerte sich in einem rührenden Gedichte Franz Grillparzers. Gegen die Erwartung der Ärzte genaß er, aber die Krankheit hatte ihm viel von seiner Lebenskraft geraubt, er wurde alt und mit dem Alter noch eigenartiger und verschlossener. Ziemlich gleichzeitig mit dieser Erkrankung traten zwei neue Beamte in höchste Stellen ein: Graf Franz Anton Kolowrat übernahm die innere Verwaltung,

Graf Sedlnitzky die Polizei. Beide kamen aus Prag, und bei der Richtung des kaiserlichen Systems, das immer starrer und rücksichtsloser wurde, mußten diese zwei Männer, die sich ganz und gar mit dem Monarchen identifizierten, bald eine ungeheure Macht ausüben. Metternich blieb der entscheidende Berater des Kaisers in den auswärtigen Angelegenheiten, man darf sagen, daß er hier der ausschließliche Regent gewesen ist; er wurde von seinem Herrn, der ihn einmal seinen treuesten Diener und seinen besten Freund genannt hat, wohl auch in den anderen Angelegenheiten des Reiches befragt, wie ja seine Korrespondenz Zeugnis dafür ablegt, wie sehr der Fürst jedes Ding beobachtete und verfolgte: aber entscheidend ist seine Stimme da nicht gewesen. Besonders war dies der Fall, seit Graf Kolowrat ins Amt gekommen war, der dem Kaiser zu schmeicheln verstand und der von Eifersucht gegen Metternich erfüllt war: er ist sein intimster Feind gewesen. Ja, er konnte aus Opposition gegen Metternich sogar manchmal liberal sein, oder besser gesagt, liberal scheinen wollen. Kaiser Franz hat die Rivalität der beiden Staatsmänner gerne gesehen — er glaubte von dieser Konkurrenz sich das Beste für den Staatsdienst versprechen zu sollen, und es war seinem mißtrauischen Gemüte nur sympathisch, wenn der allgewaltige Fürst eine Kontrolle erhielt. So darf man es ausdrücken, daß nichts in Österreich geschehen ist, ohne daß Metternich darum wußte, daß aber vieles nicht geschehen ist, was er wollte. Der Fürst hat sich beispielsweise der großen Wichtigkeit der Verfassungsfrage nicht entzogen, er hat über diesen Punkt nachgedacht und gearbeitet, Vorschläge erstattet über die Einrichtung großer ständischer Versammlungen; nur daß er es für ganz unzweckmäßig hielt, in einem sprachverwirrten Lande wie Österreich, Repräsentativ-Versammlungen einzurichten wie sie England, Frankreich, Süddeutschland besaßen. Und er ist sicher da von der Wahrheit nicht allzuweit entfernt gewesen. Metternichs Vorschläge mißfielen aber dem Kaiser, der sie ruhig in seinem Schreibtische verschloß, wo man sie nach seinem Tode aufgefunden hat.

So blieb der Druck, die Überwachung von Staats wegen auf den Österreichern lasten; die Polizei unter Sedlnitzky hat sich allen Anforderungen auf diesem Gebiete treulichst gefügt und aus dem Kreise der Bevölkerung bezahlte und freiwillige Unterstützung gefunden. Die Wiener konnten sich an ihrer schönen Umgebung, an Theater, Musik, Tanz und Gesang erfreuen, aber sie durften nichts denken, und wenn sie schon so unvorsichtig waren, es nicht sagen. Dabei ist

diese Periode von 1815—1848 die eines bedeutenden volkswirtschaftlichen Aufschwungs geworden; die Friedenszeit, nur unterbrochen durch eine Intervention in Italien, 1822, einer in Polen 1846 mit erfolgter Annektierung von Krakau, sowie einer Seeexpedition gegen Ägypten 1840, hat da überaus segensreich gewirkt. Es ist die Zeit, in der kolossale technische Fortschritte gemacht wurden, der Dampf sich die Welt eroberte und alle Verkehrsbedingungen veränderte, die Elektrizität Eingang in das praktische Leben fand, Telegraph und Photographie zu arbeiten begannen, der Österreicher Ressel die Schiffsschraube erfand, die großartigen englischen Maschinen die ganze Fabrikation und damit die soziale Lage des Arbeiterstandes auf den Kopf stellten, und zahllose neue Etablissements aller Art in Österreich entstanden. Vor allem blühte da eine wertvolle Produktion heran, in der Gewinnung des Zuckers aus der Runkelrübe. Seit das Reich 1811 infolge der Napoleonischen Kriege den Wert des Geldes auf ein Fünftel hatte herabsetzen müssen, war der Wohlstand des Volkes von Jahr zu Jahr gestiegen, damit wuchsen auch die materiellen und geistigen Bedürfnisse der Inwohner, von denen jedoch nur die ersteren Befriedigung finden konnten.

Bei unerträglichen Zuständen in der Gegenwart gibt es die Hoffnung auf die Zukunft, die trostvoll über die vorhandenen Unbilden hinwegsehen läßt. Was hatte da Österreich von der Zukunft zu hoffen?

Kaiser Franz war viermal verheiratet gewesen; wie einst sein Ahn, Leopold I., konnte auch er nicht längere Zeit ohne Lebensgefährtin bleiben; wenige Monate nach dem Tode einer Gattin hat er immer schon die nächste zum Altar geführt. Eine dieser Gemahlinnen, die dritte, war die schöne und geistvolle Maria Ludovica d'Este, die Gönnerin Goethes. Aus der zweiten Ehe, mit seiner Cousine Maria Theresia von Sizilien, waren zwei Söhne entsprossen: Erzherzog Ferdinand, geboren 1793, und Erzherzog Franz Karl, geboren 1798. Während der erstgeborene ein überaus zartes, kränkliches, von Krämpfen heimgesuchtes Kind gewesen ist, entwickelte sich der zweite Knabe besser, man gewöhnte sich daran, in ihm den Thronerben zu sehen, er ist früher als dieser vermählt worden, 1824, mit der schönen, geistreichen, bedeutenden Prinzessin Sophie von Bayern; der älteste Sohn aus dieser Ehe, Franz Josef, wurde 1830 geboren. Gegen alle Erwartungen wuchs aber Ferdinand vom Jünglinge zum Manne heran; gegen den Rat der Ärzte ist er dann 1831 mit einer savoyischen Prinzessin, ebenfalls einer nahen Verwandten,

verheiratet worden. Die Ehe ist kinderlos geblieben, aber Erzherzog, dann Kaiser Ferdinand, hat ein hohes Alter erreicht, er starb erst 1875. In diesem Prinzen nun, von dessen Gutartigkeit und Gutmütigkeit alles überzeugt war, von dessen Kränklichkeit man aber keine schöpferischen, genialen Taten erwarten konnte, sah man den künftigen Herrscher. Immerhin war es ein unsicheres, schwankendes Leben, für dessen längere Dauer keine Gewähr vorhanden war.

Kaiser Franz hatte darum schon zu seinen Lebzeiten einen seiner jüngeren Brüder, Erzherzog Ludwig, der jedenfalls hinter den anderen Brüdern, wie Erzherzog Karl, Erzherzog Johann, an Bedeutung zurückstand, mit umfassenden Vollmachten betraut und ihn quasi für den Todesfall zu seinem Stellvertreter gemacht. Im Jahre 1835 trat dies Ereignis ein: Kaiser Franz starb; in seinem Testamente hat er seine Liebe seinen Völkern vermacht. Törichte Gerüchte hatten im Volke über das Vermögen Franz I. Platz gegriffen, als ob er ungeheure Schätze angesammelt hätte: man fand sich geschmälert, betrogen, daß der Kaiser nichts anderes seinen Untertanen hinterlassen wollte, und ein merkwürdiger Rückschlag trat in der Gesinnung gegen den einstmals so geliebten Kaiser ein. Als seine treuherzige Erscheinung, sein biederes, volkstümliches Auftreten nicht mehr wirkten, gedachte man nur seiner Sparsamkeit, seiner Trockenheit, der vielen Enttäuschungen, die man durch ihn erlebt hatte, und tiefer Groll über sein Regierungssystem erfaßte alle. In letzter Linie schob man aber doch die Hauptverantwortung dafür seinem vornehmsten Minister, dem Fürsten Metternich, in die Schuhe. Der etwas eitle, gerne nach außen hin prunkende Mann, der im Laufe seines Lebens mit Ehrungen überhäuft worden, der in der großen Reichspolitik unstreitig der leitende Geist gewesen war, mußte nun neben soviel Glanz auch den tiefen Schatten tragen, den das System seines Kaisers verbreitete, dem er nicht hatte entgegentreten können oder wollen. Kaiser Franz hatte auf seinem Totenbette seinen ältesten Sohn gebunden, nichts an den herrschenden Verhältnissen zu ändern; so blieb alles beim alten. Erzherzog Ludwig, Metternich, Kolowrat bildeten die Spitze der Regierung, Sedlnitzky wütete weiter in seiner Polizeigewalt, immer tiefere Finsternis senkte sich auf Österreich.

Kaiser Ferdinand war gut und pflichttreu; oft wagte er es nicht, über Land zu fahren in der Besorgnis, sie (die Minister) könnten ihn brauchen — zum Unterschreiben. Und darin sah er wirklich seine ganze Tätigkeit. Er hat gutmütig einem seiner Beamten den Rat

gegeben, nur tüchtig zu lernen; er danke noch Gott, daß sein seliger Vater ihn habe das Regieren so fleißig lernen lassen! Von diesem stillen, kranken Manne, der von Stiefmutter und Gattin rührend betreut wurde, war keine Änderung in dem Bestehenden zu erwarten und von seinen Ratgebern auch nicht. Diese waren durch das Vermächtnis des Kaisers Franz an das gewohnte Geleise gebunden, sie waren ebenfalls schon alte Herren geworden, die die Spannkraft der Jugend, neue Verantwortung leicht zu übernehmen, längst verlassen hatte, sie kamen überdies nicht über die Vorstellung hinaus, daß es sich hier zwar nur um ein Übergangsstadium handeln könne, dieses aber sie überleben müsse. Metternich hat sich da einmal sehr bezeichnend geäußert: „Jeder will, daß etwas geschehe; aber das Haus (Österreich) ist zu alt und zu baufällig, als daß man Fenster und Türen in die Wände brechen könnte; man müßte ein neues bauen. Hierzu fehlen mir nicht die Gedanken, aber Macht und Zeit." So wurde nichts geändert, und es bürgerte sich in Österreich jene Hochachtung vor allem historisch Gewordenen ein, die bis auf den heutigen Tag weiterlebt und die der Fürst-Staatskanzler mit den Worten charakterisiert hat: „Das Bestehende hat ein eigenes Recht, das keiner Bestätigung durch die Vernunft bedarf!" Zensur und Polizei hausten weiter, der freie Gedanke war verboten; der äußere Wohlstand wuchs, der Staat blieb arm. In seinem berühmten Buche über die Zukunft Österreichs deckte der Freiherr von Andrian-Werburg 1841 zum erstenmal die ökonomischen Schäden des Reiches auf, zeigte, auf wie schwachen Füßen dessen Kredit stehe, daß selbst jetzt in den ruhigsten Friedenszeiten die Einnahmen nicht ausreichten, daß in den letzten Dezennien über vierhundert Millionen Gulden neuer Anlehen, deren Spuren man nicht weiter verfolgen könne, aufgenommen worden seien. Dabei pochte die neue Zeit vernehmlich an die Pforten.

In Preußen war 1840 ein Thronwechsel eingetreten, Friedrich Wilhelm IV. seinem Vater gefolgt; ein genialer, vielseitig veranlagter Mann, mit Eigenwillen und Vorurteilen, in vielem dem Fortschritte huldigend, in manchem reaktionär bis zum äußersten. Redegewandt und redelustig, stürmisch und phantastisch, schwach und unsicher, dann wieder herrisch und unlenkbar; eine widerspruchsvolle Natur, in deren rastloser Nervosität sich frühzeitig der Keim der späteren Erkrankung zeigte. Ein freierer Zug kam mit seinem Regierungsantritte ins preußische Leben; Turnerei, Studententum, Wissenschaft durften sich regen, den technischen Fortschritten ward Ein-

laß gegeben, in zahlreichen Verbrüderungsfesten lebte ein gemeinsamer deutscher Zug auf, bei der Grundsteinlegung für den Ausbau des Kölner Domes zeigte sich die nationale Gesinnung des neuen Königs. Von einer Verfassung wollte er freilich nichts wissen, aber er ließ doch seine Untertanen in den Ausschüssen der Ständeversammlungen zu Wort kommen, dann in diesen selbst, die er in Berlin vereinigte. In den süddeutschen Staaten gab es schon lange freigewählte Versammlungen mit Vertretung des Bürger- und Bauernstandes: nur in Österreich herrschte Schweigen.

Unzufriedenheit und Hoffnungslosigkeit ergriffen hier mit Macht alle Stände; sogar in der Aristokratie zeigten sie sich. Die Ständeversammlungen in Niederösterreich, in Böhmen, in denen doch eigentlich nur der hohe und der niedere Adel herrschten, gestalteten sich sehr stürmisch, die Stände, die bisher unterwürfig zu allem Ja und Amen gesagt hatten, wagten jetzt Widerstand gegen die Regierung, es wurde Mode, über sie zu spotten, zu schimpfen, sie anzugreifen. Graf Kolowrat war selbst bereit dazu, das eigene System zu verunglimpfen. Aus Trotz gegen Metternich hatte er in Wien die Gründung des juridisch-politischen Lesevereins zugelassen, in dem sich das frondierende Bürgertum zusammenfand; der Handelsstand erhielt seine Redetribünen in den Gewerbevereinen von Wien und Prag. Dabei machte sich in ganz Österreich eine neue gewaltige Bewegung geltend: die nationale. Die Tschechen, Slowenen, Slowaken, Ungarn regten sich; nationale Literaturen entstanden, die einheimischen Sprachen wurden ausgebildet, neu geübt, sie äußerten sich in Feindseligkeit gegen das Deutsche. Ungarn, das unter allen österreichischen Provinzen die größte Selbständigkeit durch seine Selbstverwaltung in den Komitaten, durch seine Reichstage sich bewahrt hatte, wurde tonangebend. In den vierziger Jahren wurde die ungarische Sprache hier zur herrschenden; Führer wie Kossuth traten auf, sie konnten bereits ein großes Programm für die ganze Monarchie verlangen: Preßfreiheit, Lehr- und Lernfreiheit für die studierende Jugend, Gewissens- und Vereinsfreiheit, Versammlungsrecht, Teilnahme des Bürgerstandes an der Bewachung der öffentlichen Sicherheit, an der staatlichen Verwaltung, mit einem Worte: Verfassung. Das Jahr 1848 war herangekommen, mit ihm Aufstände in Sizilien, in Neapel, denen in der letzten Februarwoche die Revolution in Paris folgte, die Ludwig Philipp entthronte und die zweite französische Republik zur Herrschaft brachte. Ungeheuer war die Wirkung dieses Ereignisses jenseits des Rheins: die be-

stehenden alten Regierungen in den meisten kleinen deutschen Staaten wurden gestürzt, machtvoll durchbrauste das Land der Gedanke: Neubau eines mächtigen Deutschlands; das konnte nicht spurlos an Österreich und Preußen vorübergehen, ersteres hatte diesmal den Vorrang. Am 13. März brach die Bewegung in Wien los: Bürger, Studenten, Arbeiter verbanden sich mit den liberalen Wortführern der Stände. Ratlos standen die Minister da vor dem Aufruhr der gebildeten Klassen, die man nicht mit Erlässen und Versprechungen beruhigen konnte, die man nicht durch das Militär niederkartätschen wollte. Der allgemeine Sturm richtete sich vor allem gegen den Staatsmann, dem man alles üble zuschrieb, der geradezu als Inkarnation der alten Zeit dastand: gegen Metternich. Mit einer Art von Fatalismus hatte dieser Mann — der schon 75 Jahre zählte — alle Symptome der Bewegung, die er gar nicht mißverstehen konnte, von sich abgewehrt mit der Überzeugung, daß er als ein Fels der Ordnung dastehe, an den die Wellen der Neuzeit sich nicht heranwagen würden: er hielt sich für unersetzlich, für unerschütterlich. Was nach seinem Tode dann geschehen würde, darum kümmerte er sich nicht.

Bis in die allerhöchsten Kreise hinauf war die Antipathie gegen diesen Mann gestiegen, der in seinem Beharrungsvermögen unbequem und lästig geworden war; es ist sicher, daß selbst die Erzherzogin Sophie im Gegensatze zu ihm an Veränderungen im Staatsleben gedacht hat. Der allgemeine Ruf nach dem Rücktritte Metternichs fand in der Wiener Hofburg ein lebhaftes Echo. In dem Augenblicke, wo der Fürst das merken mußte, ist er, überrascht und tiefgekränkt, doch würdig und entschlossen zurückgetreten: ungeheurer Jubel begrüßte seinen Fall am Abend des verhängnisvollen 13. März. Damit war freilich nicht die Reihe der Opfer abgeschlossen, die das alte Österreich dem jungen bringen mußte. Die nächsten Tage und Wochen forderten immer neue. Ratlos und wahllos wurden sie gebracht; die Wiener Revolution siegte auf der ganzen Linie; die nationalen Wünsche der Magyaren und Slawen fanden volle Befriedigung; die italienischen Provinzen drohten sich loszureißen — alles kam in Fluß, kam in Gärung. Das bürgerliche Element der Revolution zeigte sich bald gesättigt, nicht so das soziale und nationale. Der erste Reichstag, der im Juli zusammentrat, konnte, abgesehen von der Bauernbefreiung, nichts leisten, bald kam es zum Aufstande in Prag, zum Bürgerkrieg in Ungarn. Und während hier sich langsam alle mit dem Gange der Bewegung unzufriedenen Ele-

mente sammelten, nahm auch das Schicksal in Preußen, in Deutschland seinen Lauf.

In Berlin war die Revolution am 18. März ausgebrochen — ohne Not, denn der König hatte bereits vorher alles bewilligt, was verlangt worden war. Ähnliche Erscheinungen zeigten sich hier wie in Wien: Anschluß des Proletariats an das Bürgertum, Mißtrauen gegen die ersten Maßregeln der Regierung; allgemeine Bewaffnung, Volksversammlungen, Katzenmusiken, eine überschäumende Presse, Stocken des Handels und Verkehrs, soziale Maßnahmen zugunsten der Arbeiter, ohne Verständnis und Überlegung durchgeführt. Daneben bemerkt man große Verschiedenheiten: in Wien spielen die Studenten die Hauptrolle — in Berlin nicht; viel länger dauert in ersterem die Allianz zwischen Bürgern und Proletariern; in Preußen fehlt die nationale Erregung — sie bleibt auf weniger bedeutende Vorkommnisse in Posen beschränkt; in Preußen fehlt das große Echo der Provinzen. Dagegen spielt hier die Demokratie in der Arbeiterschaft eine bedeutende Rolle. Wir finden bereits in Deutschland damals Versuche, sie zu organisieren.

In Frankfurt trat am 18. Mai 1848 eine aus ganz Deutschland gewählte Nationalversammlung zusammen, die sich ernstlich bemühte, ein Deutsches Reich zu gründen. Es war viel Geist, viel guter Wille, viel Eifer und löblicher Patriotismus hier vereinigt mit Unverstand und Überspanntheit. Wichtige Zeit ging verloren über theoretischen Erörterungen von Rechten und Pflichten der neuen deutschen Bürger; eine provisorische Gewalt ward eingesetzt, dieselbe der Person des Erzherzogs Johann von Österreich anvertraut; einem alten, wohlwollenden, schlichten, feingebildeten Herrn, der zu allem paßte, aber nur nicht zum Organisator eines neuen Staates. Minister traten an seine Seite, unter ihnen der schneidige Österreicher, Herr von Schmerling; ein glänzender, überzeugungstreuer Patriot ward zum Leiter der Versammlung: Heinrich von Gagern. So begann im Sommer die eigentliche Beratung der neuen Verfassung — eine Tätigkeit, die bis in den März 1849 hinein gedauert und eine wahre Sintflut von Reden und Anträgen gezeitigt hat. Um es gleich zu sagen: der Versammlung fehlte bei ihrem löblichen Tun eines — aber das Wichtigste — die Macht. Sie konnte die besten Beschlüsse von der Welt fassen, hatte aber nicht die Macht, sie durchzuführen. Sie hatte von dem deutschen Bunde, der am 12. Juli 1848 beim Amtsantritte des Reichsverwesers Erzherzog Johann eines stillen freiwilligen Todes gestorben war, die Macht geerbt, und diese

war gleich Null. Für alle Beschlüsse mußte die Nationalversammlung sich die Beamten, die Soldaten von den dreißig deutschen Regierungen ausborgen, und es blieb nun dem Ermessen derselben anheimgegeben, ob sie die Beschlüsse der Frankfurter Abgeordneten ausführen wollten, oder nicht. In den ersten Monaten der Revolution waren die Regierungen willig und zu allem bereit: als erster hatte König Friedrich Wilhelm erklärt, Preußen gehe von nun an in Deutschland auf. Bei näherer Betrachtung, als wieder mehr öffentliche Ruhe eintrat, der erste unwiderstehliche Freiheitsrausch verflogen war, fanden es die Könige, Großherzöge, Herzöge und Fürsten aber doch sehr unzweckmäßig, zugunsten einer Versammlung, in der ihre Gegner eine führende Stellung einnahmen, auf ihre Souveränität zu verzichten; denn den Reichsverweser faßten sie nur als figuralen Schmuck auf. So blieb die neue deutsche Verfassung ein totgeborenes Kind. Es war kostbares Material in den Verhandlungen darüber aufgespeichert worden, das nicht verloren blieb, denn die Verfassung des neuen Reiches von 1871 griff vielfach auf die von 1849 zurück, aber ins Leben treten konnte sie damals nicht. Und auch die endliche Kaiserwahl — Friedrich Wilhelm IV. war der Erkorene — konnte zu nichts führen, da dieser Monarch, so sehr ihm sonst die Würde entsprechen und ihn reizen mochte, eine derartige demokratische Krone ohne die Zustimmung der Mitfürsten nicht annehmen wollte — und es auch nicht konnte. Denn besonders *ein* Mitfürst hätte seine Zustimmung unter allen Umständen versagt, und das war der Kaiser von Österreich.

Zum deutschen Bunde hatte ja die Hälfte von Österreich gehört, es schien selbstverständlich, daß auch das neue Deutschland diese Länder nicht missen werde. Da war aber im nichtdeutschen Österreich dagegen der erste Widerstand entstanden; hier waren überhaupt keine Wahlen nach Frankfurt vorgenommen worden, hier wollte man nichts wissen von einem deutschen Österreich. Der erste Reichstag, der in Wien zusammengetreten war, hatte die numerische Überzahl der Nicht-Deutschen drastisch vor Augen geführt. Die Wiener Regierung war mittlerweile Herr im Hause geworden; vor den Ausschreitungen in Wien im August, September, Oktober, gekrönt durch die Ermordung des Kriegsministers Grafen Latour, hatten sich alle ruhigeren Elemente von der Revolution zurückgezogen, das Slawentum war durch die Niederwerfung des Prager Juniaufstandes gedemütigt worden, in Italien hatte Radetzky die Stellung Österreichs wieder befestigt, mit Ungarn stand man wohl in hellem Kriege, ver-

meinte aber von dieser Seite nichts Ernstliches befürchten zu müssen. So wurde die Regierung mit der sich wehrenden Wiener Demokratie leicht fertig und verlegte den Reichstag zur Fertigstellung einer Verfassung nach Kremsier; Kaiser Ferdinand, teils der eigenen physischen Unfähigkeit nachgebend, teils um die den Ungarn gemachten Versprechungen aus der Welt zu schaffen, machte seinem Neffen, Franz Josef, Platz (2. Dezember 1848), und Männer von konservativer Schattierung wie Felix Schwarzenberg, Franz Stadion und Dr. Bach ergriffen die Zügel der Regierung. Fürst Schwarzenberg war nicht der Mann, auch nur ein Quentchen von Österreichs Ansprüchen auf die Führung in Deutschland aufzugeben. Er forderte zuerst die Aufnahme von Ganz-Österreich, also noch mehr als im „Bund" enthalten gewesen war, in das neue Reich, und als die Frankfurter kein Hehl daraus machten, daß sie die Ungarn, Polen, Ruthenen, Rumänen, Italiener, Tschechen, Slowenen, Kroaten, Serben und Slowaken in Deutschland nicht brauchen könnten, da kündigte der österreichische Ministerpräsident in unverkennbar deutlicher Weise der Nationalversammlung die Freundschaft, und Friedrich Wilhelm IV. konnte, abgesehen von den anderen widerwilligen Kollegen in Deutschland selbst, dem Sachsen, Bayern, Württemberger, die alle ebenfalls auf ihre Königswürde pochten und sich den Preußen ebenbürtig fühlten, niemals auf die Zustimmung Österreichs zu seinem Kaisertum rechnen. Unverrichteter Sache ging nach seiner Ablehnung der Kaiserkrone die Frankfurter Versammlung auseinander. Die deutsche Demokratie versuchte auf eigene Faust, in Baden und Sachsen mit Gewalt, die Anerkennung der neuen Verfassung zu erkämpfen. Sie wurde durch preußisches Militär niedergeworfen — während gerade damals der König von Preußen selbst sich abmühte, von dieser schönen Verfassung zu retten, was zu retten war. Er brachte viele Fürsten in einer „Union" dazu, ihre bedingte Zustimmung zu geben, in Gotha ward ein Programm für die Verbesserung dieser Verfassung entworfen, in Erfurt dann 1850 sogar eine neue dazu gewählte Versammlung einberufen: aber alles blieb vergeblich und scheiterte an dem beharrlichen Nein von seiten Österreichs, das die partikularen Regungen der deutschen Kleinstaaten, ihre mehr oder minder große Eifersucht gegen Preußen geschickt für seine Zwecke auszunützen verstand. Schließlich wäre es beinahe darüber zum Kriege zwischen Österreich und Preußen gekommen. Weiterungen wegen Kurhessens hatten den Konflikt zwischen beiden Staaten noch verschärft — aber nur ein kleines Gefecht fand statt

zu Bronzell, bei dem ein preußischer Trompeterschimmel getötet wurde. Rußland, das vor kurzem erst Österreich einen wertvollen Dienst geleistet hatte durch Niederwerfung des ungarischen Aufstandes, verpflichtete sich den Donaustaat noch mehr, indem es zu seinen Gunsten eine starke Pression auf Preußen ausübte und dieses zum Nachgeben in den Konferenzen zu Olmütz veranlaßte. Damit war das Frankfurter Werk vollends ad acta gelegt, und nach einigen Vorbesprechungen wurde 1852 der alte deutsche Bund mit seiner ganzen Hilflosigkeit wieder ausgegraben. Der Reichsverweser war schon längst, noch 1849, von der Bühne abgetreten. Österreich behielt seinen Vorrang und Vorsitz im Bundespalais der Eschenheimer Gasse in Frankfurt am Main. Wenn auch Fürst Felix Schwarzenberg die ihm zugeschriebenen Worte „il faut avilir la Prusse et puis la démolir" nie gesprochen hat, seine Politik gegen Preußen ist doch von dem Geiste dieser Worte geleitet gewesen, und damit hat er sich als rechter Schüler Metternichs bewährt.

Ähnlich und doch verschieden, wie der Verlauf gewesen war, hatte die Revolution in Österreich und Preußen geendet. In Österreich hatte der Verfassungsausschuß des Kremsierer Reichstages richtig einen Entwurf fertig gebracht, in demselben war aber manches enthalten, was den neuen Machthabern in Olmütz nicht zu Gesichte stand — eine starke Betonung der Souveränität des Volkes vor allem — so wurde der Reichstag eines Tages mit einer Strafpredigt heimgeschickt und zugleich den Völkern Österreichs eine Verfassung, die in Olmütz ausgearbeitet worden war, aufoktroyiert. Es hätte sich vielleicht auch mit dieser arbeiten und leben lassen — wenn sie überhaupt nur je in Tätigkeit gesetzt worden wäre: aber sie blieb auf dem Papiere stehen und wurde am 31. Dezember 1851 als nicht recht passend aufgehoben. Die Minister vergaßen dabei vollständig, daß sie dem jungen Monarchen bei seiner Thronbesteigung die Worte in den Mund gelegt hatten: er sei entschlossen, die Regierung des Reiches mit seinen Völkern zu teilen. Auch die in Kremsier beschlossenen Staatsgrundgesetze wurden außer Kraft gesetzt und nochmals begann eine absolute Regierung. Stadion und Schwarzenberg starben bald und Dr. Alexander Bach versuchte nun, was Kaiser Josef mißlungen, was unter Metternich nur insgeheim versucht worden war: mit Hilfe einer gefügigen Beamtenschaft ein zentralistisches Österreich deutsch zu regieren. Er holte sich den Klerus zur Unterstützung herbei — das Konkordat mit Rom wurde 1855 abgeschlossen. Viel mühsame ehrliche Arbeit ist damals unternommen wor-

den; das Schulleben wurde durch Männer wie Exner, Bohnitz zu bedeutender Höhe erhoben; große Bahnbauten, wie die Semmeringbahn, wurden durchgeführt, die Schiffahrtsgesellschaft des Lloyd durch den Handelsminister Baron Bruck zu imponierender Stellung gebracht. Aber die Finanzen gediehen nicht besser, und die auswärtige Politik wurde vom Grafen Buol anmaßend und töricht geführt. Als Mitte der fünfziger Jahre der Orientkrieg ausbrach, in dem Rußland den endgültigen Versuch machte, die Türkei zu zerstückeln, wollte Österreich eine hochfahrende, dabei sehr kostspielige Vermittlerrolle spielen, befriedigte damit die Seemächte nicht, die sich Rußland in den Weg gestellt hatten und beleidigte Rußland tödlich, das auf Dankbarkeit für seine geleisteten Dienste hoffte. So blieb Österreich isoliert stehen und war 1859 dem Anfalle Frankreichs und Italiens ausgeliefert, die seine unglückliche Armee in den zwei entscheidenden Schlachten bei Magenta und Solferino über den Haufen warfen. Schlamperei und Verrottung aller Art kamen noch zum Vorschein, Österreich stand vor einem neuen Bankerott, das „System" Dr. Bachs mußte verschwinden und machte verschiedenen Versuchen Platz, die endlich in der Verfassung von 1861 gipfelten.

In Preußen war es ebenfalls im Sommer und Herbste 1848 zu Kämpfen zwischen Regierung und Demokratie gekommen, in denen erstere mit leichter Mühe siegte; auch hier erregte die Verfassungsarbeit der ersten preußischen Nationalversammlung Unwillen: bei der Beratung über die Formel „König von Gottes Gnaden" wurde der Ausspruch getan, das sei eine verkrachte Firma. Zur Strafe wurde die Versammlung aus Berlin in ein kleines Städtchen, Brandenburg, verbannt und sehr bald darauf aufgelöst. Aber in Preußen war die Staatsautorität im Herbste 1848 viel stärker geworden, als sie damals in Österreich war. Schon während der letzten Monate hatte sich um den König eine streng konservative, dabei doch modern denkende Partei gesammelt, die in der Kreuzzeitung ein bedeutsames Organ fand und in welcher der Name Bismarck Klang zu erhalten begann. Und als nach einem mißlungenen Versuche dann im Mai 1849 für Preußen eine Verfassung erlassen wurde, war es wohl nicht die beste, die man finden konnte: sie basierte auf dem Dreiklassen-Wahlsystem, aber sie wurde wirklich durchgeführt und ehrlich gehalten. Das war ein Worthalten, das in Deutschland großen Eindruck machen mußte. Selbst der Mann, der vor dem Ausbruche der Bewegung wohl der unbeliebteste in Berlin gewesen war, Prinz Wilhelm von Preußen, der Bruder des Königs, den man für erz-

reaktionär und für einen bornierten Soldatenfreund hielt, hat sich ernst und ehrlich der neuen Zeit anbequemt. Die nächsten Jahre verliefen in Ruhe; die auswärtige Politik war nicht glücklich, sie holte sich von Österreich die Demütigung von Olmütz, sie zeigte sich schwach und schwankend während des orientalischen Krieges, sie war 1859 sogar bereit, für Österreich gegen Frankreich den Degen zu ziehen, da schloß Kaiser Franz Josef, um keine Dankesschuld gegen Preußen auf sich zu laden, rasch den Frieden von Villafranca mit Napoleon III. Im Inneren war es ein ruhiges Weiterleben und Ausbauen der wirtschaftlichen Kräfte. Schon 1858 verfiel Friedrich Wilhelm in ein drei Jahre andauerndes Siechtum, aus dem ihn der Tod 1861 erlöste; sein Bruder Wilhelm I., ein alter Herr von 64 Jahren, bestieg den preußischen Thron; er hielt sein Leben für abgeschlossen, nur kurze Zeit glaubte er sich noch gegönnt.

Die meisten von diesen Ereignissen hatte Metternich noch miterlebt. Damals, im März 1848, mußte er eilends aus Wien, aus Österreich, aus Deutschland flüchten. Haß und Ingrimm hallten ihm allerorts entgegen, erst in England fand er ein Asyl. Zuerst schien es ihm nicht möglich — seine Briefe verraten es — daß seine große Rolle ausgespielt sein sollte; endlich fand er sich in sein Schicksal. Zu sehr war sein Name mit einer der trübsten Zeiten des inneren Lebens Österreichs verwoben, als daß man hätte wagen dürfen, den alten Mann wieder an die Spitze des Staates zu stellen. Wenn er auch der beste Minister des Auswärtigen gewesen ist, den Österreich im neunzehnten Jahrhundert gehabt hat, wenn auch vieles unter Bach nicht besser gewesen ist als unter ihm, er anderseits für manches nicht verantwortlich gemacht werden darf, was ihm gemeiniglich zugeschrieben wird, so war sein Name doch geächtet in Österreich und ist es ungerechterweise bis zum heutigen Tage geblieben. Aus England kehrte er, als die Zeiten ruhiger geworden, zuerst nach Johannisberg, seinem Schlosse am Rhein, dann nach Wien zurück, wo er im Kreise seiner Familie ein ruhiges Alter verlebte. Sein Schmerz war es, daß er auch die geliebte, schöne und geistvolle dritte Gemahlin, Melanie Zichy, überleben mußte. Anfangs wurde er manchmal vom jungen Kaiser um Rat gefragt, bis die neuen Verhältnisse und sein zunehmendes Alter das von selbst verboten. Mitten während des Krieges gegen Italien, am 11. Juni 1859, ist er gestorben — seine letzten Worte waren: „Ein Fels der Ordnung." Mit ihm starb ein Mann, der viel geliebt und viel geehrt worden war, nicht nur von schönen Frauen, auch von klugen Männern. Seine

politischen Mitarbeiter Friedrich von Gentz, Pilat, Adam Müller, Clemens Hügel, Hudelist, Binder, Graf Fiquelmont sahen in ihm ihren Führer und Meister. Kaiser Franz und Kaiser Ferdinand haben ihn, jeder in seiner Weise, geschätzt und gefürchtet. Er war ein reich begabter Kopf, der für alles Schöne und Große Interesse hatte und es förderte: Eisenbahnen, Erfindungen, große Projekte, wie das eines Suezkanals; der mit Feinheit und Geschick die Diplomatie leitete, aber er war ein Mann des ancien régime aus dem achtzehnten Jahrhundert, der an die französische Revolution nicht glaubte und sie wie sein getreuer Gentz bis aufs Blut verfolgte. Er ließ den Staat, dem er vorstand, nicht modern werden, weil er das aus innerster Überzeugung für schädlich hielt. Er hat sich überdies zu sehr seinem Monarchen Kaiser Franz gebeugt und mußte auch für dessen Fehler büßen: das System Kaiser Franz' wurde System Metternich genannt und ihm allein zur Last gelegt. Der Kaiser hat längst Monumente in Wien, in Prag erhalten, für Metternich steht noch keines. Und er war doch einer der größten Staatsmänner, die Österreich hervorgebracht hat.

Während er dahinwelkte, kam freilich drüben in Preußen ein noch größerer empor: Bismarck.

VI.

Bismarck.

In der Altmark, die jetzt zur Provinz Sachsen gehört, an der Eisenbahnlinie Stendal—Ülzen, drei Kilometer von der Bahnstrecke entfernt, liegt das Städtchen Bismarck, mit wenig mehr als zweitausend Einwohnern. Es hat das Glück, einem der größten Staatsmänner aller Zeiten den Namen gegeben zu haben, denn unzweifelhaft von hier trägt die Familie Bismarck ihren Namen, eine Familie, die wir bereits im 13. Jahrhundert in gutem Wohlstande im benachbarten Stendal antreffen. Ein „Herbert" ist hier Gewandschneider, scheint aber weit über seinen eigentlichen Beruf hinaus Einfluß besessen zu haben. Das Geschlecht blüht weiter, dringt aus dem Bürgerstande in den Herrenstand ein, bekommt das Gut Burgstall zu Lehen, das dann im 17. Jahrhunderte gegen das Gut Schönhausen umgetauscht worden ist, rechts der Elbe, gleichfalls in der Altmark an der jetzigen Linie Stendal-Rathenow gelegen. Um dieses Stammgut Schönhausen sammeln sich die verschiedenen Zweige der Familie, die auch in Pommern Grundbesitz erwirbt; es sind

königstreue, tüchtige Männer, die mit Feder und Schwert, mit Wort und Tat ihrem Gotte, ihrem Könige dienen; Ferdinand von Bismarck, preußischer Rittmeister, tritt 1795, im Jahre, als der Basler Frieden mit Frankreich geschlossen wird, aus der Armee aus, um sich ganz der Bewirtschaftung der Güter widmen zu können — er erhält mit der Zeit auch die pommerschen: Kniephof, Külz und Jarchelin. Im Jahre 1806 heiratet er die schöne, geistvolle, vielumworbene Tochter des geheimen Kabinettsrats Mencken. Es ist eine bürgerliche Familie, mit der der adelige Rittmeister in Verbindung tritt, aber eine durch Verstand und Wissen reich ausgestattete. Mencken galt gewissen Leuten sogar als „Jakobiner". Diesem Paare wird am 1. April 1815 in Schönhausen ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Otto erhält. Im nächsten Jahre bereits übersiedelt die Familie nach Naugardt in Pommern. Von einem ehrenfesten patriotischen Vater und einer klugen rationalistisch frommen Mutter — Zschokke war ihr Lieblingsschriftsteller — empfängt der kleine Knabe die ersten trefflichen Eindrücke. Auf dem Lande ist eine Erziehung schwierig, er kommt bald nach Berlin in das Plamannische Institut, in dem er sich aber gründlich unbehaglich fühlt; weitaus besser ist der zweite Zuchtmeister Dr. Bonnell, der ihn in den entscheidenden Jünglingsjahren übernimmt, da der junge Bismarck im Friedrich Wilhelmgymnasium in die Tiefen der Wissenschaft eingeführt wird. Bismarck sagt von sich selbst: „ich war ein Junge, wie alle Jungen". Einer seiner Lehrer aber schrieb: „Otto saß mit sichtlicher Spannung, klarem freundlichen Kindergesicht und hell leuchtenden Augen, frisch und munter unter seinen Kameraden". Bonnell muß ein aufgeklärter Mann gewesen sein, dessen politisches Glaubensbekenntnis noch aus der Zeit der Freiheitskriege, der nationalen Begeisterung stammte. Diese Tage waren vorüber, die Zeit war gekommen, von der Prinz Wilhelm von Preußen bitter die Worte gesagt hat: hätte die Nation gewußt, wie wenig übrig bleiben würde von den Errungenschaften jenes glorreichen Enthusiasmus, so wäre wohl mancher damals zu Hause geblieben. Und mit den Gefühlen der Unzufriedenheit an dem Bestehenden, mit der Lust zur Kritik an der gegenwärtigen Regierung — als halber Republikaner, wie er wohl selbst gesagt hat — verließ Bismarck 1832 das Gymnasium, um die Universität Göttingen zu beziehen. Es ist ganz im Einklange mit dieser Gesinnung Ottos, wenn er sich zu den burschenschaftlichen Grundsätzen hingezogen fühlt, deren Ideal ja, frei von jeder partikularistischen Beschränkung, die Aus-

dehnung der Vaterlandsliebe auf das gesamte deutsche Land war. Ist es zu viel behauptet, wenn man sagt, daß der junge Bismarck zuerst ein Deutscher gewesen und dann erst ein Preuße geworden sei? Man unterschätzt leicht die ungeheure Kraft der Eindrücke in den Jahren des Jünglings, unvermerkt stehlen sich Gedanken und Neigungen in das weiche ungeformte Gemüt des werdenden Mannes hinein, deren Nachwirkung das ganze Leben lang vorhält. So auch der allgemeine deutsche Einschlag in Bismarcks Wesen. Er hat nicht geruht, bis er eine Verbindung zwischen den beiden: zwischen Deutschland und Preußen, gefunden hat und ist damit Ausführer dessen geworden, was auch andere, wie Albrecht von Bernstorff, ersehnt haben.

Aber die Prinzipien junger Leute sind noch nicht gefestigt, äußeren Eindrücken sind sie unterworfen. Von dem Wesen der Burschenschafter in Göttingen fühlte sich Bismarck abgestoßen; die Tradition der Familie, gleiche Lebensgewohnheit, Gemeinsamkeit der Sitten wirkten vor; er trat dem Korps der roten Hannoveraner bei, dem junge Leute aus vornehmen Geschlechtern, Arnim, Kanitz, Savigny angehörten. Otto von Bismarck ist ein fester Trinker, ein flotter Tänzer, ein geschickter und mutiger Fechter gewesen, hat es im Korps zum Consenior gebracht und die alten Farben stets in Ehren gehalten. Dabei war er keineswegs ein fauler Student, Cameralia, Jurisprudenz, auch Geschichte hat er, zuweilen sogar mit heißem Bemühen, studiert, — von Göttingen ging er nach Berlin — als „sehr gut befähigt" wurde er im Examen bezeichnet. Der größte Lebensgewinn, den er vielleicht aus jenen Tagen davongetragen hat, war die Freundschaft mit gebildeten, klugen Männern, unter denen der Amerikaner Motley hervorragt; eine Freundschaft, die alle Fährlichkeiten des Lebens überdauert und die persönlich und schriftlich zu einem Gedankenaustausch geführt hat, der Bismarck weit über die Grenzen engen Deutschtums zu universellen Anschauungen hinaustrug.

Nachdem Bismarck „dem zuletzt ziemlich kategorischen Drängen der Eltern, Soldat zu werden, mit siegreicher Festigkeit widerstanden hatte", trat er in den Staatsdienst ein, in der stillen Hoffnung, später in den diplomatischen Dienst zu kommen, und da in Petersburg oder Rio de Janeiro zu wirken, scherzhaft schreibt er einmal, er werde das Portefeuille des Auswärtigen ausschlagen müssen. Das Schicksal sollte ihm dereinst auf Umwegen das letztere geben, nachdem er vorher in Petersburg gewesen war. Er arbeitete zu-

nächst am Stadtgericht in Berlin, dann bei der Regierung in Aachen, nirgends mit Freude und Lust. Er schrieb darüber später: „Ich habe nie Vorgesetzte vertragen können und hatte während meiner amtlichen Tätigkeit, teils aus gerechter Abneigung gegen unser verknöchertes Formenwesen, das in keinem Posten die mindeste Aussicht auf Selbständigkeit bietet, teils in der letzten Zeit aus Trägheit und Widerspruchsgeist, einen solchen Widerwillen gegen alles, was mit der Bureaukratie zusammenhängt, eingesogen, daß ich sogar den angenehmen Posten eines Landrats ausschlug ..." Er hat seine Unabhängigkeit nach oben manchmal so drastisch geäußert, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn auch seine Vorgesetzten ihn für ungeeignet zum Staatsdienst hielten. Wenn er bei einem Verhöre gegen einen schnoddrigen Inkulpaten sich zur Drohung des Hinauswerfens versteigt, und als ihm der anwesende Gerichtsrat diese Selbständigkeit mit der Bemerkung verweist, solche Disziplinarmittel könnten nur von ihm selbst ausgehen, Bismarck bei der nächsten Frechheit des Verhörten in die Worte ausbricht: „wenn Sie sich so was noch mal erlauben, lasse ich Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen"; oder wenn er vom gefürchteten Ministerialdirektor von Meding in Potsdam — dem Erfinder des schönen Wortes vom beschränkten Untertanenverstande — beim Antrittsbesuche hochnäsig empfangen wird und unbeachtet bleibt, während der Gestrenge am Fenster steht und einen Phantasiemarsch auf die Fensterscheiben trommelt, wenn da der junge Referendar gemütlich ans andere Fenster tritt, um dort die Begleitung dazu zu spielen; wenn er in Aachen einen kurzen Urlaub nimmt und diesen dann eigenmächtig — einer schönen Engländerin nachreisend — auf Monate ausdehnt; wenn endlich Bismarck vom Vorgesetzten, als er sich um einen Urlaub bewerben will, gar nicht empfangen wird und die Botschaft zurückläßt, er gehe jetzt, aber er komme überhaupt nicht wieder: da wird man wohl eingestehen müssen, daß dieser junge Herr zu einem Untergebenen nicht gepaßt hat. Nach seiner Praxis in Berlin und Aachen fällt eine kurze Zeit der Unsicherheit und Vorbereitung. Seiner Militärpflicht hat er in Berlin, dann in Greifswalde genügt, von letzterer Stadt aus die landwirtschaftliche Akademie im benachbarten Eldena besucht, wo er aber „auch nichts lernte, was er nicht hätte aus Büchern lernen können". Nun entschloß er sich endgültig, die Bewirtschaftung der väterlichen Güter zu übernehmen; dem Staate zu dienen „könnte er nur in unabhängiger Stellung sich vermessen, wie es im Verfassungsstaate möglich ist,

nicht aber in einem absolut regierten, wo man bezahlter und ‚abhängiger' Beamter sein müsse" — man wird diesen Ausspruch des „Junkers" Otto von Bismarck sehr beherzigen müssen! Was er dreiundzwanzigjährig sehr charakteristisch gesagt, das bleibt für sein ganzes Leben maßgebend: „ich will Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine!"

Als 1839 die Mutter starb, zog der Vater nach Schönhausen, und die Söhne übernahmen die pommerschen Güter zuerst gemeinsam, dann getrennt. Die Güter waren ganz verwirtschaftet, nicht ohne Schuld der etwas anspruchsvollen Mutter; zwei Jahre hatte Otto vom Morgen bis zum Abend zu tun, um zu retten, was zu retten war. Mit jener schönen Engländerin, der er aus Aachen nachgereist, hatte er sich verlobt, sie ließ ihn aber nach zwei Monaten zugunsten eines reicheren Bewerbers im Stich; jetzt verlobte er sich aufs neue, zankte sich aber mit der Mutter der Braut, so daß ihm diese eines Tages den Abschied gab. Um von dieser Enttäuschung zu genesen, diente er erst einige Zeit als Landwehroffizier bei den Ulanen, und ging dann auf Reisen, die ihm viel Geld kosteten. Er war auch früher nicht immer ein sehr sorgsamer Wirt gewesen, hatte manchmal seinen Vater zum Schuldenzahlen pressen müssen, auch jetzt berief ihn endlich der Vater von einer bis nach Afghanistan beabsichtigten Fahrt zurück, um ihn seßhaft zu machen. Ein neuerlicher Versuch, in den Staatsdienst zu treten, (in Potsdam), mißlang ebenso wie die vorherigen; 1844 siedelte er sich endgültig als Landwirt an und übernahm zwei Jahre später nach dem Tode des Vaters das Stammgut Schönhausen. Diese Jahre des Landjunkertums sind von größter Bedeutung für das Werden des Mannes geworden; in der Zucht des Lebens, in der treuen Pflichterfüllung des kleinen Alltagsdienstes, in der gesunden Berührung mit der Urmutter Erde, gewinnt sein etwas exzentrisch angelegter Charakter normale Grenzen. Seine Jugendkraft schäumt oft über, in tollen Ritten, in scharfen Saufgelagen, in Spiel und Liebe, mit gleichgesinnten, körperlich harten Genossen tobt sie sich aus. Er ist wohl imstande, seine Gäste durch Pistolenschüsse aufzuwecken; er schreibt von sich: „mein Umgang besteht in Hunden, Pferden und Landjunkern, und bei letzteren erfreue ich mich einigen Ansehens, weil ich Geschriebenes mit Leichtigkeit lesen kann, mich zu jeder Zeit wie ein Mensch kleide und dabei ein Stück Wild mit der Akkuratesse eines Metzgers zerwirke, ruhig und dreist reite, ganz schwere Zigarren rauche und meine Gäste mit freundlicher Kaltblütigkeit unter den Tisch trinke." Aber

er geht nie unter im Sinnesleben; neben gewaltigen Kisten von Rotspon kommen auch mächtige Bücherſendungen in ſeine Einſamkeit: nächtelang ſtudiert und arbeitet er. Die Nachbarn und Untertanen erkannten ſeine Tüchtigkeit an, indem ſie ihn zum „Deichhauptmann" annahmen, eine Stellung, die einen ganzen Mann erforderte, galt es doch, den Strom — die Elbe — vom Übergreifen auf die anliegenden Fluren abzuhalten, ihn in ſeine Ufer zurückzudämmen; in der Waſſernot mancher Überſchwemmung hat Herr von Bismarck den Kampf ſiegreich und tapfer gegen die Elemente geführt, Menſchen das Leben gerettet. Seiner Geſinnung nach ſteht er noch ſtark links; aber er lernt die Bedürfniſſe ſeines Landes und ſeines Standes praktiſch kennen, aus der Theorie ſtaatsrechtlicher Erwägungen wird er ins offene Leben hinausgeführt. Im konſervativen Pommern wird er von ſeinen Standesgenoſſen erzogen; auf die religiöſen Pflichten des Menſchen, denen er bis jetzt kühl gegenübergeſtanden iſt, wird er gleichfalls in jener Zeit hingeſtoßen. Er, der mit Abſicht und Bewußtſein das tägliche Gebet der Jugendzeit aufgegeben hatte, lernt wieder beten; er lieſt mit Zurückdrängung ſeines eigenen Urteils die heilige Schrift; beſonders vertieft wurden dieſe neuen Empfindungen dadurch, daß er, wie ſchon öfter vorher, ſich neuerlich verliebt, diesmal aber eine Neigung fürs Leben fand: zu Fräulein Johanna von Puttkammer, deren Familie von tiefer aufrichtiger Frömmigkeit erfüllt war. Kühl nahmen die Eltern des Mädchens die Bewerbung dieſes etwas wilden Freiers auf, aber die Liebe der Tochter überwand alle Schwierigkeit, und Bismarck konnte 1847 mit dem Fräulein von Puttkammer zum Altar treten; es wird ein Bund fürs Leben geſchloſſen, der in ſchönſter Harmonie und gegenſeitigem Verſtehen bis zum Tode der Frau (1894) gedauert hat. Erſt die Ehe mit dieſer ausgezeichneten Frau hat Bismarck die Sicherheit und Ruhe einer ſittlichen Weltanſchauung gegeben, ohne die wahre Größe nicht beſtehen kann.

Gleichzeitig wird er als Erſatzmann zu dem erſten vereinigten Ständelandtage in Preußen gewählt, infolge der Erkrankung eines Abgeordneten muß er zu ſeinem äußerſten Mißvergnügen in die Verſammlung eintreten. Er macht ſich hier ſofort bemerkbar durch eigene Auffaſſung und einen ſelbſtändigen Standpunkt, die er zähe verteidigt. Wie er nicht geſchaffen war für das Untertauchen unter die Bureaukratie, ſo iſt er auch nicht Willens, im Sande des parlamentariſchen Parteilebens zu erſticken. Er tritt für ein machtvolles Königtum ein, er überraſcht durch ſeine Kundigkeit über die Ge-

schichte des Landes, er spricht gegen die Judenemanzipation. Aus seiner eben gewonnenen neuen religiösen Auffassung muß er gegen die Glaubensinternationale des Durchschnittsjudentums ankämpfen.

Der alte König Friedrich Wilhelm III. hatte 1820 das Versprechen gegeben, kein neues Anlehen aufzunehmen ohne Zustimmung seiner Stände. Durch kluge Verwaltung und große Sparsamkeit war es möglich gewesen, ohne neue Auflagen durch Jahrzehnte auszukommen. Nun kam aber die Entwickelung des Eisenbahnwesens und stellte große Forderungen an den Staatssäckel; da entschloß sich endlich Friedrich Wilhelm IV., nachdem er zuerst Ausschüsse aus den einzelnen Ständeversammlungen einberufen hatte, diese selbst vereinigt in Berlin zu empfangen, ohne auf die Warnung hören zu wollen, daß der damit ins Rollen gebrachte Stein der allgemeinen Volksvertretung nun nicht mehr würde aufgehalten werden können. Sofort zeigte sich die Richtigkeit dieser Behauptung, die Versammlung wuchs sturmschnell über ihre eigentlichen Zwecke hinaus; ja die Ostpreußen, für die zunächst die Tagung dienen sollte, — sie hatten eine Eisenbahn nach Königsberg zu bekommen — erwiesen sich als selbstlose Männer, sie verlangten Erweiterung der Kompetenz der Versammlung und wollten ohne diese nicht einmal das für den eigenen Bahnbau nötige Geld bewilligen, was Bismarck, der für den Selbstzweck des Parlamentarismus keinen Sinn hatte, empört für eine Erpressung erklärte.

Als dann im März 1848 die Bewegung in Berlin ausbrach, hat er seine Bauern nach der Hauptstadt führen wollen, dem König zu Hilfe; aufs tiefste entrüstet und erregt war er über die Preisgabe des Königtums und den Sieg der Revolution, auch von der deutschen Bewegung in dieser Form wollte er nichts wissen, sein Preußen sollte nicht in Deutschland untergehen, soweit war er schon von der Gesinnung seiner Knabenzeit zurückgekommen. Er hat auch ehrlich und offen dem Könige schriftlich und mündlich Vorwürfe gemacht über sein Verhalten und sich ihm dann ganz zur Verfügung gestellt, als Friedrich Wilhelm IV. im Sommer 1848 zu sammeln begann, was mit der Revolution nicht mehr oder nie einverstanden war; an der Gründung der preußischen Kreuzzeitung hat Bismarck tätigen Anteil genommen und dem Blatte auch mit seiner Feder gedient. Dem vereinigten Landtage vom April 1848 hatte er noch angehört, nicht aber der National-Versammlung, die auf Grund des von jenem beschlossenen Wahlgesetzes im selben Sommer zusammentrat. Er, der noch unlängst für das „Von-Gottes-Gnadentum" des Kö-

nigs eingetreten war, gehörte nicht in eine Gesellschaft, in der die Worte Anklang fanden, das sei eine verkrachte Firma! Dagegen wurde er im Frühjahr 1849 in die auf Grund einer oktroyierten Wahlordnung gewählte zweite preußische Kammer hineingesandt: er hat sich dort kein Blatt vor den Mund genommen und ist in seinen Reden für den Zunftzwang, für kirchliche Ehen, für den christlichen Charakter des Staates eingetreten. Immer mehr tritt der preußische Machtgedanke bei ihm in den Vordergrund, vor allem will er ein starkes Preußen haben, die Ideen des Großen Kurfürsten, König Friedrichs II., leben wieder auf; er hält die Zeit für noch nicht gekommen, um seine deutschen Hoffnungen zu verwirklichen; er ist dem alten Banne noch unterworfen, daß der österreichische Vorrang in Deutschland etwas Unentwurzelbares sei und daß nur durch stete Betonung der preußischen Stärke, durch Reifenlassen derselben die Naturnotwendigkeit einer Führung in Norddeutschland eintreten könne. In dieser Ansicht traf er sich mit dem Prinzen von Preußen, dem künftigen Thronerben, nur daß beide Männer, die dereinst so glanzvoll nebeneinander arbeiten sollten, damals noch sehr verschiedener Meinung über die zu wählenden Mittel gewesen sind. Bismarck war im April 1849 entschieden gegen die Annahme der Kaiserkrone von seiten des Königs von Preußen; er hat sich im Erfurter Parlament von 1850 ehrlich bemüht, zu tun, was unmöglich war: die letzten Reste der Frankfurter Verfassung zu retten. In dasselbe Jahr fiel der Konflikt mit Österreich wegen dieser und wegen der kurhessischen Frage. Damals gab es eine scharfe Kriegspartei in Berlin und schon war die Mobilisierung Preußens beschlossen, als man dem russischen Drucke in Olmütz wich. Bismarck hat dazumal einen Krieg mit Österreich für etwas Verhängnisvolles gehalten: einer sicheren Niederlage entgegenzugehen, ohne auswärtige Hilfe, schien ihm töricht. Und die Niederlage hielt er schon mit Rücksicht auf die große numerische Überzahl der Österreicher für unvermeidlich. Da ließ er sich lieber das Wiederaufleben des alten deutschen Bundes gefallen.

Es ist bezeichnend, daß er jetzt aus der Menge der königstreuen Männer herausgegriffen wurde, um (1851) als Vertreter Preußens an den wieder errichteten deutschen Bund gesandt zu werden. Daß die Routine und die Überlieferung der diplomatischen Schule so durchbrochen wurden, das zeugt für die Bedeutung Bismarcks, aber auch für den Blick des Königs. Charakteristisch sind die Worte, die zwischen ihnen darüber gefallen sind: der König frug ihn, ob er den

Mut habe, diese Stelle anzunehmen, worauf er antwortete: „wenn Majestät den Mut haben, mich zu ernennen, so habe ich auch den Mut, anzunehmen."

Bismarck kam ohne Vorurteil nach Frankfurt, nur bestrebt, seinem Vaterlande Dienste zu leisten, im übrigen bemüht, mit Österreich gute Freundschaft zu halten; den deutschen Träumen stand er jetzt kühler gegenüber, aus der vorhin ausgesprochenen Empfindung. Er hat ihr trefflich Ausdruck gegeben mit den Worten: „das Wort deutsch für preußisch möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unseren übrigen Landsleuten verbunden wären als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt in Anwendung auf den Bundestag abnützt." Er war auch recht wenig einverstanden mit der Bewegung, die durch die deutschen Lande ging, sich in Vereinigungen, wie dem Nationalvereine, in zahlreichen Schützen-, Turner-, Gesangsfesten äußerte und in dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha einen erlauchten Gönner zählte. Bismarck mißtraute der völkischen Bewegung gründlich und empfand sie nur als hindernd: von oben herab müßte das Einigungswerk entstehen.

Durch seine Anwesenheit kam ein frischerer Zug in das langweilige Getriebe des Frankfurter Bundes. Im Verkehr mit seinem österreichischen Kollegen, bei einem dienstlichen Aufenthalte in Wien 1852, mußte er sich davon überzeugen, daß Österreich niemals freiwillig auf das geringste seiner Vorrechte in Deutschland verzichten, niemals freiwillig einer weiteren Vergrößerung Preußens zustimmen, vielmehr bei jeder Gelegenheit trachten würde, den zollpolitischen Einfluß dieses Landes über Norddeutschland zu stören, sich selbst womöglich in diesen Zollbund einzuschieben. Es sind da drei Phasen im Verhalten Bismarcks gegen den Donaustaat zu erfassen, er will zuerst *mit* Österreich vorgehen, dann *ohne* Österreich und endlich muß er es *gegen* Österreich tun.

In die Frankfurter Zeit fällt der Krimkrieg, der Versuch Rußlands, die Türkei zu berauben. In diesem Augenblicke hält Österreich, durch den ungeschickten Grafen Buol bestimmt, eine sehr stolze, aber sehr undankbare Politik ein; statt sich entweder dem russischen Raubzug anzuschließen, oder ihm mit Frankreich und England entschieden entgegenzutreten, will es über den Parteien bleiben, macht kostspielige Rüstungen, besetzt die Donaufürstentümer und bleibt schließlich materiell stark geschwächt, ohne jeden Erfolg, allein vor der Türe stehen. Sehr stark hat damals auch der österreichische Ein-

fluß in Berlin gearbeitet; man hätte am liebsten gehabt, daß Preußen die Kastanien aus dem Feuer hole und sich in einen Krieg mit Rußland einlasse; auch diesmal gab es wieder eine starke Kriegspartei in Berlin, auch diesmal war Prinz Wilhelm für entschiedenes Vorgehen und Bismarck für strikte Neutralität; die beiden Männer gerieten in einem heftigen Gespräche hart aneinander; Bismarck erklärte, Preußen dürfe kein Vasall Österreichs werden; der Prinz bezeichnete diese Auffassung als die „Politik eines Gymnasiasten"! Ersterer behielt recht. Er ist danach überhaupt für eine großzügige Politik eingetreten, für Verbindung mit Rußland, ebenso für Verbindung mit Napoleon III. Immer mehr kommt durch geschickte Benützung der Verhältnisse der französische Kaiser in den Vordergrund, er ist schlau, skrupellos und hat vorläufig auf dem diplomatischen Gebiete keinen Rivalen; er tritt die Erbschaft Metternichs an. Zweimal weilt Bismarck, 1855 und 1857, in Frankreich, besonders das zweite Mal wird er von Napoleon und seinem Hofe mit besonderer Auszeichnung und Liebenswürdigkeit behandelt, man ahnt in ihm den kommenden Mann und glaubt auch ihn an den Siegeswagen der französischen Politik fesseln zu können. Man hält das in Paris für etwas ganz Leichtes, die schönen Augen der Kaiserin Eugenie allein könnten das erreichen; Napoleon III. sagt von ihm die für Frankreich verhängnisvollen Worte: „ce n'est pas un homme sérieux!"

Die Spannung, die seit jener Unterredung zwischen dem Prinzen von Preußen und Bismarck eingetreten war, löste sich wieder, in einem längeren Zusammensein in Baden-Baden setzten sich die zwei auseinander; trotzdem war der Prinz aber nicht geneigt, den Diplomaten in seine Nähe zu ziehen, als er durch die schwere Erkrankung seines königlichen Bruders, 1858, in die Lage kam, eigene Ratgeber sich zu wählen. Bismarck wurde nicht Minister, sondern ging als Gesandter nach St. Petersburg; in diese Zeit fiel der Ausbruch des Krieges von 1859. Napoleon III., durch ein gefährliches Attentat an seine ehemalige Jugendverbindung mit der italienischen Revolution gemahnt, machte Ernst mit der Befreiung Italiens aus österreichischem Joche und überzog im Vereine mit Sardinien den Donaustaat mit Krieg. Nun hätte Österreich gar gerne seine Stellung in Deutschland dazu benützt, um die Hilfe des letzteren einzusetzen und so den Krieg gegen Frankreich am Rheine auszukämpfen. Dafür stellte aber der Regent von Preußen Bedingungen: wenigstens den militärischen Oberbefehl in Norddeutschland wollte er erreichen. Im deutschen Volke zeigte sich damals ein lebhaftes Zu-

sammengehörigkeitsgefühl zu Österreich; ungemein populär ist der Krieg mit Frankreich, der Geist der Freiheitskriege lebt auf, gegen gallische Anmaßung will man das deutsche Schwert zücken. Wiederum stellt sich Bismarck der allgemeinen Meinung entgegen; für das größte Unglück würde er diesen Krieg halten: im Vereine mit Österreich — aber eigentlich nur zu dessen Nutzen geführt; er fürchtet, die Preußen werden sich „durch nachgemachten 1813er Wein besoffen machen lassen"; er nennt einen Kriegsartikel der Kreuzzeitung „blödsinnige Elukubration".

Er ist kein Herdenmensch und hat stets den Mut seiner eigenen Meinung, auch den engsten Freunden gegenüber. Diesmal scheint er zu unterliegen, denn trotz der ablehnenden Haltung des Wiener Kabinetts ist der Prinz von Preußen doch bereit, wenn nicht für so wenigstens mit Österreich in den Krieg zu ziehen: da macht ihm letzteres selbst einen Strich durch die Rechnung, indem es plötzlich Frieden mit Napoleon schließt, die Lombardei und seine italienische Stellung aufgibt — die Bildung eines großen Königreichs Italien unter savoyischer Führung, dem nur noch Rom und Venetien fehlen, kann nicht mehr aufgehalten werden — nur um nicht durch preußische Siege etwa in ein Verpflichtungsverhältnis zu Preußen zu kommen und letzterem für seine Hilfe etwas zahlen zu müssen. Ingrimmig muß der Prinz-Regent den Degen wieder in die Scheide stecken, Bismarck atmet auf.

Dasselbe Jahr 1859 hatte ihm schwere Krankheit gebracht; er vertrug das nordische Klima nicht, sehnte sich von dort weg. Aufs neue trachteten seine Freunde, ihn in den Rat der Regierung zu bringen, aber Prinz Wilhelm, so sehr er sonst tüchtige Männer zu schätzen wußte (Moltke und Roon werden von ihm zu hohen Stellungen berufen), scheute vor der originellen, etwas burschikosen Art des Mannes zurück, der nie Fürstendiener sein konnte, und versetzte ihn von St. Petersburg nach Paris. Wie einst auf ähnlichem Posten Metternich den großen Korsen belauschte, so lernte jetzt Bismarck dessen Neffen, den dritten Napoleon gründlich kennen, vor allem die Schwäche seiner inneren Stellung beurteilen. In anscheinend harmlosen, akademischen Gesprächen ergingen sich beide Männer über die Zukunft Preußens in Deutschland. Der Franzose war ganz einverstanden damit, dieselbe auf Kosten Österreichs festzustellen, aber er mußte überall sichtbare Zeichen seiner diplomatischen Schachzüge aufweisen können; wie ihm Italien für seine Einigung hatte Savoyen und Nizza ablassen müssen, so gedachte er am linken Rhein-

ufer Kompensationen für eine Veränderung in Deutschland zu gewinnen. Bismarck sagte nicht ja, er sagte nicht nein, liebenswürdig, heiter, offen, gab er sich als völlig gutmütiger Deutscher, der leben und leben lassen will. Aber schon damals mag der Gedanke in ihm aufgestiegen sein: man könne doch erst den gebenden Napoleon ausnützen und dann den fordernden auslachen. Mittlerweile kommt es in Preußen zu heftigem inneren Zank.

Friedrich Wilhelm III. und IV. hatten beide für die Entfaltung der preußischen Wehrmacht nichts mehr getan; die Bevölkerung hatte um die Hälfte zugenommen, der alte Rekrutensatz war geblieben. Prinz Wilhelm, mit Leib und Seele Soldat, zugleich auf Preußens Machtstellung bedacht, suchte dieses Mißverhältnis durch Aufstellung neuer Regimenter auszugleichen. Aber im Abgeordnetenhause, das dazu die Mittel bewilligen mußte, hatten die liberalen, bürgerlichen Parteien die Oberhand, die von einer Erhöhung der Militärlasten nichts wissen wollten und irgendwelche politische Experimente für ganz überflüssig hielten. Dieser Gegensatz zwischen dem Regenten und den Abgeordneten wurde zunächst durch ein Kompromiß ausgeglichen. Als aber 1861 der kranke König starb und Wilhelm I. zur Regierung kam, da wollte dieser von der bisher beobachteten Zurückhaltung nichts mehr wissen und seinen Willen, den er für wohlbegründet halten durfte, durchsetzen gegen bürgerlichen Widerspruch. Die neuen Regimenter sollten bestehen bleiben auch ohne Geldbewilligung. Es läßt sich daran nicht deuten und drehen: der König hatte das Recht zu fordern, aber auch das Abgeordnetenhaus hatte ein Recht abzulehnen, und falls es auf dieser Meinung bestand, so war das Beharren des Monarchen auf seiner Ansicht eine Verletzung des Konstitutionalismus. Damit beginnt ein Verfassungskonflikt in Preußen. Aufs tiefste werden die politischen Leidenschaften des Volkes aufgewühlt, schroff und feindlich stehen sich die Parteien gegenüber, selbst in die Familie des Königs greift der Zwiespalt ein, sein Sohn, Kronprinz Friedrich Wilhelm, setzt sich in Gegensatz zum väterlichen Wunsche. Mit wiederholter Auflösung des Parlaments, mit Knebelung der Presse, Maßregelung von Beamten, muß die Regierung arbeiten. Sicher wäre der König, allein, in diesem Kampfe unterlegen; er fühlte sich zu alt, um so Gewichtiges zu wagen; wenn er mit seiner Ansicht nicht durchdringen konnte, so wollte er abdanken. Bevor er diesen Schritt tat, berief er den Mann zu sich, den er bis jetzt gescheut hatte: Bismarck. Es ist eine denkwürdige Unterredung, die sich am 20. September 1862 im

Parke zu Babelsberg zwischen beiden abgespielt hat. Wankend und amtsmüde begann sie der König, entschlossen und mutvoll beendete er sie.

Großes muß ihm damals Otto von Bismarck vorgehalten haben, in seiner kernigen, weitschauenden Art. „Ich faßte ihn beim preußischen Porte-Epée", hat Bismarck selbst von dieser Unterredung gesagt. Eine große Aufgabe stellte er seinem König und rief sein Pflichtgefühl wach, auf dem Posten auszuharren. Bismarck wurde Minister des Auswärtigen und preußischer Ministerpräsident. In seiner ersten öffentlichen Rede hob er den ganzen Konflikt auf ein höheres Niveau, zeigte dem, der es sehen wollte, daß es sich nicht um ein paar Regimenter, sondern um die Weltstellung Preußens handle. Er führte aus, Preußens Grenzen seien nicht günstig; er deutete an, es könnten internationale Fragen auftauchen, deren Lösung nur mit Blut und Eisen möglich sei. Er erweckte damit den Hohn der Gegner; mit seiner etwas ungelenken, herausfordernden Art zu reden — den weichen Honigfluß der Rede hat er nie gekannt — verletzte er mehr, als er selbst wollte. Was sich einst in früheren Jahren Wilhelm I. gedacht: „das fehlte gerade noch, daß ein Mann das Ministerium übernimmt, der alles auf den Kopf stellen wird", das war die Empfindung der meisten preußischen Politiker. Dieser Mann, aus dessen Vergangenheit die Gegner alles Volksfeindliche, alles starr Junkerhafte einseitig herausholten, durfte nicht Minister bleiben. Darum wurde der Kampf der liberalen Parteien immer heftiger gegen die Regierung, darum nahm er jene vergiftete Form an, deren oben gedacht worden ist. Unerschütterlich aber harrten König und Minister aus. Die neuen Regimenter wurden eingestellt, der Kriegsminister von Roon arbeitete rastlos an der inneren Verbesserung der Armee, Moltke erzog ausgezeichnete Offiziere, und Bismarck bereitete die Möglichkeit vor, das alles anzuwenden, der zürnenden Öffentlichkeit durch die Tat zu beweisen, daß es sich nicht um Spielzeug für Paradefelder, sondern um Männer für die große Wahlstatt des Krieges handle. —

In Österreich hatte seit 1861 konstitutionelles Leben begonnen: eine Verfassung war gegeben worden, zurecht geschnitten nach dem augenblicklichen Bedürfnisse, ohne Rücksicht auf die numerischen Verhältnisse, allein der überwiegenden deutschen Kultur Rechnung tragend. Das Überwiegen des Deutschtums machte sich auch in der auswärtigen Politik geltend; man erinnert sich, daß 1859 die Stellung in Italien aufgegeben worden war, um die deutsche zu retten. Der

österreichische Ministerpräsident, Herr von Schmerling, bemühte sich nun, im deutschen Bunde das Übergewicht Österreichs festzulegen. Durch einen Fürstenkongreß in Frankfurt a. Main, unter dem Vorsitze des Kaisers von Österreich selbst, sollte das geschehen. Auf die alte Idee der deutschen Reichstage, auf denen die großen und kleinen Vasallen vor dem Kaiser erschienen, griff man da zurück. Und alle deutschen Fürsten waren geneigt, zu kommen, auch der König von Preußen, so sehr er sonst diesem Projekte abhold sein mochte. Noch einmal wallt das Untertänigkeitsgefühl Preußens unter Österreich auf, das jahrhundertelange Gewöhnung zu einem zu fest wurzelnden gemacht hatte, als daß es über Nacht verschwinden konnte. Noch einmal war der Kurfürst von Brandenburg bereit, vor seinem Lehensherrn zu erscheinen.

Da ist es Bismarck, der im Kurfürsten den König wach ruft und Tage und Nächte seinen Herrn beeinflußt zur Absage nach Frankfurt. Am stärksten tritt die Versuchung an Wilhelm I. heran, als die übrigen Fürsten bereits versammelt sind und sie nochmals durch den greisen König Johann von Sachsen den Versuch machen, ihn umzustimmen. „Dreißig deutsche Fürsten und ein König als Kurier, wer könnte da widerstehen?", meinte Wilhelm. Und abermals mußte Bismarck seine ganze Überredungskunst, seine ganze Autorität, die Drohung des Rücktritts ins Gefecht bringen, um seinen Landgrafen hart zu machen. Es sollen Stunden solcher höchsten Nervenanspannung gewesen sein, daß Bismarck, als er endlich sein Ziel erreicht hatte, ein Service ergriff und es machtvoll zu Boden schleuderte, wo es in tausend Scherben zerbrach, um seiner gewaltigen Erregung Luft zu machen. Und in Scherben ging damit das Vasallentum Preußens: aus dem Kurfürstentume konnte nun die Großmacht entstehen.

Der Fürstentag verlief interessant, aber bedeutungslos — ohne Preußen war Deutschland ein Torso, gefaßte Beschlüsse ließen sich nicht mit Gewalt dem beiseite stehenden Staate aufdrängen. Das Verhältnis zu Österreich, das durch Preußens Haltung gespannt geworden war, wurde aber bald durch eine Schicksalswendung, die Bismarck zu Hilfe kam, wieder ein besseres.

Ende 1863 starb König Friedrich VII. von Dänemark, und eine weibliche Seitenlinie folgte mit Christian IX. Das kleine Dänemark wollte die wertvollen Elbherzogtümer Schleswig-Holstein nicht leichten Herzens aufgeben, die seit Jahrhunderten zu jenem gehörten. Diese hatten eine gewisse Selbständigkeit sowie die Zusammengehörig-

keit zueinander, endlich für Holstein noch die Verbindung mit Deutschland bewahrt und wollten jetzt nach *ihrem* Erbrechte eine andere Linie, die Augustenburgische, als Herzöge von Schleswig-Holstein, unabhängig von Dänemerk, folgen lassen. Wie schon einst 1848, ergriff jetzt die ganze öffentliche Meinung Deutschlands Partei für das deutsche Land, das verloren zu gehen drohte. Gestützt auf auswärtige Allianzen, glaubte Christian IX. den Einspruch und Anspruch Deutschlands übersehen zu dürfen und blieb fest bei der Einverleibung der Herzogtümer. Diese Gelegenheit ergriff der deutsche Bund, um einen kräftigen Beweis seiner Lebensfähigkeit zu geben; er beschloß Bundesexekution in Holstein und beauftragte Sachsen und Hannover mit der sofortigen Durchführung derselben. Als Mitglieder des deutschen Bundes waren auch Österreich und Preußen dabei beteiligt. Bismarck war aber nicht gewillt, Preußen ins Schlepptau zweier kleinerer Königreiche nehmen zu lassen, er meinte überdies da eine Gelegenheit zu haben, die österreichische Politik prüfen zu können. Er schlug in Wien vor, die Exekution selbst, ohne Rücksicht auf die Beschlüsse des Bundestages, vorzunehmen und zwar energisch; er wollte Deutschland nicht der Blamage einer lendenlahmen Exekution aussetzen, die vor der Grenze Schleswigs Halt machen mußte. Aber Österreich zögerte zuzustimmen. Da erklärte er, eventuell auch ohne Österreich die Elbherzogtümer befreien zu wollen. Das wirkte. In heiliger Angst, Preußen könnte allein irgendeine Rolle spielen, nahm Österreich die gebotene Hand an und zeigte sich bereit, über die Beschlüsse des Bundes hinaus, sich an dem Angriff gegen Dänemark zu beteiligen.

Der Feldzug von 1863/64 begann; zuerst war die militärische Ehre ganz auf der Seite Österreichs, dann wurden dessen Truppen in Jütland festgehalten, während bei Düppel und auf Alsen die neue preußische Heeresorganisation ihre Feuerprobe bestand. Dänemark, vom Auslande im Stich gelassen, mußte sich beugen und auf die beiden Herzogtümer verzichten. Ein neuer Zankapfel war damit zwischen Österreich und Preußen geworfen; ersteres wollte loyal nach seinen früheren Absichten den Augustenburger dort als Herzog einsetzen. Dafür hatte aber Bismarck nicht preußisches Blut vergossen, um an der Nordgrenze einen neuen, überdies österreichfreundlichen Kleinstaat, errichten zu lassen. Er wußte sich so zu drehen und zu wenden — der Augustenburger half ihm mit großem politischem Ungeschick — daß er Widerstand leisten konnte, ohne geradezu als doppelzüngig dazustehen. Er schlug dem Donaustaate

Teilung der Beute vor — entrüstet lehnte der Wiener Hof ab. Da machte Bismarck Miene, mit Gewalt festzuhalten, was das Geschick ihm gegeben; soweit war er bereits, daß er eine Auseinandersetzung mit Österreich auf jeden Fall, auch durch einen Krieg, wollte. Er hat aber die Rechnung ohne seinen König gemacht, der keinen Bruderkrieg mit Österreich führen will. Unter dem Drucke dieser friedlichen Neigung Wilhelms I. muß Bismarck die Hand zur Aussöhnung reichen, und Österreich ergreift sie gerne, denn es ist eben im Inneren in einer wichtigen Arbeit begriffen: die Versöhnung der Ungarn und Slawen wird geplant, die sich mit der 1861er Verfassung nicht befreunden können. Besonders Ungarn hatte mit allen Mitteln Widerstand geleistet. Da dämmerte doch damals in Wien eine Ahnung von der Gefahr auf, die aus Preußen durch Bismarcks Politik drohte; zu einem solchen Waffengange wollte Österreich seine ganze Kraft zusammennehmen, es konnte da nicht ein großes Kronland in Revolution lassen, und Ungarn war nicht weit davon entfernt. So kam es am 14. August 1865 zur Konvention von Gastein, die die Verhältnisse angeblich „ordnete": Österreich stellte zunächst den Augustenburger beiseite, nahm Holstein in eigene Verwaltung, übergab Schleswig der preußischen und überließ Lauenburg gegen Zahlung von zwei Millionen Talern ganz an Preußen. Diese anscheinende Ordnung barg aber erst recht alle Keime des Gegensatzes in sich und gab Bismarck in der Zukunft die Möglichkeit, Österreich ins Unrecht zu setzen. Er hat selbst gesagt: „ich hätte nicht gedacht, daß mir ein österreichischer Minister dies unterschreiben wird!"

Der ganze Gegensatz in der Auffassung der Sachlage in Schleswig-Holstein zeigte sich in der verschiedenen Art, mit der beide Staaten ihre Mission dort anpackten; Österreich fühlte sich noch immer als Verwalter fremden Gutes, Preußen übernahm sofort die Verwaltung Schleswigs ins Eigentum. Die Provinzen waren nicht sonderlich entzückt über die Gasteiner Teilung, eine starke Partei regte sich für den Herzog von Augustenburg, in Holstein ließ ihr der Statthalter Gablenz freies Spiel, in Schleswig wurde sie von Manteuffel energisch verfolgt. Kiel ward zum preußischen Kriegshafen umgewandelt; auf eine Beschwerde von seiten Österreichs wurde in Berlin etwas ironisch geantwortet, man habe gar nichts dagegen, daß jenes ebenfalls auf seinem Gebiete einen Hafen einrichte, was natürlich infolge der Entfernung der österreichischen Seemacht ziemlich zweckwidrig war.

Der Reibungen war kein Ende; als die Augustenburgische Partei

von Holstein aus auch Schleswig zu insurgieren trachtete, wurde die preußische Regierung deutlich und verbat sich auf das entschiedenste solche Belästigung. Dabei dauerte der Verfassungskonflikt in Preußen weiter; ohne Budget regierte man da schon das fünfte Jahr. Die Spannung wurde zu groß, es mußte bald die Entladung folgen.

Man darf es sagen: Bismarck hatte eingesehen, daß es zu einer blutigen Abrechnung mit Österreich kommen müsse, und bereitete diese nun in kaltblütigster Weise für den geeigneten Augenblick vor. Auf das Heer konnte er zählen, um die öffentliche Meinung kümmerte er sich nicht, nun galt es, um alle Trümpfe sich zu sichern, auswärtige Hilfe zu gewinnen. Rußland sah schadenfroh zu, ihm war die Demütigung Österreichs nach den Ereignissen während des Krimkrieges gerade recht; mit Napoleon hatte Bismarck Freundschaft geschlossen, der Kaiser glaubte, wenn die deutschen Mächte sich gegenseitig bekriegten, so könne Frankreichs Macht nur daraus Vorteil ziehen; den alten Feind Österreichs, Italien, fing jetzt Bismarck im Frühjahre 1866 ein. Der Preis, der Italien winkte, war Venetien. Darum wurde eine Defensiv-Allianz zwischen Preußen und Italien am 8. April, gültig für drei Monate, abgeschlossen. Die beiden Alliierten mißtrauten sich aber gegenseitig, glaubten ein jeder, der andere wolle sich nur durch dieses Bündnis Vorteile bei Österreich sichern. Und es fehlte tatsächlich nicht an Versuchen, Italien durch den Verkauf Venetiens zu gewinnen, oder durch die Vermittelung Bayerns zu einem Ausgleich zwischen Österreich und Preußen zu gelangen. Aber der Preis, den Bismarck forderte, Suprematie in Norddeutschland einschließlich Sachsens, schien der Wiener Hofburg zu hoch, gerade das eng befreundete Sachsen wollte man nicht dem anderen überlassen. Seit Anfang 1866 rüsten Österreich und Preußen, erheben Beschwerden über das gegenseitige Verhalten und beteuern gleichzeitig, nur durch die Rüstungen des anderen zu den eigenen Maßnahmen gezwungen zu sein. Es ist ein Spiel, das sich fast stets vor diplomatisch vorbereiteten Kriegen wiederholt. Immerhin bringt die Friedensliebe der beiden Monarchen es dahin, daß Anfang Mai beide Staaten ihre Rüstungen wieder einstellen, zur größten Aufregung Bismarcks, der vor Zufälligkeiten zittert, die sein Spiel durchkreuzen könnten und der auch Napoleon nicht recht traut. Tatsächlich schlägt der Kaiser von Frankreich eine europäische Konferenz vor, auf der die Streitfragen erledigt werden sollten; noch größer, als der Wunsch nach einem verzehrenden Kriege, der Deutschlands Kraft lähmen sollte, war seine Eitelkeit und der

Wunsch, den europäischen Schiedsrichter spielen zu dürfen. Aber Österreich lehnt ab. Hier wird man plötzlich gegen Italien sehr kriegerisch gestimmt; die stete Gefahr, die von hier droht, die ewige nationale Reibung und Reizung an der Südgrenze haben in Wien nervös gemacht. So wird Mitte Mai in einem Marschallsrat der Beschluß gefaßt, die Südarmee auf Kriegsstärke zu bringen. Das ist eine schwere Unvorsichtigkeit, denn Bismarck konnte jetzt geltend machen, daß der Donaustaat sein Versprechen, abzurüsten, gebrochen habe; im Zeitalter der Eisenbahnen war es nicht von großem Belang, ob südliche oder nördliche Armeekorps mobilisiert wurden; Bismarck fand damit den gewünschten Vorwand, auch seinerseits die Rüstungen fortzusetzen. Preußen hatte durch sein Kantonierungssystem einen weiten Vorsprung vor dem Gegner, es konnte in drei Wochen seine Heere kriegsbereit aufstellen, während Österreich die doppelte Zeit brauchte; dieses hielt aus Rücksichten auf die nationalen Verhältnisse nicht gern seine Regimenter in den sprachverwandten Ländern, sondern schickte lieber Böhmen nach Italien, Italiener nach Polen usw., so daß die Instandsetzung der Kaders viel mehr Zeit erforderte.

Bismarck hatte endlich nach der eigenen drastischen Äußerung seinen König vor den Graben gebracht, ob er auch darüber springen werde, weiß er freilich noch nicht. Und wirklich König Wilhelm will trotz allem nicht losschlagen, nicht den Degen zum männermordenden Kampfe ziehen; er will lieber alle strategischen Vorteile der Welt aufgeben, als ohne Not in den Krieg gehen und der Angreifer sein. So wird in weitem Halbkreise von der Mark bis nach Schlesien hinein die preußische Armee aufgestellt, untätig muß sie zusehen, bis der Gegner fertig ist zum Losschlagen.

In jenen Tagen befindet sich die österreichische Regierung in einem Zustande der Verblendung, für die Bismarck nicht genug seinem Gott danken kann. Die vornehmsten Ratgeber des Kaisers, vor allem ein Graf Moritz Esterhazy, dann ein paar preußenhassende Reichsdeutsche im auswärtigen Amte wie Bloome, Biegeleben, einige kriegslüsterne Generäle drängen auf Krieg. Der österreichische Ministerpräsident, Graf Belcredi, kümmert sich nicht um diese Dinge, er ist mit den inneren Schwierigkeiten der Lage vollauf beschäftigt, die Verfassung ist außer Kraft gesetzt, wichtige Unterhandlungen sind mit den mißvergnügten Ungarn angefangen worden. Der Minister des Äußeren, Graf Mennsdorf, ist eine Null, die überhaupt nicht zählt. Die Überhebung der österreichischen Generalität über

die Preußen ist eine maßlose; ein stimmführender Mann urteilt wegwerfend über die preußische Waffe, das Zündnadelgewehr: „ach was, Vorder- oder Hinterlader! mit nassen Fetzen werden wir die Preußen nach Berlin jagen und ihnen dort den Frieden diktieren." Die Wiener „Presse" schreibt: „Das preußische Volk ist nichts anderes als ein Spielball in den Händen eines einzelnen bösen und verworfenen Mannes. Es besitzt kein Mittel, um seiner Faust zu entrinnen. Kein Negersklave Brasiliens, der sich unter der Peitsche des Aufsehers windet, ist hilfloser, erbarmungswürdiger als das gesamte Preußentum. Es kann knirschen, heulen, jammern, aber es muß Haus und Hof verlassen und in die Schlacht laufen für eine Meinung, die es mißbilligt, für eine Sache, die es haßt. Es ist selbst zu schwach, sich von den Staatsmännern zu befreien, die es knechten. Hier fühlen wir uns berufen, ihm unseren kräftigen Beistand angedeihen zu lassen." Also anscheinend nur gegen Bismarck führte Österreich Krieg! In Wahrheit stand es anders, und Moltke traf allein das Richtige, wenn er sagte: nicht aus Notwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz, sondern als ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf, nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut: für Machtstellung, sei der Krieg von 1866 geführt worden.

Trotz der Warnungen einiger einsichtsvoller Militärs hat man in Wien, stark durch die neugewonnene Unterstützung aller Völker der Monarchie, geglaubt, den Krieg nach zwei Seiten führen zu können. Man rechnete überdies mit einem großen österreichischen Anhang in Deutschland, der auch die preußischen Heereskräfte gewaltig schwächen müsse, man glaubte von Süddeutschland, von Sachsen, Kurhessen, Nassau, Hannover entscheidende Hilfe zu erhalten, man glaubte auch, daß selbst in Preußen, wo der Krieg äußerst unpopulär war, wo sogar Gattin und Sohn des Königs aus ihrem Mißvergnügen kein Hehl machten, Elemente des Widerstandes sich rühren würden, und vergaß dabei auf das preußische Pflichtgefühl, das schweigend gehorchte. Es war Bismarcks Absicht, Österreich innerhalb der drei Monate — solange das Bündnis mit Italien gültig war — zum Kriege zu bringen; das erreichte er durch einen Vorschlag, der wie eine Bombe in die öffentliche Meinung ganz Deutschlands einschlug: die deutschen Dinge durch ein in allgemeinen direkten Wahlen gewähltes Parlament ordnen zu lassen. Die politische Welt dröhnte damals vor Lachen und Entrüstung über diesen

Einfall des preußischen Don Quixote. Er, der eben in unerhörtester Weise die öffentliche Meinung knebelte, ihre Vertreter nicht zu Wort kommen ließ, den man, angetan mit einem mittelalterlichen Harnisch als Vorkämpfer gegen Verfassung und Freiheit ansah, der sollte was er in Preußen unterdrückte, für Deutschland wollen: ein Parlament! Das war blutiger Hohn, das war, wie der preußische Kronprinz sagte, ein frevles Spiel mit des Volkes heiligsten Gefühlen! Auf das tiefste wurden aber dadurch Österreichs Interessen getroffen, seine Stellung in Deutschland bedroht, der Mann mußte unschädlich gemacht werden, selbst um den Preis des Krieges.

So ergriff denn Österreich Mitte Juni die Initiative, gerade das, was Bismarck so sehnsüchtig herbeigewünscht hatte, um seinen König fortreißen zu können, und führte in Frankfurt Klage über Preußen wegen des Verhaltens in Schleswig-Holstein, was ausdrücklich den Abmachungen der Gasteiner Konvention widersprach; es führte Klage vor dem Bunde wegen der preußischen Rüstungen, wegen der preußischen Verfassungsvorschläge: darüber zu urteilen, hatte der Bund keine Kompetenz, und der Antrag auf Kriegserklärung des Deutschen Bundes an Preußen, der am 15. Juni mit 9 gegen 6 Stimmen genehmigt wurde, war durchaus unberechtigt. Denn kein Bundesgebiet war durch Preußen verletzt worden; nur den erfolgten preußischen Einmarsch in Holstein wegen der Quertreibereien des Augustenburgers konnte man in Anschlag bringen, und eben dies war durch den Vertrag der beiden Mächte von 1865 dem Urteile des Bundes entzogen. Damit hatte sich Österreich unbedingt ins Unrecht gesetzt, und nun gab der König von Preußen schweren Herzens den Befehl zum Einmarsche nach Böhmen; nun war auch der Unterstützungsfall für Italien gegeben. Italien hatte man in Wien im letzten Augenblicke auszuschalten gehofft; in einem Vertrage vom 12. Juni verpflichtete sich Österreich Frankreich gegenüber, Venetien an Italien abzutreten, vorausgesetzt, daß der Krieg gegen Preußen günstig verlaufe und dem Donaustaate Gebietserweiterung bringe: sicherlich dachte man da an Schlesien. Dieser Lockung widerstand aber König Viktor Emanuel; er hoffte wohl in einem an der Seite Preußens glücklich geführten Krieg noch mehr einzuheimsen als Venetien.

Der Krieg brach los. Rechtzeitig zogen sich die Sachsen vor den Preußen zurück, sie waren die einzigen Reichsdeutschen, die zum österreichischen Heere stießen; denn die Süddeutschen, auf deren Mitwirkung man in Wien gerechnet hatte, spielten Reichsarmee aus dem

achtzehnten Jahrhundert und ließen sich von wenig starken Gegnern vollständig im Schach halten; die Hannoveraner mußten gleich zu Anfang kapitulieren. Die geteilte österreichische Armee, zuzüglich der Sachsen, hielt der preußischen der Zahl nach das Gleichgewicht. Aber es war eine in alter Schablone befangene, mit unzulänglichen Vorderladern ausgerüstete Truppe, ohne hervorragende Führer, die sich den Gegnern weit überlegen dünkten und aus dem Kriege von 1859 die Lehre gezogen hatten, nur im Bajonettangriff liege das Heil. Darum war auch das Bajonettfechten in Österreich vor allem geübt worden, und ein boshafter Beobachter meinte, man hätte die Feuerwaffe vielleicht ganz abgeschafft, wenn man sie nicht zu Dechargen bei Leichenbegängnissen gebraucht hätte. Der Gegner besaß ein sorgfältiges, für Manöverieren in kleinen Abteilungen, fürs Feuergefecht gedrilltes Heer, von einem bedeutenden Schlachtenlenker, Moltke, vorzüglich geleitet, das unter genauer Benützung des Geländes hinter sicherer Deckung aus dem Dreyseschen Zündnadelgewehr tödliche Salven mit unheimlicher Schnelligkeit auf die tapfer, aber nutzlos anstürmenden Österreicher abgab und damit den moralischen Mut des Feindes furchtbar erschütterte. Die glänzend erdachte und noch glänzender durchgeführte Idee der Vereinigung getrennter Armeen auf dem Schlachtfelde selbst brachte bei Königgrätz am 3. Juli 1866 dem österreichischen Heere den Todesstoß. Die bessere Armee und die geschicktere Politik siegten: Bismarck war glänzend gerechtfertigt, denn der Erfolg allein ist da maßgebend.

Trotz Österreichs Siege über Italien bei Custozza — später erst erfolgte die Seeschlacht bei Lissa — beschloß man zuerst in Wien, dort den Krieg abzubrechen, Venetien abzutreten und die Südarmee zur Fortführung des preußischen Krieges nach dem Norden zu führen; schließlich überwog aber die militärische Einsicht, besonders durch den Generalstabschef des Erzherzogs Albrecht, John, vertreten, daß eine Weiterführung des Krieges gegen Preußen bei den herrschenden Verhältnissen aussichtslos sei; außerdem mußte man befürchten, daß Italien doch nicht einseitig Frieden machen würde. Man zeigte sich daher den Friedenseröffnungen, die alsbald geschahen, nicht abgeneigt. Zwar die privaten Wege, die Bismarck zuerst beschritt, wurden von Österreich nicht betreten, aber man rief die Intervention des Kaisers von Frankreich an. Gerade diese hätte der preußische Ministerpräsident gerne vermieden; als sie doch erfolgte, bemühte er sich, ihr das Feld abzugraben durch möglichste Beschleunigung der direkten Verhandlungen. Napoleon III. war über

den großen Sieg der Preußen geradezu verblüfft, ein derartiges Versagen der österreichischen Armee hatte niemand erwartet, die Schnelligkeit der preußischen Truppen brachte ihn um das Amt eines entscheidenden Schiedsrichters, die Schnelligkeit der preußischen Diplomatie brachte ihn jetzt um die Möglichkeit, seine Entschädigungs- oder Entlohnungsansprüche als Friedensbedingung aufzustellen. Diese Waffenstillstandsverhandlungen im mährischen Schlosse Nikolsburg im dritten Julidrittel 1866 zeigen die staatsmännische Kunst Bismarcks im hellsten Lichte. Während sein König an eine volle militärische Ausnützung des Sieges denkt, Österreich und seine österreichischen Verbündeten demütigen will, abgesehen von Hannover, Kurhessen, Nassau, Schleswig-Holstein, Frankfurt, die dann tatsächlich Preußens Siegespreis geworden sind, auch Sachsen, Teile von Süddeutschland, vor allem von Böhmen annektieren will, stemmt sich Bismarck mit aller Macht gegen eine solche Verschärfung der Lage, die Süddeutschland und Österreich auf Jahre hinaus zu unversöhnlichen Gegnern gemacht hätte. Er begnügt sich damit, Österreichs Austritt aus Deutschland zu veranlassen, Norddeutschland der Führung Preußens zu unterwerfen, für Süddeutschland ebenfalls irgendeine staatsrechtliche Verbindung ins Auge zu fassen, um mit dieser und Österreich ein möglichst freundschaftliches Verhältnis anbahnen zu können. Der Gegensatz zwischen König Wilhelm und Bismarck kommt in der schärfsten Weise zum Ausdruck; Bismarck droht mit dem Rücktritte, der König, auch beeinflußt durch den Kronprinzen, gibt endlich nach; sein ganzer Groll drückt sich aus in den Worten, die er damals an den Rand eines Aktenstückes schrieb: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen!" Dieser „schmachvolle Friede" wurde am 23. August in Prag abgeschlossen, er brachte Preußen die erwähnte große Gebietsvergrößerung, von seiten Österreichs eine geringfügige Zahlung, Sachsen blieb unberührt, Bayern und Württemberg kamen mit unbedeutenden Grenzregulierungen davon. Aber die Hauptsache war, daß Österreichs Zusammengehörigkeit zu Deutschland gelöst, Norddeutschland unter Preußens Führung in einem Norddeutschen Bund zusammengefaßt wurde, die süddeutschen Armeen durch geheime Kon-

ventionen für den Kriegsfall der norddeutschen sich angliederten und im Süden überhaupt durch die enge Verbindung Preußens mit Baden, durch die ausgesucht rücksichtsvolle Behandlung Bayerns seitens Bismarcks für die kommenden Zeiten in bedeutungsvoller Weise vorgearbeitet ward.

Was einst Bismarck im Privatgespräche dem österreichischen Gesandten, Grafen Karolyi, gesagt: Österreich müsse seinen Schwerpunkt nach Osten verlegen, das wurde nun zur Wahrheit. Schon 1867 wurde der Ausgleich mit Ungarn geschlossen, der den Donaustaat in zwei Hälften teilte und die pragmatische Sanktion zerriß; langsam und stetig wuchs der Einfluß der nichtdeutschen Völkerschaften; um für den Verlust italienischen Gebiets einigermaßen Ausgleich zu schaffen, wurden dann Ende der siebziger Jahre Bosnien und die Herzegowina okkupiert. Die Unterdrückung des deutschen Elements in Österreich begann aber nicht sofort nach Königgrätz — im Gegenteil — durch eine Revision wurde in den nächsten Jahren die österreichische liberale Verfassung gestärkt, im Vereine mit den befreiten Magyaren rechnete die deutsch-liberale Partei auf ewige Herrschaft. Und die Krone duldete diese Hoffnung, da sie Wert darauf legte, den deutschen Charakter Österreichs aufrecht zu halten, um das Anrecht auf eine Neuordnung der Dinge in Deutschland nicht fallen zu lassen. Man gab sich in Wien nicht für endgültig geschlagen und nahm das Resultat von 1866 nicht für definitiv. Der Haß gegen Preußen war groß, vornehmlich in militärischen Kreisen ein grenzenloser, man lechzte nach Revanche. Herr von Beust, früher sächsischer Minister, wurde zur Leitung der österreichischen Politik in diesem Sinne nach Österreich importiert. Als Bundesgenosse bot sich bald Kaiser Napoleon an. Dieser war mit seinen Forderungen auf Kompensation auf linksrheinischem Gebiete völlig durchgefallen und hatte die Schlacht bei Sadowa, wie man den Königgrätzer Kampf in Frankreich genannt hat, als eigene Niederlage empfunden. Bismarck, nun Graf geworden, hatte jeden Anspruch auf preußisches Gebiet für untunlich erklärt und ist auch in den folgenden Jahren den Versuchen Napoleons, in Luxemburg und in Belgien festen Fuß zu fassen, mit größter Geschicklichkeit entgegengetreten. Die Zeugnisse für die Raubgelüste Frankreichs auf süddeutsches Gebiet hat er sorgfältig im Schreine verwahrt, um in entscheidendem Momente die Süddeutschen über die wirklichen Absichten ihres einstigen Alliierten aufzuklären.

Die jahrhundertealte Verbindung Frankreichs mit diesen Teilen

Deutschlands, vor allem mit Bayern, die Rheinbundsidee, wird in jenen Tagen zu Grabe getragen. Es ist zweifellos, daß Kaiser Napoleon, wenn er an die früheren Gespräche mit Bismarck zurückdachte und dessen Haltung damit verglich, sich von dem preußischen Minister für gründlich getäuscht halten mußte und daß ein heftiger Zorn in seiner Brust gegen ihn Platz griff. Überdies wuchsen die inneren Schwierigkeiten des Kaisertums in Frankreich ins Riesengroße, nur ein glänzender Erfolg der äußeren Politik konnte es retten. So blickte man jenseits des Rheins sehnsüchtig nach einer Gelegenheit aus, an Preußen und Bismarck sein Mütchen zu kühlen.

Triumphierend waren König Wilhelm und seine Mitarbeiter aus dem Kriege heimgekehrt: der Erfolg gab ihnen recht, die Heeresorganisation hatte sich bewährt! Nun er glänzend ausgefallen war, grollte niemand mehr über den mörderischen Bruderkrieg; noch unter dem frischen Eindrucke des Sieges ergaben die Neuwahlen eine imposante Mehrheit für die Regierung. Auch hier wußte Bismarck sich zu mäßigen und seine Achtung vor Recht und Gesetz zum Ausdruck zu bringen, er ging nicht hohnvoll über die Leiber der besiegten parlamentarischen Feinde zur Tagesordnung über, sondern brachte ihnen ein herrliches Totenopfer: er kam um Indemnität ein für das Geschehene, für die verflossene, schreckliche, budgetlose Zeit! Das war klug und war gerecht, zwei Eigenschaften, die sich nicht immer decken können. Rastlos wurde weitergearbeitet an der Konsolidierung der Verhältnisse in Deutschland; nun konnte Bismarck bereits in aller Stille anfangen, das Wörtlein „deutsch" für „preußisch" einzusetzen. Der Norddeutsche Bund entstand, bekam eine Verfassung, einen Reichstag; einen einseitigen Eintritt Badens lehnte Bismarck ab: er wolle den Milchtopf nicht abrahmen! Ganz Süddeutschland sollte es sein, oder gar nichts. Ganz Süddeutschland gewann er aber wenigstens für sein Zollparlament, das zuerst 1869 zusammentrat und in dem — in Anlehnung an den Zollverein von 1834 — auf wirtschaftlichem Boden auch die parlamentarische Einheit Deutschlands vorbereitet wurde. In der Eröffnungssitzung sprach Bismarck zu den Vertretern von Süddeutschland: „Hier werden Sie Bruderherzen und Bruderhände finden für alle Tage des Lebens." Die süddeutschen Staaten waren überdies kurz vorher durch die Veröffentlichung der Napoleonischen Ansprüche auf ihr Gebiet stark im antifranzösischen Sinne beeinflußt worden. Unaufhörlich arbeiteten Bismarcks Mitstreiter Roon und Moltke an der Kraft des preußischen Heeres, von unvergleichlichem Werte waren ihnen die Erfahrungen

der beiden vorausgegangenen Feldzüge von 1864 und 1866 geworden, und sie verstanden es, diese Erfahrungen auszunützen.

So kommen wir in den Vorsommer 1870 hinein: die Welt starrt in Waffen, es gibt wieder eine Frage, die nur durch Blut und Eisen zu lösen ist. Preußen arbeitet auf die Konsolidierung der deutschen Verhältnisse hin und hat sich in Rußland einen wohlwollenden Freund gewonnen; in England regiert die liberale Partei unter Gladstone, jedem fremden Abenteuer abgeneigt, auf Erhaltung der Neutralität bedacht. In Österreich, in Frankreich rüstet man zur Revanche für Königgrätz, und Italien, der Verbündete Preußens aus dem Jahre 1866, scheint sich jetzt dessen Gegnern zugesellen zu wollen; durch nationale Erziehung ist es mehr an das romanische Frankreich, als an das germanische Preußen gewiesen. Zunächst hat es die feste Absicht, sich Roms bei irgendeiner passenden Gelegenheit zu bemächtigen. Da aber Napoleon durch seine fromme Gemahlin und durch die Rücksicht auf die Anhänger der katholischen Politik in Frankreich beeinflußt, seine Zustimmung zu einer Beraubung des Papsttums nicht geben will, so kommt das erwünschte Bündnis zwischen Frankreich, Österreich und Italien nicht zustande. Dagegen finden Vorberatungen zwischen den erstgenannten Mächten statt, die zur Grundlage die Annahme haben, daß etwa im Frühjahre 1871 Frankreich losschlagen, durch Süddeutschland, das freundlich oder zumindest gleichgültig bleiben würde, vordringen und nach dem ersten Erfolg auf Unterstützung von seiten Österreichs rechnen könnte. Man verlangte in Wien nur eines, nicht wegen einer deutschen Frage sollte der Krieg gegen Preußen ausbrechen, ein anderer Vorwand mußte gebraucht werden, er fand sich in der spanischen Thronfolge.

In Spanien war 1868 die bourbonische Königin Isabella weggejagt worden, und die Spanier suchten seitdem vergebens einen neuen König. Da war ihr Augenmerk auf die ältere, schwäbische, katholische Linie der Hohenzollern gefallen, die bereits seit 1866 in Rumänien einen Fürsten gestellt hatte, Karl, der sich zu bewähren schien. Seinen beiden Brüdern, Leopold und Friedrich, wurde die spanische Krone angeboten. Diese Prinzen und ihr Vater, Fürst Carl, empfanden wohl die Bedeutung dieses Rufes, aber sie zögerten, das Legitimitätsprinzip zu verletzen und durch eine Revolution an Stelle einer rechtmäßigen Herrscherin eine Krone zu erhalten; sie mißtrauten der Beständigkeit der spanischen Meinung, auch König Wilhelm schrak vor solchen exotischen Experimenten zurück

und er lehnte sie ab. Während Graf Bismarck aber mit äußerster Entschlossenheit daran festhielt, daß weder Preußen noch das Königshaus offiziell mit dieser Frage etwas zu tun hätten, das Ganze als eine rein private Angelegenheit der Hohenzollern betrachtet wissen wollte, hat er doch im geheimen alles getan, um diese Kandidatur zu fördern, ihm stand fortwährend die große Abrechnung mit Frankreich, eventuell mit Österreich vor Augen, da war es von größtem Werte, sich überall Verbindungen zu schaffen; äußerst wertvoll mußte ein Bündnis mit einer katholischen, romanischen Macht sein, die vielleicht im Kriegsfalle die südliche Grenze Frankreichs bedrohen und dessen Macht damit schwächen konnte. Deshalb hat Bismarck diese Kandidatur der Hohenzollern vom ersten Augenblick an auf das lebhafteste aufgegriffen und unterstützt, ja als sie bereits abgetan schien, sie wahrscheinlich wieder aufs neue aufgerollt und durch Entsendung zweier Vertrauensmänner, Bucher und Versen, nach Spanien, die schwankenden Spanier gestützt. Und man wird auch bei ihm den letzten Anstoß dafür suchen müssen, daß jetzt, im Sommer 1870, über neuerliche Anfrage von Madrid, Leopold von Hohenzollern die spanische Krone anzunehmen sich bereit erklärte. In Frankreich war man über diese Pläne schon längst unterrichtet, hatte es aber vorläufig für gut befunden, sie zu ignorieren, in der Erwartung, sie eines Tages zu einer diplomatischen Campagne benützen zu können, ja vielleicht in ihnen jenen nichtdeutschen Kriegsvorwand zu finden, den man brauchte. Bismarck hat gewiß Frankreich nicht provozieren wollen, er ist nur dann dem Konflikt, als er ausbrach, nicht aus dem Wege gegangen. Daß man aber in Berlin mit der Möglichkeit eines solchen rechnete, zeigt die Frage des Ministers Delbrück bei einer Konferenz im Berliner Schlosse, am 18. März 1870: „Wenn aber Napoleon übel nimmt, sind wir doch bereit?"

Und Napoleon nahm es übel — als die voraussichtliche Wahl Leopolds zum Könige von Spanien, am 3. Juli, offiziell an Frankreich mitgeteilt wurde, schäumte drei Tage darauf der französische Chauvinismus über, und der Minister des Auswärtigen, Herzog von Grammont, gab diesen Gefühlen in leidenschaftlicher Weise Ausdruck, indem er direkt die Wahl Leopolds als Kriegsgrund bezeichnete. Dieser energischen Sprache gegenüber wich zunächst Preußen zurück; der 73jährige König wollte seinen Lebensabend in Frieden verbringen, vor den Greueln der Schlachtfelder bebte er zurück, seine Gemahlin bestärkte ihn in dieser Ansicht, die spanische Königskrone

schien keine genügende Ursache, um deutsches Blut zu vergießen; die Erhöhung eines Zweiges des preußischen Königshauses war für das übrige Deutschland auch kein Grund, sich sonderlich zu erhitzen. So wurde Zuflucht genommen hinter die Ausrede, Preußen sei offiziell in der ganzen Frage gar nicht beteiligt, es sei eine rein private Familiensache, in der nun König Wilhelm gerne bereit sei, seinen Einfluß auf den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern auszuüben, zugunsten des Verzichtes desselben auf die spanische Kandidatur. Und tatsächlich erfolgte am 12. Juli dieser Verzicht. Die leidige Angelegenheit schien aus der Welt geräumt; mit Ingrimm hatte Bismarck den Zusammenbruch seiner Hoffnungen verfolgt, unfähig ihn zu hemmen, da gegen die Haltung seines Königs nichts einzuwenden war, sie aber doch als ein Zurückweichen Preußens vor Frankreich empfunden werden mußte. Da gab die Torheit des letzteren der Sache ein neues Gesicht. Hier war der Rückzug Preußens als zu wenig befunden worden; eine diplomatische Niederlage wollte man dem verhaßten Lande zufügen, und die Nachgiebigkeit Wilhelms I. wurde als Schwäche empfunden, die man unbedingt ausnützen mußte. So wurde der verhängnisvolle Entschluß gefaßt, vom preußischen Könige eine für die Zukunft bindende Erklärung zu verlangen, des Inhalts, er würde nie mehr die Wiederaufnahme einer hohenzollernschen Thronkandidatur gestatten. Ja, an den preußischen Gesandten in Paris, Baron Werther, wurde die ungeheuerliche Zumutung gestellt, König Wilhelm möge an Kaiser Napoleon einen Brief richten des Inhalts: er habe nicht geglaubt, durch die Ermächtigung an den Prinzen Leopold zur Annahme der spanischen Königskrone die Interessen oder die Würde der französischen Nation anzutasten. Das konnte König Wilhelm nicht tun, und er tat es nicht. Auch ohne seinen vornehmsten Ratgeber traf er in Ems das Richtige, indem er die französische Forderung ruhig und würdig zurückwies, und, als der unglückliche französische Botschafter, Graf Benedetti, über Weisung seiner Regierung darauf bestehen mußte, eine weitere Erörterung dieser Angelegenheit ablehnte. Ausführlich gab er Bismarck davon Nachricht, der mit Roon und Moltke bei Tische saß, als das Chiffretelegramm des Königs in Berlin eintraf. Die drei Männer empfanden das als neue Demütigung Preußens, die der König zwar korrekt zurückgewiesen habe, mit der aber nichts anzufangen sei.

Da hat Bismarck seinen Meisterstreich geführt. Bisher anzunehmen, er habe etwa die ganze spanische Frage aufgerollt, um Frankreich zum Kriege zu treiben, ist Unsinn; gewiß, er wollte damit Na-

poleon eine Unannehmlichkeit zufügen, aber das war sein gutes Recht. Jetzt aber hat er nicht noch die andere Wange zur Ohrfeige hingehalten, sondern fest zurückgeschlagen und damit die Kriegsfahne entrollt. Der König hatte ihm freigestellt, jenen Bericht aus Ems zu veröffentlichen; Bismarck konnte dies in dürren Worten tun, die nichts als die Tatsache verkündet hätten, daß ein französischer Vorschlag von seiten König Wilhelms abgelehnt worden sei; er brauchte es überhaupt nicht zu tun, dann hätte die nicht offizielle Welt gar nichts davon erfahren; in beiden Fällen wäre es der diplomatischen Wortkunst leicht möglich gewesen, um dieses Refus herumzukommen und bei der Tatsache zu bleiben, daß Preußen auf Betreiben Napoleons hin die hohenzollernsche Kandidatur zurückgezogen habe. Bismarck verkündete nun die letzten Emser Vorfälle, ohne zwar am Inhalte zu rühren, aber in einer Form, die direkt verletzend für Frankreich lautete und in Deutschland die Überzeugung wach rief, daß gallische Frechheit einen sehr verdienten Fußtritt bekommen habe. Man wird allen Versuchen, diese Tat Bismarcks abzuschwächen, die Worte Moltkes entgegenhalten dürfen, als er die umredigierte königliche Depesche gelesen hatte: „Vorhin klang es wie Chamade (Rückzugssignal), jetzt wie eine Fanfare (Angriffssignal)."

Diese Depesche wurde der breitesten Öffentlichkeit preisgegeben, in der sie den stürmischsten Jubel erweckte: der Geist der Freiheitskriege hat eine unauslöschliche Überlieferung in Deutschland zurückgelassen, von Zeit zu Zeit wird er lebendig, erfaßt Hoch und Nieder mit elementarer Gewalt, der ganze Rassenhaß der Germanen gegen die Romanen bricht dabei durch. Und in Frankreich wirkte die Depesche wie ein Peitschenschlag ins Gesicht, vergebens mühten sich der erschrockene Kaiser und ein paar vorsichtige Männer, beruhigend einzugreifen, sie wurden mitgerissen von der allgemeinen Stimmung, die sich zum Kriege für erzbereit hielt, an kühne Träume europäischer Unterstützung dachte und mit ein Paar Siebenmeilenstiefeln nach Berlin stapfen wollte. Der Krieg wurde erklärt.

Und nun kam alles anders, als man in Paris erwartet hatte. Süddeutschland, empört über die früheren Anschläge Napoleons auf sein Gebiet, machte gemeinsame Sache mit Norddeutschland; die deutschen Heere standen in kürzester Zeit vollbereit da, während die französische Heeresorganisation völlig versagte. Österreich verlor die Lust, angesichts dieser Tatsachen, sich einzumischen, überdies führten sowohl Ungarn wie Rußland eine sehr deutliche Friedenssprache. Zum erstenmal zeigte da Ungarn, welch ungeheurer Machtfaktor es

durch den Ausgleich von 1867 in Österreich geworden war. Italien nahm sich wohl Rom, zwang aber sonst den kriegslustigen König Victor Emanuel II. zum Stillhalten. So vollzog sich mit unbarmherziger Sicherheit die Katastrophe; die an Zahl, Ausrüstung, Ausbildung, Führung weit überlegenen deutschen Heere erfochten Sieg über Sieg, nahmen eine Armee in Sedan, die andere in Metz gefangen; nahmen sich Straßburg zurück; als das Kaisertum Napoleons unter den ersten Schicksalsschlägen zusammengebrochen war und die dritte Republik in Frankreich die ganze Volkskraft des Landes aufbot gegen die deutschen Eindringlinge, da wurden auch diese wunderbar schnell zusammengerafften Volksheere geschlagen und endlich durch die Schrecknisse der Beschießung und Aushungerung Paris, die Seele Frankreichs, „der Nabel der Welt" nach einem geschmacklosen Worte Victor Hugos, bezwungen. Im Frankfurter Frieden vom 10. Mai 1871 mußte Frankreich ganz Elsaß und einen Teil von Lothringen herausgeben und fünftausend Millionen Francs Entschädigung zahlen.

Nach den Worten des großen deutschen Historikers Ranke hatte Deutschland da gegen Ludwig XIV. Krieg geführt und ihm den besten Teil von seinen Eroberungen wieder abgenommen, vor allem Straßburg. Aber nicht nur Ludwig XIV. war besiegt, auch der deutsche Partikularismus war geschlagen und das Urteil von 1866 bekräftigt. Der König von Preußen kehrte als deutscher Kaiser aus dem Kriege heim.

Nach den ersten großen Siegen, als das deutsche Hauptquartier nach Versailles verlegt worden war, um von hier aus die Belagerung von Paris zu leiten, war der Gedanke in Deutschland aufgeflogen, daß die deutsche Bundesbrüderschaft über alle Grenzen hinaus auch staatsrechtlich festgelegt werden müsse, daß die auf dem Schlachtfelde besiegelte Einigkeit auch äußerlichen Ausdruck finden solle: der Norddeutsche Bund und die dreieinhalb (Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt zur Hälfte) süddeutschen Staaten sollten zu einem Gesamtdeutschland vereinigt werden. Im Herbste 1870 wurden dann die Verhandlungen angebahnt; Hessen, durch seine Teilung dazu genötigt, Baden, aus freien Stücken, waren leicht gefunden; schwieriger gestalteten sich die Verhandlungen mit Württemberg, und besonders mit Bayern, in denen der deutsche Partikularismus und die starke Abneigung gegen Preußen in einer Reihe von Sonderforderungen sich dokumentierten, für die nicht leicht eine passende Formel zu finden war. Trotz des Widerstrebens mancher

Kreise gedieh aber durch Bismarcks Entgegenkommen die Sache so weit, daß man an die endgültige Lösung der Frage des Oberhauptes gehen konnte. Daß einzig und allein jetzt der König von Preußen in Betracht kommen konnte, war sonnenklar; gegenüber der Aktion des Jahres 1849, bei der ohne Zustimmung der Fürsten, der Regierungen, die Vertreter des deutschen Volkes allein gehandelt hatten, sollte jetzt die Einladung zur Annahme der Kaiserkrone vom Fürstenstande ausgehen, unter gleichzeitiger verfassungsmäßiger Genehmigung von seiten der süddeutschen Landtage und des Reichstags des Norddeutschen Bundes. Nicht durch Gewalt, nicht durch Zwang, nicht durch Ränke, frei und offen mit allgemeiner Zustimmung konnte das neue Kaisertum errichtet werden. Bayern, als der mächtigste deutsche Staat nach Preußen, wurde aufgefordert, voranzugehen. König Ludwig II. war menschlich nicht immer leicht zu nehmen; diesmal stand er auf der Höhe seiner Aufgabe und schickte sofort einen Vertrauensmann, den Grafen von Holnstein, nach Versailles, um mit Bismarck die Form der Einladung zu besprechen. Der Graf tat das Richtige, wenn er mit süddeutscher Gemütlichkeit an den preußischen Staatsmann die Bitte richtete: „Wissens was, Exzellenz, schreibens gleich selbst einen Brief auf, so wie er sein soll, sonst gibts hintennach doch wieder Anständ!" Das geschah, und alles verlief ordnungsmäßig; nur die Verhandlungen im bayrischen Landtag zogen sich derart in die Länge, daß man nicht länger warten wollte und durch die mittlerweile erfolgte Proklamation des neuen Reiches einen letzten Druck auf sie ausübte. So kam es am 18. Januar 1871 in der Galerie des Glaces in Versailles zur Kaiserausrufung. Das letzte Stück deutschen Partikularismus mußte vorher in König Wilhelm selbst besiegt werden. Gleichwie sein Sohn hatte auch er sich eine Zeitlang dagegen gesträubt, das preußische Königtum im deutschen Kaisertum aufgehen zu lassen, sich vor den Konsequenzen der Doppelstellung gescheut. Noch am Tage der Proklamation schrieb er an seine Gemahlin: „ich kann Dir nicht sagen, in welcher morosen Emotion ich in diesen letzten Tagen war, teils wegen der hohen Verantwortung, die ich nun zu übernehmen habe, teils, und vor allem über den Schmerz, den preußischen Titel verdrängt zu sehen. In der Konferenz gestern war ich zuletzt so moros, daß ich drauf und dran war, zurückzutreten und Fritz alles zu übertragen! Erst nachdem ich in inbrünstigem Gebet mich an Gott gewendet habe, habe ich Fassung und Kraft gewonnen."

Einen harten Strauß hatte der König in den letzten Stunden mit

seinem Minister Bismarck durchzufechten gehabt. Da Wilhelm seinen Titel eintauschen mußte gegen einen neuen, wollte er wenigstens in letzterem die ganze Machterhöhung Preußens zum Ausdruck bringen: Kaiser von Deutschland verlangte er zu heißen. Aber gerade das wollte Bismarck nicht, denn auf keinem territorialen Besitz sei der neue Titel begründet und auch nur der Schein davon müßte vermieden werden im Interesse der deutschen Einheit: nur einen „deutschen Kaiser" sollte es geben. In schärfster Weise platzten die Gegensätze aufeinander, so hart, daß, als der Großherzog von Baden in den Mittagsstunden des 18. Januar das erste Hoch auf den neuen Souverän auszubringen hatte, er die Vorsicht gebrauchte, schlechtweg dem „Kaiser Wilhelm" sein Hoch zu bringen. Aber auch diesmal setzte Bismarck seine wohlbegründete Ansicht durch und nur der deutsche Kaiser blieb.

Es mag hier eine kurze Bemerkung Platz finden über das Verhältnis des alten Königs und Kaisers zu seinem Minister. Es ist viel darüber gestritten worden, wem das eigentliche Verdienst an der Begründung des neuen Deutschen Reiches zufalle; ob Bismarck nur der Handlanger seines Fürsten, ob letzterer nur die Puppe in den Händen des Ministers gewesen sei? Man wird aus dieser Darstellung die Überzeugung geschöpft haben, daß in hochwichtigen Fragen 1850, 1854, 1859, 1866, 1871 der Minister recht behalten und seine Ansicht durchgesetzt hat: dadurch kann aber das Verdienst Wilhelms I. nicht geschmälert werden. Denn nur in treuem Zusammenarbeiten waren die großen Erfolge Preußens möglich; daß Wilhelm I. sich von Bismarck so oft überzeugen ließ und dann die ganze Verantwortung dafür übernahm, darin liegt ein gutes Stück seiner Bedeutung; anderseits hat er auch in mancher Frage, deren Wichtigkeit allerdings nicht offen zutage trat, den Minister seinerseits beeinflußt. Alle Größe Bismarcks hätte nichts genützt, wenn der König sie nicht klug ertragen, wenn er nicht treu zu ihm gehalten hätte trotz aller Einflüsse, die sich vor allem im Schoße der Familie, aber namentlich zuerst im ganzen Volke gegen Bismarck erhoben haben und die nicht immer leicht abzuweisen waren.

Man spricht so viel von der Treue der Untertanen gegen den Monarchen und vergißt meist, daß es auch eine Treue der Fürsten gibt.

Ein ideales Verhältnis herrschte zwischen König Wilhelm und Bismarck, und dieses Verhältnis, unterstützt von der stillen Größe anderer Männer, wie Roon und Moltke, hat das Deutsche Reich geschaffen.

Nach der Rückkehr aus dem Felde ist die letzte Hand an das Verfassungswerk Deutschlands gelegt worden, das Volk gab durch seine Vertreter sein Ja und Amen, und Mitte 1871 stand das Reich mit Kaiser, Bundesrat und Reichstag da. Nach Bismarcks Wort war es in den Sattel gehoben — „dann wird es schon reiten können!" Hoch geehrt wurden vom Kaiser und vom Volke die Männer, die mitgearbeitet hatten an der Schöpfung des neuen Deutschen Reichs, allen voran Bismarck; ihm wurde der Fürstentitel verliehen und ein herrlicher Besitz im Sachsenwalde, Friedrichsruh, nicht weit von Hamburg, geschenkt, den er jetzt dem früher (aus seiner nach 1866 erhaltenen Dotation) angekauften Varzin vorzog.

Man darf es sagen, daß alle Bemühungen Bismarcks zunächst darauf gerichtet gewesen sind, das von ihm geschaffene Reich gegen Experimente und Fährlichkeiten von innen und außen zu schützen. Er hat sich darum auf die Partei verlassen, die damals ihre politische Blütezeit erreicht hatte: die liberale, freisinnige, demokratische; er hat richtig erkannt, daß in ihr in jenen Tagen die reichsbildende Kraft verkörpert war, daß dagegen die partikularistische Richtung Anschluß an die konservativen Elemente des deutschen Volkes suchen würde, darum hat er, der Junker!, dem Reiche das allgemeine Stimmrecht gegeben, hat sich auf die liberalen Parteien gestützt, ist Freihändler gewesen und hat die kirchenpolitischen — sogenannten Maigesetze durchgeführt, damit den „Kulturkampf" begonnen. Daneben ist er in der auswärtigen Politik stark und ehrlich für den Frieden aufgetreten. Zunächst lieh ihm nur Rußland den hilfreichen Arm; unermüdlich hat er die seit 1866 begonnenen Versuche fortgesetzt, auch Österreich wiederzugewinnen. Der Donaustaat mußte durch den Zusammenbruch Frankreichs und die Entstehung des Deutschen Reiches vorerst auf die Hoffnung Verzicht leisten, die alte Stellung wiederzugewinnen; auch Graf Andrassy, seit Ende 1871 Beusts Nachfolger, hat sich redliche Mühe gegeben, der ungarischen Friedenspolitik Raum zu schaffen. Zuerst fanden sich die gleichgestimmten Geister im Dreikaiserbündnis von Deutschland, Österreich, Rußland; dann wurde die Verbindung der ersteren zwei immer enger und Italien dazu gewonnen, dessen Begehrlichkeit nach weiterem Gebiete, über Venetien hinaus, schon 1866 in Schranken gehalten worden war. Die machtvolle Stellung Deutschlands zeigte sich 1878 darin, daß in Berlin ein Kongreß abgehalten worden ist zur Regelung der strittigen europäischen Fragen. Hier verschaffte Bismarck dem Donaustaate zum Ausgleiche für die verlorene Stellung in

Deutschland und Italien die Okkupation von Bosnien und der Herzegowina — der Schwerpunkt der österreichischen Monarchie wird immer weiter nach Osten gedrängt.

Im September 1879 wurde das deutsch-österreichische Bündnis geschaffen, das den endgültigen Verzicht Österreichs auf die Vorherrschaft in Deutschland, die Anerkennung der bestehenden Verhältnisse bedeutete. Damit schied Österreich aus der Reihe der deutschen Staaten aus, und es ist kein Zufall, daß gleichzeitig damals Graf Taaffe das Ministerpräsidium übernahm und mit ihm die slawische Vorherrschaft in Österreich anfing. Durch eine Rückversicherung mit Rußland wußte Bismarck auch fernerhin für den europäischen Frieden zu sorgen; der Beitritt Italiens (1883) zum deutsch-österreichischen Bündnisse trug ebenfalls zu diesem Zwecke bei. Frankreich, vollständig isoliert, konnte nur ohnmächtig von Revanche träumen; in einem Augenblicke, da von hier große Kriegsgefahr drohte, eröffnete Bismarck der Welt das Geheimnis seiner Bündnisse und rief den Gegnern die großen Worte zu: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst niemanden auf der Welt" — und es ward wieder still ringsumher. An den heutigen politischen Verhältnissen gemessen, da dem Dreibunde, in dem Italien ein höchst fragwürdiger Alliierter ist, die Entente von England, Frankreich und Rußland gegenübersteht, merkt man erst in voller Größe die gewaltige Kraft des „eisernen Kanzlers" und seine Riesenarbeit, die er in der kurzen Zeit seit 1862 geleistet hat: er war der Schiedsrichter Europas geworden.

So war die Kraft des neuen Deutschen Reiches gefestigt genug, um auch innere Veränderungen zu ertragen. Die große soziale Politik des Reichskanzlers beginnt: Alters- und Invaliden-Versorgung, Einrichtung der Krankenkassen, Unterstützung des landwirtschaftlichen Mittelstandes, Ankauf der preußischen Eisenbahnen; von dem die deutsche Landwirtschaft und Eisenindustrie vor allem schädigenden Freihandel wendet sich Bismarck ab: der 15. Dezember 1878 ist der offizielle Wendepunkt. Da sich die liberale Partei zu solcher Arbeit nicht finden, ihre Prinzipien nicht verleugnen wollte und konnte, wendet sich Bismarck von ihr ab; neben der konservativen Partei war eine neue große Partei im Reich erstanden: das Zentrum, das seinen partikularistischen Ursprung verleugnete und unter der ausgezeichneten Führung des klugen Windhorst reichstreu auftrat; die Annäherung an dasselbe führte naturgemäß die langsame Zurücknahme der heißbekämpften konfessionellen Maigesetze mit sich. Bismarck hatte zudem die Widerstandskraft der katholischen Kirche

unterschätzt und erachtete es für klug, mit ihr Frieden zu schließen — ein neuer Grund, um ihn von den Liberalen zu trennen. Überdies war, großenteils auf Kosten der letzteren, der Sozialismus in Deutschland trotz der sozialen Fürsorge Bismarcks zu ungeahnter Kraft emporgewachsen; Bismarck hielt es für nötig, demselben mit Zwangsgesetzen entgegenzutreten, die auf den greisen Kaiser Wilhelm 1879 durch Nobiling und Hoedel verübten Attentate boten ihm dazu willkommenen Anlaß; das Sozialistengesetz wurde durchgebracht, vorher schon das Septennatsgesetz, das die Rekrutenbewilligung des Reichstages auf sieben Jahre festlegte, dessen Einfluß dadurch schmälerte. So kehrte Bismarck zu seinen Anfängen als konservativer Politiker zurück, der die konstitutionellen Einrichtungen seiner Zeit schont, sie aber nur als Mittel zum Zweck ansieht. Keinesfalls durften sie eine Fessel des Königtums abgeben. Bezeichnend ist sein Urteil über die Parlamentarier: „die Leute sind, einzeln betrachtet, recht gescheit, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung — in auswärtiger Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder, in allen übrigen Fragen werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten; massenweise dumm — einzeln verständig".

Mit diesen ungeheuren Arbeiten — manches freilich, wie das Tabakmonopol, mißlang ihm auch — vergingen die achtziger Jahre, am 27. März 1888 schied sein kaiserlicher Freund, Wilhelm I., aus diesem Leben, nur kurz dauerte der Rest der Lebenszeit, die der Märtyrer Friedrich III. als Kaiser auf dem Throne verbringen durfte: die Regierung Wilhelms II. begann, vielverheißend, unter der Beihilfe und Mitwirkung des großen Kanzlers.

Ein Deutschland ohne Bismarck schien unmöglich, und doch trat das Unerwartete ein, am 20. März 1890 ist er aus dem Amte geschieden, im Unfrohen — vom jungen Kaiser dazu gedrängt. Vielfach und verschieden sind die Gründe, die dafür angegeben wurden, den meisten wird man noch nicht nachspüren dürfen: man wird jedenfalls eine Ursache des Bruches richtig erfassen, wenn man annimmt, daß der Gegensatz der Weltanschauung eines 75jährigen Greises und eines 30jährigen Mannes sich nicht überbrücken ließ. Der eine war nicht mehr gewohnt zu gehorchen, wenn er von seinem Urteile überzeugt war, der andere hatte ein Recht auf Gehorsam und konnte sich seinerseits nicht immer vor der drückenden Autorität des anderen beugen. Überdies hat der Versuch des Fürsten, seine Herrschaft, man darf von einer solchen reden, auch seinen

Söhnen zu vererben, eine Art von Majordomat zu schaffen, Kaiser Wilhelm tief verstimmt. Er mochte manchmal das Gefühl haben, es handle sich darum, ob die Dynastie Hohenzollern oder die Dynastie Bismarck zu regieren habe. Darum gingen sie auseinander.

Acht Jahre lang hat der große Fürst noch im Sachsenwalde gelebt, zuerst von psychischen, dann von physischen Schmerzen schwer getroffen. Wie ein Barbarossa war er zutage getreten aus märchenschimmerndem Berge und hatte das Reich fest und ehern gegründet: am 30. Juli 1898 ging er in seinen Kyffhäuser zurück. In Friedrichsruh, wo er zuletzt gehaust hatte und gestorben war, wurde er begraben. Wie ihn Meister Lenbach in den letzten Jahren gemalt hatte, steht er vor uns in der Erinnerung: eine machtvolle, große, kernige Gestalt, der Kopf mit einem starken Schnurrbart geziert; unter buschigen Augenbrauen schossen ein Paar durchdringende Augen Blitze; Kraft und Gewalt lagen in jeder Bewegung dieses eisernen Mannes, der ausgebaut, was seit Jahrhunderten die Herzen der Deutschen bewegt hatte.

Inzwischen war der Donaustaat immer mehr von den nichtdeutschen Inwohnern erobert worden; Magyaren und Tschechen sind groß und stark geworden und die Deutschen sind zerfallen in Parteien, die sich jeweils bekämpfen, als ob sie nicht desselben Stammes wären! Mit Frohlocken haben die Ungarn den Austritt Österreichs aus Deutschland gesehen; die Tschechen haben damals 1871 drohend die Worte gerufen, als Gegengewicht zu dem neuen Deutschen Reiche müsse der tschechische Staat geschaffen werden. Wie sehr auch Bismarck das deutsche Volkstum, das deutsche Nationalbewußtsein, das deutsche Ansehen in der Fremde gehoben hat, dem Deutschtum Österreichs hat er eine unheilbare Wunde zugefügt. Als er 1866 in Böhmen einmarschierte, hat er einen Aufruf an die tschechischen Bewohner des Landes erlassen, in welchem er sich als ihr Befreier aufspielte; ebenso hat er die Magyaren gegen das Haus Habsburg zu insurgieren versucht.

Bismarck hat eben immer zuerst preußische Politik getrieben, und sein großes Verdienst um diese war es, daß er den Zug der Zeit zu nützen verstand, der preußisch und deutsch für vereinbar, sich deckend, erklärte. Nicht Preußen sollte in Deutschland aufgehen, wie es einst 1848 Friedrich Wilhelm IV. erklärt hatte — fast ist das Gegenteil davon im Gange!

Festgewurzelt auf deutschem Boden, in geschickter Benützung der günstigen Zeitverhältnisse, in trefflicher Schulung des Beamten-

tums, des Soldatenstandes, unter ausgezeichneter Führung tüchtiger Männer ist Preußen emporgekommen, ist der protestantische Kaiser geworden, den Martin Luther sich geträumt. Seit dessen Auftreten in Wittenberg bis zum Abschlusse des deutsch-österreichischen Bündnisses, von 1517 bis 1879, in dreihundertzweiundsechzig Jahren, ist Preußen Schritt um Schritt, allerdings nicht ohne manchen Rückgang, vorwärts gezogen die Straße der deutschen Weltmacht — während Österreich durch die Macht der Verhältnisse zurücktreten und sich nach dem Osten abdrängen lassen mußte. Stein hat es einmal treffend ausgedrückt: „Deutschland kann nur durch Deutschland gerettet werden" — das Entscheidende wurde, daß Preußen und Deutschland sich einigten, Österreich und Deutschland sich trennten.

Wir sind am Ziele. Nahezu vier Jahrhunderte haben wir durchwandert an der Hand der Lehrmeisterin Geschichte. In wechselvollen Schicksalen haben wir das Deutsche Reich zerfallen und wieder erstehen sehen, die Gebietsveränderungen verfolgt, die die Häuser Habsburg und Hohenzollern betroffen haben; auch das Vergehen und Werden auswärtiger Reiche konnten wir nebenbei beobachten: Schweden, Holland, Spanien sinken von einstiger Größe herab, Polen verschwindet ganz, England, Rußland steigen auf, Frankreichs Schicksal schwankt. In Generälen, Staatsmännern, Fürsten ist uns deutsches Leben entgegengetreten vom Reformator Luther bis zum Regenerator Bismarck. Alle sie sind mitverantwortlich gewesen für das deutsche Geschehen, sie haben es gefördert und haben es gehindert, je nach ihrem Charakter, ihrem Wesen, ihrer Bestimmung — sie modern alle in kühler Erde; im Kreislaufe des Lebens sind neue Generationen erstanden, die über die Ahnen zu Gericht sitzen. Aber nur, wer das Fühlen und Denken, das Sorgen und Trachten der Väter kennt und versteht, darf miturteilen. Der Erkenntnis vergangener Zeiten, der Lehre für die Zukunft, sollen in der Gegenwart diese Blätter dienen!

Personenregister.

Abraham a Santa Clara 3
Albrecht, Erzherzog 121
Alexander I., Kaiser von Rußland 74, 75, 85, 86
Altenstein, Freiherr Carl 85
Althan, Graf Michael 46
Amalie von Braunschweig, Kaiserin 44
Andrassy, Graf Julius 132
Andrian-Werburg, Freiherr Victor 92
Argens, Jean Baptiste Boyer de 42
Arndt, Ernst Moritz 77
August II. (Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen), König von Polen 6, 7, 8, 10, 11, 14—17, 21, 44
August III. (Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen), König von Polen 9, 15, 35
August Wilhelm, Prinz von Preußen 41
Augusta, Kaiserin, Königin von Preußen 119, 130

Bach, Dr. Alexander 97—99
Bacharach, Levi 11
Bartenstein, Freiherr Johann Christ. 46, 47
Bathiany, Graf Karl 50
Bayle, Pierre 63
Beaulieu, Freiherr Joh. Peter 83
Beaumarchais, Pierre Augustin Caron de 64
Belcredi, Graf Richard 118
Benedetti, Graf Vincent 127
Bernis, Cardinal François 34
Bernstorff, Graf Albrecht 113
Beust, Graf Ferdinand 123, 132
Beyme, Karl Friedrich 71
Biegeleben, Freiherr Ludwig 118
Binder, Wilhelm Christian 101
Bismarck, Ferdinand von 102, 105
Bismarck, Herbert 101
Bismarck, Wilhelmine v., geb. Mencken 102, 105
Bismarck, Fürst Otto 33, 99, 101—103, 105—123, 126, 127, 130—136
Bismarck, Fürstin, s. Puttkammer
Bloome, Graf August 118
Blücher, Fürst Leberecht 79
Blümegen, Graf Cajetan 48
Böttcher, Joh. Friedrich 16
Bonitz, Hermann 99
Bonnell Dr. 102
Boyen, Leopold von 80
Brenkenhoff, Joh. Balthasar von 41
Browne, Graf Maximilian Ulysses 31
Bruck, Freiherr Karl Ludwig 99
Bucher, Lothar von 126
Buffon, Graf George 84
Buol, Graf Ferdinand 99, 109

Camas, Gräfin 42
Carmer, Graf Johann 38, 41
Caroline Bonaparte 84
Castlereigh, Viscount Henry 85
Chotek, Graf Rudolf 48
Christian IX., König von Dänemark 114, 115
Christiane von Bayreuth, Kurfürstin von Sachsen, Königin von Polen 9
Clemens XIV., Papst 57
Clemens, Prinz von Lothringen 47
Cobenzl, Graf Philipp 83
Cocceji, Freiherr Samuel 38
Conti, Prinz von 7

Dankelmann, Freiherr Eberhard 18
Danton, George 65
Daun, Graf Leopold 32, 46
Delbrück, Rudolf von 126
Diderot, Denis 84
Duhan de Jandun 22

Eichel, August Friedrich 37
Elisabeth Christine, Kaiserin 45
Elisabeth Christine, Königin von Preußen 25
Elisabeth, Kaiserin von Rußland 34
Elisabeth, Königin von Spanien 24, 47
Ernst, Herzog von Sachsen-Koburg 109
Erthal, Graf Friedrich, Kurfürst von Mainz 84
Esterhazy, Graf Moritz 118
Eugen, Prinz von Savoyen 21, 26, 46
Eugenie, Kaiserin von Frankreich 110, 125
Exner, Franz 99

Ferdinand, Kaiser von Österreich 90—92, 97, 101
Fichte, Joh. Gottlieb 77
Fiquelmont, Graf Karl Ludwig 101
Franz I., Kaiser (Franz Stephan von Lothringen) 29, 30, 32, 47, 49
Franz I., Kaiser von Österreich (Franz II. als deutscher Kaiser) 8, 68, 82, 85—92
Franz Joseph, Kaiser von Österreich 90, 97, 98, 100, 114
Franz Carl, Erzherzog 90
Friedrich I., König von Preußen 17, 18
Friedrich II., König von Preußen 5, 10, 20—43, 49—54, 61, 62, 66—68, 79, 83, 108
Friedrich, Großherzog von Baden 131
Friedrich, Herzog von Augustenburg 115, 116, 120
Friedrich, Prinz von Hohenzollern 125
Friedrich VII., König von Dänemark 114
Friedrich, Prinz von Wales 23
Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 17, 18, 21, 108
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 10, 18—25, 27, 28, 31, 52
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 66
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 66—68, 70—75, 80, 81, 107, 112
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 33, 85, 92—97, 99, 100, 107, 112, 135
Friedrich Wilhelm, Kronprinz (Kaiser Friedrich III.), 112, 130, 134
Fürst, Freiherr Karl Josef 38, 41
Fürstenberg, Graf Egon 15

Gablenz, Freiherr Ludwig 116
Gagern, Heinrich von 95
Gentz, Friedrich von 101
Georg I., König von England 18
Gladstone, William Ewart 125
Gneisenau, Graf Neidhard 71
Goethe, Wolfgang von 36, 51, 84, 90
Goltz, Graf Friedrich August von der 80
Gotzkovski, Joh. Ernst 38
Grammont, Herzog Antoine 126
Grillparzer, Franz 88
Gundling, Freiherr Jakob Paul 22
Gustav Adolf, König von Schweden 8

Hadik, Graf Andreas 50
Hardenberg, Fürst Karl August 80, 85
Harrach, Graf Alois 46
Harrach, Graf Friedrich 49
Hatzfeld, Graf Friedrich 48
Haugwitz, Graf Christian 70
Haugwitz, Graf Friedrich Wilhelm 48, 49
Heinitz, Friedrich Anton Freiherr von 44
Heinrich, Prinz von Preußen 42
Hertzberg, Graf Oswald Friedrich 41
Hödel, Max 134
Holnstein, Graf 130
Hudelist, Josef von 101
Hügel, Klemens von 101
Hugo, Victor 129

Jahn, Friedrich Ludwig 77
Ibell, Karl Friedrich von 80
Johann, Erzherzog 91, 95, 98
Johann, König von Sachsen 114
Johann Georg IV., Kurfürst von Sachsen 6
Johann Sobieski, König von Polen 6
John, Freiherr Franz 121
Jordan, Etienne 42
Josef I., Kaiser 8, 15, 29, 43, 44, 45
Josef II., Kaiser 5, 36, 43, 49, 50—61, 82, 83, 87, 88, 98
Josefa von Bayern, Kaiserin 52
Isabella von Parma, Erzherzogin 52
Isabella, Königin von Spanien 125

Kant, Immanuel 63
Karl V., Kaiser 48
Karl VI., Kaiser 28—30, 44—47
Karl VII., Kaiser (Karl Albrecht von Bayern) 32
Karl, Erzherzog 83, 91
Karl XII., König von Schweden 8, 9
Karl, Herzog von Braunschweig 66
Karl, Prinz von Hohenzollern, König von Rumänien 125
Karl, Fürst von Hohenzollern 125
Karl, Herzog von Zweibrücken 35
Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar 36
Karl Philipp, Kurfürst von der Pfalz 28
Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz 35, 36
Karolyi, Graf Alois 123

Katharina, Kaiserin von Rußland 34, 35, 52
Katte, Hans Hermann von 24
Kaunitz, Fürst Wenzel 33, 48, 52, 83, 84
Keyserlingk, Freiherr Dietrich von 42
Kessel, Gräfin 9
Khevenhiller, Graf Ludwig Andreas 32
Kinsky, Graf Philipp 49
Klopstock, Friedrich Gotthelf 65
Königsegg, Graf Lothar 46
Königsmark, Gräfin Aurora 9, 10
Körner, Theodor 78
Kolb von Wartenberg, Graf Johann 18
Kolowrat, Graf Franz Anton 88, 89, 91, 93
Kosel, Gräfin 9
Kossuth, Ludwig 93
Kotzebue, August von 80
Kyau, Freiherr von 14

Lascy, Graf Franz 50
Latour, Graf Baillet de 96
Laudon, Freiherr Gideon 50
Leibnitz, Freiherr Gottfried Wilhelm 18, 26
Lenbach, Franz von 135
Leopold I., Kaiser 43, 90
Leopold II., Kaiser 82
Leopold, Prinz von Hohenzollern 125—127
Liechtenstein, Fürst Wenzel 51
Linné, Karl von 84
List, Friedrich von 81
Locke, John 63
Lombard, Joh. Wilhelm 70
Lubomirski, Fürstin 9
Ludwig II., König von Bayern 130
Ludwig XIV., König von Frankreich 4, 9, 129
Ludwig XVI., König von Frankreich 52
Ludwig, Erzherzog 91
Ludwig Philipp, König von Frankreich 93
Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden 7
Lützow, Freiherr Adolf 78
Luise, Königin von Preußen 67, 68, 80
Luther, Martin 6, 63, 80, 136

Maaßen, Karl Georg 81
Macchiavelli, Niccolo 25
Mack, Freiherr Karl 83
Manteuffel, Freiherr Edwin 116
Marcus, Meyer 12
Maria Amalia, Kurfürstin von Bayern 44
Maria Anna, Kaiserin 90
Maria Josepha, Kurfürstin von Sachsen, Königin von Polen 15, 44
Maria Ludovica, Kaiserin 90
Maria Luise, Kaiserin von Frankreich 85
Maria Theresia, Kaiserin 29, 30, 32, 34, 36, 47—49, 51, 52, 54, 56, 57
Maria Theresia von Sizilien, Kaiserin 90
Marlborough, John Churchill, Herzog von 8
Marschall, Samuel von 41
Martini, Karl Anton von 48, 50
Maupertuis, Jean Pierre Moreau de 42
Max Emanuel, Kurfürst von Bayern 13
Max Joseph, Kurfürst von Bayern 32
Meding, Geheimrat von 103
Melas, Michael Benedikt von 83
Mencken, Anastasius Ludwig 102
Mennsdorf-Pouilly, Graf Alexander 118
Metternich, Fürst Clemens 74, 75, 78, 80—86, 88, 89, 91—94, 98, 100, 101, 110, 111
Metternich, Graf Franz Georg 84
Metternich, Fürstin Melanie 100
Meyer, Ruben 12
Michaelis, Minister 41
Moltke, Graf Hellmuth 111, 112, 119, 121, 124, 127, 128, 131
Montesquieu, Charles de Sécondat 63
Moritz, Prinz von Sachsen 9
Motley, John Lothrop 103
Motz, Friedrich von 81
Müller, Adam 101

Nagler, Karl von 80
Napoleon I., Kaiser von Frankreich 41, 65—67, 71—79, 82—85, 111
Napoleon III., Kaiser von Frankreich 106, 110—112, 117, 121, 123—129
Nesselrode, Graf Karl Robert 75, 85
Newton, Sir Isaak 84
Nikolaus I., Kaiser von Rußland 86
Nobiling, Carl Eduard 134

Patkul, Johann Reinhold 8
Perl, Löw 11
Peter III., Kaiser von Rußland 34
Philipp, Infant von Spanien 29
Pilat, Josef Anton von 101
Pius VI., Papst 57

Podewils, Heinrich von 41
Pompadour, Marquise de 34
Puttkammer, Johanna von 106

Radetzky, Joh. Josef Graf 96
Ranke, Leopold von 129
Ressel, Josef 90
Riegger, Karl Josef von 48
Robespierre, Maximilian 65
Roon, Graf Albrecht 11, 113, 124, 127, 131
Rousseau, J. J. 84

Salm, Fürst Karl Theodor 44
St. Just, Louis Antoine de 65
Sand, Karl Ludwig 80
Scharnhorst, Gerhard v. 71
Schiller, Friedrich von 57, 84
Schmerling, Anton von 95, 114
Schön, Theodor von 70
Schröter, Karl Wilhelm von 71
Schwarzenberg, Fürst Felix 97, 98
Schwerin, Graf Kurt Christoph 31
Sedlnitzky, Graf Anton 89, 91
Sinzendorf, Graf Ludwig Philipp 46
Sonnenfels, Josef von 48
Sophie, Erzherzogin 94, 90
Sophie Charlotte, Königin von Preußen 18, 26
Sophie Dorothee, Königin von Preußen 18, 22—24
Stadion, Graf Franz 83, 97, 98
Stanislaus Lesczinski, König von Polen 8
Stanislaus Poniatowski, König von Polen 35
Starhemberg, Graf Gundacker 46
Stein, Freiherr Karl vom 68—76, 80—82, 136
Stein, Freifrau geb. Langwerth von Simmern 68
Stein, Freifrau geb. Gräfin Wallmoden 76
Struensee, Karl August von 69
Svarez, Karl Gottlieb von 38
Swieten, Gerhard von 48

Taaffe, Graf Eduard 133
Talleyrand, Fürst Charles Maurice 85
Thugut, Freiherr Franz Maria 83
Treitschke, Heinrich von 87

Versen, Major von 126
Victor Emanuel II., König von Italien 120, 129
Voltaire, Arouet de 26, 42, 57, 84
Voß, Otto Karl Graf 80

Werther, Freiherr Karl 127
Wieland, Christoph Martin 65
Wilckens, Friedrich 71
Wilhelm I., König von Preußen, Deutscher Kaiser 61, 81, 99, 100, 102, 108, 110—112, 114, 116, 118—120, 122, 124, 127, 128, 130—132, 134, 135
Wilhelm II., Deutscher Kaiser 134
Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth 22, 23, 42
Windhorst, Ludwig 133
Wittgenstein, Fürst August 18
Wittgenstein, Fürst Wilhelm Ludwig 74
Wöllner, Johann Christoph von 66
Wolden, Gerhard Heinrich von 25
Wolff, Christian 26

Yorck, Joh. Ludwig Graf von 75

Zedlitz, Minister von 41, 66
Zschokke, Johann 102

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. August der Starke 1
II. Friedrich der Große 17
III. Kaiser Josef II. 43
IV. Freiherr vom Stein 62
V. Metternich 82
VI. Bismarck 101
Personenregister 137

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR PAUL HINNEBERG

Teil II. Abt. 5, 1:

Staat und Gesellschaft der neueren Zeit

(bis zur Französischen Revolution)

Geh. M. 9.—, in Leinwand geb. M. 11.—

Inhalt: F. von Bezold: Reformationszeitalter. – E. Gothein: Zeitalter der Gegenreformation. – R. Koser: Höhezeit des Absolutismus.

„Gedankenreich und inhaltsvoll, daneben höchst anziehend geschrieben, ist Bezolds Essay als eine wertvolle Einführung in die Ideenwelt sowie in die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände des Reformationszeitalters zu begrüßen und zu empfehlen. Wohl die beste zusammenfassende Darstellung der Gesamtgeschichte Europas in dieser Periode auf so kurzem Raume, unter Hinweglassung alles überflüssigen Details und scharfer Zeichnung der großen Züge der Entwicklung. Nicht nur, daß der Verfasser vollkommen seinen Stoff beherrscht, er weiß ihm auch neue Gesichtspunkte abzugewinnen." (Deutsche Literaturzeitung.)

„Es ist ein bedeutsames Werk, das uns vorliegt, das Werk dreier Männer, die, jeder auf seinem Gebiete, anerkannt Hervorragendes geleistet haben und nun die gesicherten Ergebnisse langjähriger eigener und fremder Forschungen in abgeklärter, gediegener Form zusammenfassen und einem geschichtlich interessierten Publikum darbieten. Die drei Teile des Werkes stellen wohlgesonderte, in sich abgegrenzte Gebiete dar, die allemal wenigstens ein Jahrhundert umfassen und sich über alle wesentlichen Betätigungen des geschichtlich bedingten Menschen erstrecken. Aber die Bearbeiter halten sich keineswegs an äußerliche und willkürlich gesetzte Grenzen, sondern indem sie ausgeprägte Richtungen und welthistorisch wichtige Abwandlungen darlegen, spinnen sie die Fäden dieses reichen Gewebes nach vorwärts und rückwärts, und es erwächst ein, soweit es unter solchen Umständen möglich ist, einheitliches Werk." (Mitteilungen aus der historischen Literatur.)

Deutsche Charakterköpfe

Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften

Begründet von Wilhelm Capelle

Diese Sammlung will versuchen, die Persönlichkeiten, die an dem Werden unserer nationalen Kultur mitgewirkt, die entscheidende Perioden dieses Werdens in ihrem Wesen widerspiegeln, in ihren eigenen Äußerungen neu lebendig werden zu lassen. So wird diese Sammlung in ganz besonderer Weise eine gründlichere Kenntnis und ein besseres Verständnis unserer nationalen Kultur fördern, zur Erweckung wahrhaft vaterländischen Sinnes, zur Vertiefung historischer Bildung beitragen können. Sie wird die Teilnahme und die Freude an dem Werden und Wirken der Persönlichkeit mehren, das rechte Verständnis für die Wurzeln und Bedingungen jeder menschlichen Betätigung wecken. — Bisher erschienen:

Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Briefe, ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. J. Wille. [Bd. 1.] Mit 13 Abbildungen. Geb. . . . . M. 2.—

Albrecht Dürer in s. Briefen. Von M. Zucker. [Bd. 2.] Mit 20 Abbildungen. . Geb. M. 2.—

Heinrich Pestalozzi. Eine Auswahl aus seinen Briefen und kleineren Schriften, herausgegeben und eingeleitet von H. Walsemann. [Bd. 3.] Mit 19 Abbildungen. Geb. . . . . M. 2.—

Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Auswahl aus seiner Selbstbiographie von M. Schmitt-Hartlieb. [Bd. 4.] Mit 15 Abbildungen. Geb. . . . . M. 2.—

Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik. Ausgewählt und eingeleitet von G. Bäumer. [Bd. 5/6.] Mit 12 Abbild. Geb. . . . . M. 3.—

Wilhelm von Humboldt in seinen Briefen. Eingeleitet und ausgewählt von K. Sell. [Bd. 7.] Mit 2 Bildnissen. Geb. . . M. 2.—

Gneisenau. Eine Auswahl aus seinen Briefen u. Denkschriften, hrsg. u. eingel. v. W. Capelle. [Bd. 8.] Mit 16 Bildertafeln. Geb. M. 2.40.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Aus Natur und Geisteswelt

Jeder Band geheftet M. 1.–, in Leinwand gebunden M. 1.25

Zur **Geschichte** und **Kulturgeschichte** sind u. a. erschienen:

Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit: R. Schwemer. (Bd. 37.)

Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart: R. Schwemer. (Bd. 101.)

Vom Bund zum Reich: Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit: R. Schwemer. (Bd. 102.)

1848. Sechs Vorträge: G. Weber. (Bd. 53.)

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907: R. Charmatz. I. Teil. Die Vorherrschaft der Deutschen. (Bd. 242.) II. Teil. Der Kampf um die Gleichberechtigung der Nationen. (Bd. 243.)

Geschichte der Franz. Revolution: Th. Bitterauf. (Bd. 346.)

Napoleon I. Mit einem Bildnis Napoleons. Th. Bitterauf. (Bd. 195.)

Friedrich der Große. Mit 2 Bildnissen: Th. Bitterauf. (Bd. 246.)

Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte: G. Weber. 2 Bände. (Bd. 123/124.)

Geschichte d. Verein. Staaten v. Amerika: E. Daenell. (Bd. 147.)

Byzantinische Charakterköpfe: K. Dieterich. Mit 2 Abb. (Bd. 244.)

Soziale Kämpfe im alten Rom: L. Bloch. (Bd. 22.)

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien: F. v. Duhn. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 114.)

Kulturbild. a. griech. Städten: E. Ziebarth. Mit 22 Abb. (Bd. 131.)

Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter: B. Heil. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 43.)

Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland: A. Erbe. Mit 59 Abbildungen. (Bd. 117.)

Das deutsche Haus und sein Hausrat: R. Meringer. Mit 106 Abbildungen. (Bd. 116.)

Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte: E. Otto. Mit 25 Abbildungen. (Bd. 45.)

Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung: E. Otto. Mit 27 Abbildungen. (Bd. 14.)

Kulturgeschichte des deutschen Bauernstandes: Chr. Rauch. Mit 70 Abbildungen. (Bd. 121.)

Geschichte des deutschen Bauernstandes: H. Gerdes. (Bd. 320.)

Die Anfänge der menschlichen Kultur: L. Stein. (Bd. 93.)

Germ. Kultur d. Urzeit: G. Steinhausen. Mit 16 Abb. (Bd. 75.)

Nähere Angaben über diese Bände siehe im Anhang.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.

Übersicht nach Wissenschaften geordnet.

Allgemeines Bildungswesen. Erziehung und Unterricht.

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von weil. Prof. Dr. Friedrich Paulsen. 3 Aufl. Von Prof. Dr. W. Münch. Mit einem Bildnis Paulsens. (Bd. 100.)

Der Leipziger Student von 1409—1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe (Bd. 85.)

Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe. (Bd. 299.)

Allgemeine Pädagogik. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 3. Aufl. (Bd. 33.)

Experimentelle Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung durch die Tat. Von Dr. W. A. Lay 2. Aufl. Mit 2 Abb (Bd. 234.)

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. R. Gaupp. 3. Aufl. Mit 18 Abb (Bd. 213)

Moderne Erziehung in Haus und Schule. Von J. Tews. 2. Aufl. (Bd. 159.)

Großstadtpädagogik. Von J. Tews. (Bd. 327.)

Schulkämpfe der Gegenwart. Von J. Tews 2. Aufl. (Bd. 111.)

Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin. (Bd. 65.)

Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Bd. 73.)

Das deutsche Fortbildungsschulwesen. Von Direktor Dr. Fr. Schilling. (Bd. 256.)

Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminar-Dir. Dr. A. Pabst. Mit 21 Abb. u. 1 Titelbild. (Bd. 140.)

Das moderne Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen in den wichtigsten Kulturländern in ihrer Entwicklung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Stadtbibliothekar Dr. G. Fritz. Mit 14 Abb. (Bd. 266.)

Die amerikanische Universität. Von Ph. D. E. D. Perry. Mit 22 Abb. (Bd 206.)

Technische Hochschulen in Nordamerika. Von Prof. S. Müller. Mit zahlr. Abb., Karte u. Lageplan. (Bd. 190.)

Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten. Von Dir. Dr. F. Kuppers. Mit 48 Abb u. 1 Titelbild. (Bd. 150.)

Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. Von Turninspektor K. Möller. 2 Bde. Band II: In Vorb. (Bd. 188/189.)

Schulhygiene. Von Prof. Dr. L. Burgerstein. 3. Aufl. Mit 33 Fig. (Bd 96.)

Jugend-Fürsorge. Von Waisenhaus-Direktor Dr. J. Petersen. 2 Bde. (Bd. 161. 162.)

Pestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Von Prof. Dr. P. Natorp. 2 Aufl. Mit 1 Bildnis u. 1 Brieffaksimile. (Bd. 250.)

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. Mit 1 Bildnisse Herbarts. (Bd. 164.)

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von A. von Portugall. Mit 5 Tafeln. (Bd. 82.)

Religionswissenschaft.

Einführung in die Theologie: Von Pastor M. Cornils. (Bd. 347.)

Leben und Lehre des Buddha. Von weil. Prof. Dr. R. Pischel. 2. Aufl. von Prof. Dr. H. Lüders. Mit 1 Tafel. (Bd. 109.)

Germanische Mythologie. Von Prof. Dr. J. v. Negelein. 2. Aufl. (Bd. 95.)

Mystik im Heidentum und Christentum. Von Dr. E. Lehmann. (Bd. 217.)

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. H. Freiherr von Soden. 3. Aufl. Mit 2 Karten, 1 Plan u. 6 Ansichten. (Bd 6.)

Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Von Gymnasialoberlehrer Dr. P. Thomsen. Mit 36 Abb. (Bd. 260.)

Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Fr. Giesebrecht. 2. Aufl. (Bd. 52)

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Prof. Dr. H. Weinel. 3. Aufl. (Bd. 46.)

Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer D. P. Mehlhorn. 2. Aufl. (Bd. 137.)

Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches. Von Pastor C. Bonhoff. (Bd. 89.)

Der Text des Neuen Testamentes nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer A. Pott. Mit 8 Tafeln. (Bd. 134.)

Der Apostel Paulus und sein Werk. Von Prof. Dr. E. Vischer. (Bd. 309.)

Christentum und Weltgeschichte. Von Prof. Dr. K. Sell. 2 Bde. (Bd. 297. 298.)

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Prof. Dr. J. Geffcken. 2. Aufl. (Bd. 54.)

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Prof. Dr. H. Boehmer. 2. Aufl. Mit 2 Bildn. Luthers. (Bd. 113.)

Johann Calvin. Von Pfarrer Dr. G. Sodeur. Mit 1 Bildnis. (Bd. 247.)

Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. H. Boehmer. 3. Aufl (Bd. 49.)

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. A. H. Braasch. 2 Auflage. (Bd. 66.)

Die Stellung der Religion im Geistesleben. Von Lic. Dr. P. Kalweit. (Bd. 225.)

Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Dr. A. Pfannkuche. 2. Aufl. (Bd. 141.)

Die evangelische Mission. Von Pastor Baudert. (Bd. 406)

Philosophie und Psychologie.

Einführung in die Philosophie. Von Prof. Dr. G. Richter. 3. Aufl. (Bd. 155.)

Die Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Realschuldirektor H. Richert. 2. Aufl. (Bd. 186.)

Aesthetik. Von Dr. R. Hamann. (Bd. 345.)

Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. J. Cohn 2. Aufl. Mit 6 Bildn. (Bd 176.)

Entstehung der Welt und der Erde. Von Prof. Dr. B. Weinstein. 2. Aufl. (Bd 223.)

Griechische Weltanschauung. Von Privatdoz. Dr. M. Wundt. (Bd 329.)

Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von weil. Prof. Dr. L Busse. 5. Aufl., herausgegeben von Prof. Dr. R. Falckenberg (Bd. 56.)

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen Von Prof. Dr. O Külpe. 5. Aufl. (Bd. 41.)

Rousseau. Von Prof. Dr. P. Hensel. 2. Aufl. Mit 1 Bildn (Bd 180.)

Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung Von Prof. Dr. O. Külpe. 3 Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 146.)

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Von Realschuldirektor H. Richert. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis. (Bd. 81.)

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. Mit 1 Bildn. (Bd. 164.)

Herbert Spencer. Von Dr. K. Schwarze. Mit 1 Bildn. (Bd. 245.)

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 3. Aufl. (Bd. 12.)

Prinzipien der Ethik. Von E. Wentscher. (Bd. 397.)

Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von weil. Prof. Dr. O. Kirn. 2. Aufl. (Bd. 177.)

Das Problem der Willensfreiheit. Von Prof. Dr. G. F. Lipps. (Bd 383.)

Die Mechanik des Geisteslebens. Von Prof. Dr. M. Verworn. 2. Aufl. Mit 18 Fig. (Bd. 200.)

Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. J. Rehmke. 3. Aufl. (Bd 36.)

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. R. Gaupp. 3. Aufl Mit 18 Abb. (Bd. 213.)

Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. E. Trömner. (Bd. 199.)

Literatur und Sprache.

Die Sprachstämme des Erdkreises. Von weil. Prof. Dr. F. N. Finck. (Bd. 267.)

Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaues. Von weil. Prof. Dr. F. N. Finck. (Bd. 268.)

Rhetorik. Richtlinien für die Kunst des Sprechens. Von Dr. E. Geißler. (Bd 310.)

Wie wir sprechen. Von Dr. E. Richter. (Bd. 354.)

Die deutschen Personennamen. Von Direktor A. Bähnisch. (Bd. 296.)

Germanische Mythologie. Von Prof. Dr. J. v. Negelein. (Bd. 96.)

Minnesang. Von Dr. J. W. Bruinier. (Bd 404.)

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. 4. Aufl. (Bd. 7.)

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25

Die deutsche Volkssage. Von Dr. O. Böckel. (Bd. 262.)

Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griech. Alterium bis auf die Gegenwart. Von Dr. Chr. Gaehde. 2. Aufl. Mit 20 Abb. (Bd. 230.)

Das Drama. Von Dr. B. Busse. Mit Abbildungen. 2 Bde. (Bd. 287/288.)
Bd. I: Von der Antike zum französischen Klassizismus. (Bd. 287.)
Bd. II: Von Versailles bis Weimar. (Bd. 288.)

Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Von Dr. H. Spiero (Bd 254.)

Geschichte der deutschen Frauendichtung seit 1800. Von Dr. H. Spiero. (Bd. 350.)

Lessing. Von Dr. Ch. Schrempf. (Bd. 403.) (In Vorber.)

Schiller. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. Mit Bildnis Schillers. 2. Aufl. (Bd. 74.)

Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. G. Witkowski. 4. Aufl. Mit 1 Bildn. Hebbels. (Bd. 51.)

Deutsche Romantik. Von Prof. Dr. O. F. Walzel. 2. Aufl. (Bd. 232.)

Friedrich Hebbel. Von Dr. A. Schaire-Neurath. Mit 1 Bildn. Hebbels. (Bd. 238.)

Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing. Mit 1 Bildn Gerhart Hauptmanns. (Bd 283.)

Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr E. Sieper. Mit 3 Taf. u. 3 Textb. 2. Aufl. (Bd. 185.)

Byzantinische Charakterköpfe. Von Dr. K. Dieterich Mit 2 Bildn. (Bd. 244.)

Der französische Roman und die Novelle. Von O. Flake. (Bd. 377.)

Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Von weil. Prof. Dr. B. Kahle. Mit 7 Bildn. (Bd. 193.)

Kunst und Musik.

Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Dir. Prof. Dr. Th. Volbehr. Mit 44 Abb. (Bd. 68.)

Die Ästhetik. Von Dr. R. Hamann. (Bd. 345.)

Die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst. Von Dr. E. Cohn-Wiener. 2 Bde. Mit zahlr. Abb. (Bd. 317/318.)
Band I: Vom Altertum bis zur Gotik. Mit 57 Abb. (Bd. 317.)
Band II: Von der Renaissance bis zur Gegenwart. Mit 31 Abb. (Bd. 318)

Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage. Eine Einführung in die griechische Plastik. Von Dr. H. Wachtler. Mit 8 Taf. u. 32 Abb. (Bd. 272.)

Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. A. Matthaei. 3. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 8)

Deutsche Baukunst seit dem Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. A. Matthaei. Mit 62 Abb. u. 3 Taf. (Bd. 326)

Die Renaissancearchitektur in Italien Von Dr P. Frankl. Mit 12 Tafeln und 27 Textabbildungen. (Bd. 381.)

Die deutsche Illustration. Von Prof Dr. R. Kautzsch. Mit 35 Abb. (Bd. 44.)

Deutsche Kunst im täglichen Leben bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. B. Haendcke. Mit 63 Abb. (Bd. 198.)

Michelangelo. Eine Einführung in das Verständnis seiner Werke. Von E. Hildebrandt Mit 44 Abb. (Bd. 392.)

Albrecht Dürer. Von Dr. R. Wustmann. Mit 33 Abb. (Bd. 97.)

Rembrandt. Von Prof. Dr. B Schubring. Mit 50 Abb. (Bd 158.)

Niederländische Malerei im 17. Jahrhundert. Von Dr. H. Jantzen. Mit zahlr. Abbild. (Bd. 373.)

Der Impressionismus. Von Prof. Dr. B. Lazar. Mit 32 Abb. u. einer farbigen Tafel (Bd. 395.)

Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Von Direktor Prof. Dr. R. Graul. Mit 49 Abb. (Bd. 87.)

Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent Richard Bürkner. 2. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 77.)

Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baum. Chr. Rauch. Mit 41 Abb. (Bd. 274.)

Die Grundlagen der Tonkunst. Versuch einer genetischen Darstellung der allgemeinen Musiklehre. Von Prof Dr. H. Rietsch (Bd. 178.)

Einführung in das Wesen der Musik. Von Prof E. K. Hennig. (Bd 119.)

Musikalische Harmonik. Von S. G. Kallenberg. (Bd. 386.)

Klavier, Orgel, Harmonium. Das Wesen der Tasteninstrumente. Von Prof. Dr. O Bie. (Bd 325.)

Geschichte der Musik. Von Dr. Fr. Spiro. (Bd 143.)

Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr. E Krebs. Mit 4 Bildn. (Bd. 92.)

Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. E. Istel. Mit 1 Silhouette. (Bd. 239.)

Das Kunstwerk Richard Wagners. Von Dr. E. Istel. Mit 1 Bildnis R. Wagners. (Bd. 330.)
Das moderne Orchester in seiner Entwicklung. Von Prof. Dr. Fr. Volbach. Mit Partiturbeisp und 3 Tafeln. (Bd. 308.)
Die Instrumente des Orchesters. Von Prof. Dr. Fr. Volbach. (Bd. 384.)

Geschichte und Kulturgeschichte.

Das Altertum im Leben der Gegenwart. Von Prof. Dr. P. Cauer. (Bd. 356.)
Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. E. Ziebarth. 2. Aufl. Mit 23 Abb. u. 2 Tafeln. (Bd. 131.)
Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. (Bd. 258.)
Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Prof. Dr. Fr. v. Duhn. 2. Aufl. Mit 62 Abb. (Bd. 114.)
Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdoz. Dr. L. Bloch. 2. Aufl. (Bd. 22.)
Roms Kampf um die Weltherrschaft. Von Prof. Dr J. Kromayer. (Bd. 368.)
Byzantinische Charakterköpfe. Von Privatdoz. Dr. K. Dieterich. Mit 2 Bildn. (Bd. 244.)
Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. O. Steinhausen. 2. Aufl. Mit 13 Abb. (Bd. 75.)
Mittelalterliche Kulturideale. Von Prof. Dr. W. Vedel. 2 Bde.
Bd. I: Heldenleben. (Bd. 292.)
Bd. II: Ritterromantik. (Bd. 293.)
Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Dir. Dr. E. Otto. 2. Aufl. Mit 27. Abb. (Bd. 45.)
Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwicklung. Von Prof. Dr. E. Hubrich. 2. Aufl. (Bd. 80.)
Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Prof. Dr. B. Heil. 3. Aufl. Mit zahlr. Abb. u. 1 Doppeltafel. (Bd 43.)
Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Von Reg.-Baum. a. D. A. Erbe. Mit 59 Abb. (Bd. 117.)
Das deutsche Dorf. Von R. Mielke. Mit 51 Abb. (Bd. 192.)
Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Prof. Dr. R. Meringer. Mit 106 Abb. (Bd. 116.)
Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Reg.-Baum. Chr. Rauch. Mit 70 Abb. (Bd. 121.)
Geschichte des deutschen Bauernstandes. Von Prof. Dr. H. Gerdes. Mit 21 Abb. (Bd. 320.)
Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Dir. Dr. E. Otto. 4. Aufl. Mit 27 Abb. (Bd. 14.)
Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Von H. S. Rehm. Mit 11 Abb. (Bd. 214.)
Deutsche Volkstrachten. Von Pfarrer C. Spieß. (Bd. 342.)
Familienforschung. Von Dr. E. Devrient. (Bd. 350.)
Die Münze als hist. Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Prof. Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abb. (Bd. 91.)
Das Buchgewerbe und die Kultur. Sechs Vorträge, gehalten im Auftrage des Deutschen Buchgewerbevereins. Mit 1 Abb. (Bd. 182.)
Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. 3. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 4.)
Das Zeitungswesen. Von Dr. H. Diez. (Bd. 328.)
Der Kalender. Von Prof. Dr. W. F. Wislicenus. (Bd. 69.)
Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. S. Günther. 3. Aufl. Mit 1 Weltk. (Bd. 26.)
Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. O. Weber. 2. Aufl. (Bd. 123. 124.)
Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. H. Boehmer. 3. Aufl. (Bd. 29.)
Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. Mit 2 Bildn. (Bd. 246.)
Geschichte der Französischen Revolution. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. (Bd. 346.)
Napoleon I. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. 2. Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 195.)
Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrh. Von Prof. Dr. K. Th. v. Heigel. 2. Aufl. (Bd. 129.)
Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 3. Aufl. (Bd. 37.)
Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Prof. Dr R. Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 101.)
Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit Von Prof. Dr. R. Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 102.)
1848. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. O. Weber. 2. Aufl. (Bd. 53.)

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Von Richard Charmatz. 2 Bde. 2. Aufl. Band I: Die Vorherrschaft der Deutschen. (Bd. 242). Band II: Der Kampf der Nationen. (Bd. 243.)

Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert Von R. Charmatz (Bd 374.)

Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. 2 Aufl. Mit 19 Bildn. (Bd. 174.)

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. E. Daenell. (Bd. 147.)

Die Amerikaner. Von N. M. Butler. Deutsche Ausg. bes. von Prof. Dr. W. Paszkowski. (Bd. 319.)

Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Von Major O. v. Sothen. Mit 9 Übersichtsk. (Bd. 59.)

Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technik. Von Hauptmann A. Meyer. Mit 3 Abb. (Bd. 271.)

Der Seekrieg. Eine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von K. Freiherrn von Maltzahn, Vize-Admiral a. D. (Bd. 99.)

Geschichte des Welthandels. Von Prof. Dr. M. G. Schmidt. 2. Aufl. (Bd. 118.)

Geschichte des deutschen Handels. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 237.)

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe. (Bd. 85.)

Der Leipziger Student von 1409 bis 1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)

Die moderne Friedensbewegung. Von A. H. Fried. (Bd. 157.)

Rechts- und Staatswissenschaft. Volkswirtschaft.

Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Von Prof. Dr. E. Loening. 4 Aufl. (Bd. 34.)

Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwicklung. Von Prof. Dr. Ed. Hubrich. 2. Aufl. (Bd. 80.)

Moderne Rechtsprobleme. Von Prof. Dr. J. Kohler. 3. Aufl. (Bd. 128.)

Die Psychologie des Verbrechers. Von Dr. P. Vollitz. Mit 5 Diagrammen. (Bd. 248.)

Strafe und Verbrechen. Von Dr. P. Vollitz. (Bd. 323.)

Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Von Dr. A. Hellwig. (Bd. 212.)

Das deutsche Zivilprozeßrecht. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 315.)

Ehe und Eherecht. Von Prof. Dr. L. Wahrmund. (Bd. 115.)

Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanw. B. Tolksdorf. (Bd. 138.)

Die Reichsversicherung. Die Kranken-, Invaliden-, Hinterbliebenen-, Unfall- und Angestelltenversicherung nach der Reichsversicherungsordnung und dem Versicherungsgesetz für Angestellte. Von Landesversicherungsassessor H. Seelmann. (Bd. 380.)

Die Miete nach dem B. G.-B. Ein Handbüchlein für Juristen, Mieter und Vermieter. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 194.)

Das Wahlrecht. Von Reg.-Rat Dr. O. Poensgen. (Bd. 249.)

Die Jurisprudenz im häuslichen Leben. Für Familie und Haushalt dargestellt. Von Rechtsanw. P. Bienengräber. 2 Bde. (Bd. 219. 220.)

Finanzwissenschaft. Von Prof. Dr. S. P. Altmann. (Bd. 306.)

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. 4. Aufl. (Bd. 2.)

Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrh. Von Privatdoz. Dr. Fr. Muckle. 2 Bände. (Bd. 269. 270.) Band I: Der rationale Sozialismus. (Bd. 269.) Band II: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. (Bd 270.)

Geschichte des Welthandels. Von Prof. Dr. M. G. Schmidt. 2. Aufl. (Bd. 118.)

Geschichte d. deutschen Handels. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 237.)

Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. P. Arndt. 2 Aufl. (Bd. 179.)

Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert. Von weil. Prof. Dr. Chr. Gruber. 3. Aufl. Neubearb. von Dr. H. Reinlein. (Bd. 42.)

Die Ostmark. Eine Einführung in die Probleme ihrer Wirtschaftsgeschichte. Von Prof. Dr. W. Mitscherlich. (Bd. 351.)

Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrh. Von Prof. Dr. L. Pohle. 3. Aufl. (Bd. 57.)

Das Hotelwesen. Von Paul Damm-Etienne. Mit 30 Abb. (Bd 331.)

Das deutsche Handwerk. Von Dir. Dr. E Otto. 4. Aufl. Mit 27 Abb. (Bd. 14.)

Die deutsche Landwirtschaft. Von Dr. W. Claaßen. Mit 15 Abb. u. 1 Karte. (Bd. 215.)

Geschichte des deutschen Bauernstandes. Von Prof. Dr. H. Gerdes. Mit 21 Abb. (Bd. 320.)

Innere Kolonisation. Von A. Brenning. (Bd. 261.)
Das Deutschtum im Ausland. Von Prof. Dr. R. Hoeniger. (Bd. 402.)
Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. (Bd. 258.)
Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. Von Prof. J. L. Laughlin. Mit 9 graph. Darst. (Bd. 127.)
Die Japaner in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. K. Rathgen. 2. Aufl. (Bd 72.)
Die Gartenstadtbewegung. Von Generalsekr. H. Kampffmeyer. Mit 43 Abb. 2. Aufl. (Bd. 259.)
Das internationale Leben der Gegenwart. Von A. H. Fried. Mit 1 Tafel. (Bd. 226.)
Bevölkerungslehre. Von Prof. Dr. M. Haushofer. (Bd. 50.)
Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von Prof. Dr. O. v. Zwiedineck-Südenhorst. 2. Aufl. (Bd. 78.)
Das Recht der kaufmännischen Angestellten. Von Rechtsanwalt Dr. M. Strauß. (Bd. 361.)
Die Konsumgenossenschaft. Von Prof. Dr. F. Staudinger. (Bd. 222.)
Das Geld und sein Gebrauch. Von G. Maier. (Bd. 398.)
Die Münze als histor. Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Prof. Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abb. (Bd. 91.)
Die moderne Frauenbewegung. Ein geschichtlicher Überblick. Von Dr. K. Schirmacher. 2. Aufl. (Bd. 67.)
Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus. Von Prof. Dr. R. Wilbrandt. (Bd. 106.)
Grundzüge des Versicherungswesens. Von Prof. Dr. A. Manes. 2. Aufl. (Bd. 105.)
Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900 (fortgeführt bis zur Gegenwart). Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. W. Lotz. 3. Aufl. (Bd 15.)
Das Postwesen, seine Entwicklung und Bedeutung. Von Postr. J. Bruns. (Bd. 165.)
Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Von Postr. J. Bruns. Mit 4 Fig. (Bd. 183.)
Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Prof. Dr. K. Thieß. (Bd. 169.)

Erdkunde.

Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von weil. Prof. Dr. A. Kirchhoff. 3. Aufl. (Bd. 31.)
Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. K. Hassert. 2. Aufl. Mit 6 Karten. (Bd. 38.)
Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Prof. Dr. K. Hassert. Mit 21 Abb. (Bd. 163.)
Wirtschaftl. Erdkunde. Von weil. Prof. Dr. Chr. Gruber. 2. Aufl. Bearbeitet von Prof Dr. K. Dove. Bd 122.)
Politische Geographie. Von Dr. E. Schöne. (Bd. 353.)
Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise. 4. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 16.)
Ostseegebiet. Von Privatdozent Dr. G. Braun (Bd. 367.)
Die Alpen. Von H. Reishauer. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 276.)
Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.) Von Dr. A. Heilborn. 3. Aufl. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 98.)
Unsere Schutzgebiete nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Im Lichte der Erdkunde dargestellt. Von Dr. Chr. G. Barth. (Bd. 290.)
Australien und Neuseeland Land, Leute und Wirtschaft. Von Prof. Dr. R. Schachner. (Bd. 366.)
Der Orient. Eine Länderkunde. Von E. Banse. 3 Bde. Mit zahlr. Abb. u. Karten. (Bd. 277. 278. 279.)
Band I: Die Atlasländer. Marokko, Algerien, Tunesien. Mit 15 Abb., 10 Kartenskizzen, 3 Diagr. u. 1 Tafel. (Bd. 277.)
Band II: Der arabische Orient. Mit 29 Abb. u. 7 Diagr. (Bd. 278.) Band III: Der artische Orient. Mit 34 Abb., 3 Kartenskizzen u. 2 Diagr. (Bd. 279.)

Anthropologie. Heilwissenschaft und Gesundheitslehre.

Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. Von Prof. Dr. G. Steinmann. Mit 24 Abb. (Bd. 302.)
Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von weil. Prof. Dr. A. Kirchhoff. 3. Aufl. (Bd. 31.)
Der Mensch der Urzeit. Vier Vorlesungen aus der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Von Dr. A. Heilborn. 2. Aufl. Mit zahlr. Abb. (Bd. 62.)
Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. E. Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel. (Bd. 25.)
Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. E. Trömner. (Bd. 199.)

Der Arzt. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenwart. Ein Leitfaden der sozialen Medizin. Von Dr. med. M. Fürst. (Bd. 265.)

Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Prof. Dr D. von Hansemann. (Bd. 83.)

Arzneimittel und Genußmittel. Von Prof. Dr. O. Schmiedeberg. (Bd. 368.)

Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Prof. Dr. H. Sachs. 3. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 32.)

Die Anatomie des Menschen. Von Prof. Dr. K. v. Bardeleben. 5 Bde. Mit zahlr. Abb (Bd. 201. 202. 203. 204. 263.) I. Teil: Allg. Anatomie und Entwicklungsgeschichte Mit 69 Abb. (Bd. 201.) II. Teil: Das Skelett. Mit 53 Abb. (Bd. 202.) III. Teil: Das Muskel- und Gefäßsystem. Mit 68 Abb. (Bd. 203.) IV. Teil: Die Eingeweide (Darm, Atmungs-, Harn- u. Geschlechtsorgane). Mit 38 Abb. (Bd. 204.) V. Teil: Statik und Mechanik des menschlichen Körpers. Mit 20 Abb. (Bd. 263.)

Die Chirurgie unserer Zeit. Von Prof Dr. Feßler. Mit 52 Abb. (Bd. 339.)

Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von weil. Prof. Dr. H. Buchner. 3. Aufl., besorgt von Prof. Dr. M. v. Gruber. Mit 26 Abb. (Bd. 1.)

Herz, Blutgefäße und Blut und ihre Erkrankungen. Von Prof. Dr. H. Rosin. Mit 18 Abb. (Bd. 312.)

Das menschliche Gebiß, seine Erkrankung und Pflege. Von Zahnarzt Fr. Jäger. Mit 24 Abb. (Bd. 229.)

Körperliche Verbildungen im Kindesalter und ihre Verhütung. Von Dr. M. David. Mit 26 Abb. (Bd. 321.)

Schulhygiene. Von Prof. Dr. L. Burgerstein. 3. Aufl. Mit 43 Fig. (Bd. 96.)

Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele in gesundem und krankem Zustande. Von Prof. Dr. R. Zander. 2. Aufl. Mit 27 Fig. (Bd. 48.)

Die fünf Sinne des Menschen. Von Prof. Dr. J. K. Kreibig. 2. Aufl. Mit 30 Abb. (Bd. 27.)

Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Prof. Dr. med G. Abelsdorff. Mit 15 Abb. (Bd. 149.)

Die menschliche Stimme und ihre Hygiene. Von Prof. Dr. P. H. Gerber. 2. Aufl. Mit 20 Abb. (Bd. 136.)

Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung. Von Generalarzt Prof. Dr. W. Schumburg. 2. Aufl. Mit 4 Abb. und 1 Tafel. (Bd. 251.)

Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Von Generalarzt Prof. Dr. W Schumburg. 2. Aufl. Mit 1 Tafel und 8 Figuren. (Bd. 47.)

Die krankheitserregenden Bakterien. Von Privatdoz. Dr. M. Loehlein. Mit 33 Abb. (Bd. 307.)

Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. G. Ilberg. (Bd. 151.)

Krankenpflege. Von Chefarzt Dr. B. Leick. (Bd. 152.)

Gesundheitslehre für Frauen. Von weil. Privatdoz. Dr. R. Sticher. Mit 13 Abb. (Bd. 171.)

Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. W. Kaupe. Mit 17 Abb. (Bd. 154.)

Der Alkoholismus. Von Dr. G. B. Gruber. Mit 7 Abb. (Bd. 103.)

Ernährung und Volksnahrungsmittel. Von weil. Prof. Dr. J. Frentzel. 2. Aufl. Neu bearb. von Geh. Rat Prof. Dr. N. Zuntz. Mit 7 Abb. u. 2 Tafeln. (Bd. 19.)

Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. R. Zander. 3. Aufl. Mit 19 Abb. (Bd. 13.)

Naturwissenschaften. Mathematik.

Naturwissenschaften u. Mathematik im klassischen Altertum. Von Prof. Dr. Joh. L. Heiberg. (Bd. 370)

Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Prof. Dr. F. Auerbach. 3. Aufl. Mit 79 Fig. (Bd. 40.)

Die Lehre von der Energie. Von Dr. A. Stein. Mit 13 Fig. (Bd. 257.)

Molekule — Atome — Weltäther. Von Prof. Dr. G. Mie. 3. Aufl. Mit 27 Fig. (Bd. 58.)

Die großen Physiker und ihre Leistungen. Von Prof. Dr. F. A. Schulze. Mit 7 Abb. (Bd. 324.)

Werdegang der modernen Physik. Von Dr. H. Keller. (Bd. 343.)

Einleitung in die Experimentalphysik. Von Prof. Dr. R. Börnstein. Mit 90 Abb. (Bd. 371.)

Das Licht und die Farben. Von Prof. Dr. L. Graetz. 3. Aufl. Mit 117 Abb. (Bd. 17.)

Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Prof. Dr. R. Börnstein u. Prof. Dr. W. Marckwald. 2. Aufl. Mit 85 Abb. (Bd. 64.)

Die optischen Instrumente. Von Dr. M. v. Rohr. 2. Aufl. Mit 84 Abb. (Bd. 88.)

Das Auge und die Brille. Von Dr. M. von Rohr. Mit 84 Abb. u. 1 Lichtdrucktafel. (Bd. 372.)

Spektroskopie. Von Dr. L. Grebe. Mit 62 Abb. (Bd. 284.)

Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abb. (Bd. 35.)

Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Prof. Th. Hartwig. Mit 40 Abb. u. 19 Taf. (Bd. 135.)

Die Lehre von der Wärme. Von Prof. Dr. R. Börnstein. Mit 33 Abb. (Bd. 172.)

Die Kälte, ihr Wesen, ihre Erzeugung und Verwertung. Von Dr. H. Alt. Mit 45 Abb. (Bd. 311.)

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. R. Blochmann. 3. Aufl. Mit 115 Abb. (Bd. 5.)

Das Wasser. Von Privatdoz. Dr. O. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)

Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. Von Dr. B. Bavink. Mit 7 Fig. (Bd. 187.)

Die Erscheinungen des Lebens. Von Prof. Dr H. Miehe. Mit 40 Fig. (Bd. 130.)

Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. R. Hesse. 4. Aufl. Mit 37 Fig. (Bd. 39.)

Experimentelle Abstammungs- und Vererbungslehre. Von Dr. H. Lehmann. (Bd. 379.)

Experimentelle Biologie. Von Dr. C. Theiling. Mit Abb. 2 Bde. Band I: Experimentelle Zellforschung. (Bd. 336.) Band II: Regeneration, Transplantation und verwandte Gebiete. (Bd. 337.)

Einführung in die Biochemie. Von Prof. Dr. W. Löb. (Bd. 352.)

Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. E. Teichmann. 2. Aufl. Mit 7 Abb. und 4 Doppeltaf. (Bd. 70.)

Das Werden und Vergehen der Pflanzen. Von Prof. Dr. P. Eisevius. Mit 24 Abb. (Bd. 173.)

Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Prof. Dr. E. Küster. Mit 38 Abb. (Bd. 112.)

Unsere wichtigsten Kulturpflanzen (die Getreidegräser). Von Prof. Dr. K. Giesenhagen. 2. Aufl. Mit 38 Fig. (Bd. 10.)

Die fleischfressenden Pflanzen. Von Dr. A. Wagner. Mit Abb. (Bd. 344.)

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. H. Hausrath. Mit 15 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 153.)

Die Pilze. Von Dr. A. Eichinger. Mit 54 Abb. (Bd. 334.)

Weinbau und Weinbereitung. Von Dr. F. Schmitthenner. (Bd. 332.)

Der Obstbau. Von Dr. E. Voges. Mit 13 Abb. (Bd. 107.)

Unsere Blumen und Pflanzen im Zimmer. Von Prof. Dr. U. Dammer. (Bd. 359.)

Unsere Blumen und Pflanzen im Garten. Von Prof. Dr. U. Dammer. (Bd. 360.)

Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baum. Chr. Rand. Mit 41 Abb. (Bd. 274.)

Kolonialbotanik. Von Prof. Dr. F. Tobler. Mit 21 Abb. (Bd. 184.)

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Getränke. Von Prof. Dr. A. Wieler. Mit 24 Abb. u. 1 Karte. (Bd. 132.)

Die Milch und ihre Produkte. Von Dr. A. Reitz. (Bd 326.)

Die Pflanzenwelt des Mikroskops. Von Bürgerschullehrer E. Neukauf. Mit 100 Abb. (Bd. 181.)

Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Prof. Dr. R. Goldschmidt. Mit 39 Abb. (Bd. 160.)

Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. K. Kraepelin. (Bd. 79.)

Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr. K. Eckstein. 2. Aufl. Mit 51 Fig. (Bd. 18.)

Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie Von weil. Privatdoz. Dr. K. Hennings. Mit 34 Abb. (Bd. 142.)

Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der Wirbeltiere. Von Prof. Dr. W. Lubosch. Mit 107 Abb. (Bd. 282.)

Die Stammesgeschichte unserer Haustiere. Von Prof. Dr. C. Keller. Mit 28 Fig. (Bd. 252.)

Die Fortpflanzung der Tiere. Von Prof. Dr. R. Goldschmidt. Mit 77 Abb. (Bd. 253.)

Tierzüchtung. Von Dr. G. Wilsdorf. (Bd. 369.)

Deutsches Vogelleben. Von Prof. Dr. A. Voigt. (Bd. 221.)

Vogelzug und Vogelschutz. Von Dr. W. R. Eckardt. Mit 6 Abb. (Bd. 218.)

Korallen und andere gesteinbildende Tiere. Von Prof. Dr. W. May. Mit 455 Abb. (Bd. 231.)

Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Prof. Dr. O. Maas. Mit 11 Karten u. Abb. (Bd. 139.)

Die Bakterien. Von Prof. Dr. E. Gutzeit. Mit 13 Abb. (Bd. 233.)

Die Welt der Organismen. In Entwicklung und Zusammenhang dargestellt. Von Prof. Dr. K. Lampert. Mit 52 Abb. (Bd. 236.)

Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Fr. Knauer. Mit 37 Fig. (Bd. 148.)

Die Ameisen. Von Dr. Fr. Knauer. Mit 61 Fig. (Bd. 94.)

Das Süßwasser-Plankton. Von Prof. Dr. O. Zacharias. 2. Aufl. Mit 49 Abb. (Bd. 156.)

Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. O. Janson. 2. Aufl. Mit 41 Fig. (Bd. 30.)

Das Aquarium. Von E. W. Schmidt. Mit 15 Fig. (Bd. 335.)

Wind und Wetter. Von Prof. Dr. L. Weber. 2. Aufl. Mit 28 Fig. u. 3 Tafeln. (Bd. 55.)

Gut und schlecht Wetter. Von Dr. R. Henning. (Bd. 349.)

Der Kalender. Von Prof. Dr. W. F. Wislicenus. (Bd. 69.)

Der Bau des Weltalls. Von Prof. Dr. J. Scheiner. 3. Aufl. Mit 26 Fig. (Bd. 24.)

Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. Von Prof. Dr. B. Weinstein. 2. Aufl. (Bd. 223.)

Aus der Vorzeit der Erde. Von Prof. Dr. Fr. Frech. In 6 Bdn. 2. Aufl. Mit zahlr. Abbildungen. (Bd. 207—211, 61.) Band I: Vulkane einst und jetzt. Mit 80 Abb. (Bd. 207.) Band II: Gebirgsbau und Erdbeben. Mit 57 Abb. (Bd. 208.) Band III: Die Arbeit des fließenden Wassers. Mit 51 Abb. (Bd. 209.) Band IV: Die Arbeit des Ozeans und die chemische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen. Mit 1 Titelbild und 51 Abb. (Bd. 210.) Band V: Kohlenbildung und Klima der Vorzeit. (Bd. 211.) Band VI: Gletscher einst und jetzt 2. Aufl. (Bd. 61.)

Die Metalle. Von Prof. Dr. K. Scheid. 2. Aufl. Mit 16 Abb. (Bd. 29.)

Radium und Radioaktivität. Von Dr. M. Centnerszwer. (Bd. 405.)

Das Salz. Von Dr. C. Riemann. (Bd. 407.)

Unsere Kohlen. Von Bergassessor Kukuk. (Bd. 396.)

Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Prof. Dr. S. Oppenheim. 2. Aufl. Mit 24 Abb. (Bd. 110.)

Probleme der modernen Astronomie. Von Prof. Dr. S. Oppenheim. (Bd. 355.)

Astronomie in ihrer Bedeutung für das praktische Leben. Von Prof. Dr. A. Marcuse. Mit 26 Abb. (Bd. 378.)

Die Sonne. Von Dr. A. Krause. Mit zahlreichen Abb. (Bd. 357.)

Der Mond. Von Prof. Dr. J. Franz. Mit 31 Abb. (Bd. 90.)

Die Planeten. Von Prof. Dr. B. Peter. Mit 18 Fig. (Bd. 240.)

Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. P. Crantz. In 2 Bdn. Mit zahlr. Fig. (Bd. 120. 205.) I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. 2. Aufl. Mit 9 Fig. (Bd. 120.) II. Teil: Gleichungen. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung. Komplexe Zahlen. Binomischer Lehrsatz. 3. Aufl. Mit 21 Fig. (Bd. 205.)

Praktische Mathematik. Von Dr. R. Neuendorff. 1. Teil: Graphisches u. numerisches Rechnen. Mit 62 Figuren und 1 Tafel. (Bd. 341.)

Planimetrie zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. P. Crantz. Mit 99 Fig. (Bd. 340.)

Maße und Messen. Von Dr. W. Block. Mit 34 Abb. (Bd. 385.)

Einführung in die Infinitesimalrechnung mit einer historischen Übersicht. Von Prof. Dr. G. Kowalewski. 2. Aufl. Mit 18 Fig. (Bd. 197.)

Differential- und Integralrechnung. Von Dr. M. Lindow. (Bd. 387.)

Mathematische Spiele. Von Dr. W. Ahrens. 2. Aufl. Mit 70 Fig. (Bd. 170.)

Das Schachspiel und seine strategischen Prinzipien. Von Dr. M. Lange. Mit den Bildnissen E. Laskers und P. Morphys, 1 Schachbrettafel und 43 Darst. von Übungsspielen. (Bd. 281.)

Angewandte Naturwissenschaft. Technik.

Am sausenden Webstuhl der Zeit. Von Prof. Dr. W. Launhardt. 3. Aufl.) Mit 16 Abb. (Bd. 23.)

Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baurat K. Merckel. Mit 43 Abb. (Bd. 60.)

Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Baurat K. Merckel. 2. Aufl. Mit 55 Abb. (Bd. 28.)

Der Eisenbetonbau. Von Dipl.-Ing. E. Haimovici. Mit 81 Abb. (Bd. 275.)

Das Eisenhüttenwesen. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. H. Wedding. 4. Aufl. Mit 15 Fig. (Bd. 20.)

Die Schmucksteine und die Schmuckstein-Industrie. Von Dr. A. Eppler. Mit 64 Abb. (Bd. 376.)

Die Metalle. Von Prof. Dr. K. Scheid. 2. Aufl. Mit 16 Abb. (Bd. 29.)

Unsere Kohlen. Von Bergassessor Kukuk. (Bd. 396.)

Mechanik. Von Kais. Geh. Reg.-Rat A. v. Ihering. 3 Bde. (Bd. 303/305.) Band I: Die Mechanik der festen Körper. Mit 61 Abb. (Bd. 303.) Band II: Die Mechanik der flüssigen Körper. Mit 34 Abb. (Bd. 304.) Band III: Die Mechanik der gasförmigen Körper. (In Vorb.) (Bd. 305.)

Maschinenelemente. Von Prof. R. Vater. Mit 184 Abb. (Bd. 301.)

Hebezeuge. Das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper. Von Prof. R. Vater. Mit 67 Abb. (Bd. 196.)

Die Dampfmaschine I: Wirkungsweise des Dampfes in Kessel und Maschine. Von Prof. R. Vater. 3. Aufl. Mit 45 Abb. (Bd. 395.)

Die neueren Wärmekraftmaschinen I: Einführung in die Theorie u. den Bau der Maschinen für gasförmige u. flüssige Brennstoffe. Von Prof. R. Vater. 4. Aufl. Mit 33 Abb. (Bd. 21.)

Die neueren Wärmekraftmaschinen II: Gasmaschinen, Gas- und Dampfturbinen. Von Prof. R. Vater 3. Aufl. Mit 48 Abb. (Bd. 86.)

Die Wasserkraftmaschinen und die Ausnützung der Wasserkräfte. Von Kais. Geh. Reg.-Rat A. v. Ihering. Mit 73 Fig. (Bd. 228.)

Landwirtsch. Maschinenkunde. Von Prof. Dr. G. Fischer. Mit 62 Abb. (Bd. 316.)

Die Spinnerei. Von Dir. Prof. M. Lehmann. Mit Abb. (Bd. 338.)

Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Prof. Dr. F. Hahn. Mit zahlreichen Abb. (Bd. 71.)

Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Von Eisenbahnbau- u. Betriebsinsp. E. Biedermann. Mit 50 Abb. (Bd. 144.)

Die Klein- und Straßenbahnen. Von Oberingenieur a. D. A. Liebmann. Mit 85 Abb. (Bd. 322.)

Das Automobil. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ing. K. Blau. 2. Aufl. Mit 83 Abb. (Bd. 166.)

Grundlagen der Elektrotechnik. Von Dr. A. Rotth. Mit 72 Abb. (Bd. 391.)

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor H. Brick. Mit 58 Abb. (Bd. 235.)

Drähte und Kabel, ihre Anfertigung und Anwendung in der Elektrotechnik. Von Telegrapheninspektor H. Brick. Mit 43 Abb. (Bd. 285.)

Die Funkentelegraphie. Von Oberpostpraktikant H. Thurn. Mit 53 Illustr. 2. Aufl. (Bd. 167.)

Astronomie in ihrer Bedeutung für das tägliche Leben. Von Professor Dr. A. Marcuse. Mit 26 Abb. (Bd. 378.)

Nautik. Von Dir. Dr. J. Möller. Mit 58 Fig. (Bd. 255.)

Das Kriegsschiff. Von Geh. Marinebaurat Krieger. (Bd. 389.)

Die Luftschiffahrt, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre technische Entwicklung. Von Dr. R. Nimführ. 2. Aufl. Mit 42 Abb. (Bd. 300.)

Die Handfeuerwaffen. Ihre Entwicklung und Technik. Von Hauptmann R. Weiß. Mit 69 Abb. (Bd. 364.)

Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. W. Brüsch. Mit 155 Abb. (Bd. 108.)

Heizung und Lüftung. Von Ingenieur J. C. Mayer. Mit 40 Abb (Bd. 241.)

Industrielle Feuerungsanlagen und Dampfkessel. Von Ingenieur J. C. Mayer. (Bd. 348.)

Die Uhr. Von Reg.-Bauführer a. D. H. Bock. Mit 47 Abb. (Bd. 216.)

Wie ein Buch entsteht. Von Prof. A. W. Unger. 3. Aufl. Mit 7 Taf. u. 26 Abb. (Bd. 175.)

Einführung in die chemische Wissenschaft. Von Prof. Dr. W. Löb. Mit 16 Fig. (Bd. 264.)

Bilder aus der chemischen Technik. Von Dr. A. Müller. Mit 24 Abb. (Bd. 191.)

Der Luftstickstoff und seine Verwertung. Von Prof. Dr. K. Kaiser. Mit 13 Abb. (Bd. 313.)

Agrikulturchemie. Von Dr. B. Krische. Mit 21 Abb. (Bd. 314.)

Die Bierbrauerei. Von Dr. A. Bau. Mit 47 Abb. (Bd. 333.)

Weinbau und Weinbereitung. Von Dr. F. Schmitthenner. (Bd. 332.)

Chemie und Technologie der Sprengstoffe. Von Prof. Dr. R. Biedermann. Mit 15 Fig. (Bd. 286.)

Photochemie. Von Prof. Dr. G. Kümmell. Mit 23 Abb. (Bd. 227.)

Die Kinematographie. Von Dr. H. Lehmann (Bd. 358.)

Elektrochemie. Von Prof. Dr. K. Arndt. Mit 38 Abb. (Bd. 234.)

Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. J. Bongardt. 2 Bde. Mit zahlr. Abb. (Bd. 125. 126.)
I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abb. (Bd. 125.) II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abb. (Bd. 126.)

Chemie in Küche und Haus. Von weil. Prof. Dr. G. Abel. 2. Aufl. von Dr. J. Klein. Mit 1 Doppeltafel. (Bd. 76.)

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. PAUL HINNEBERG

Eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur, welche die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung in großen Zügen zur Darstellung bringt. Das Werk vereinigt eine Zahl erster Namen aus Wissenschaft und Praxis und bietet Darstellungen der einzelnen Gebiete jeweils aus der Feder des dazu Berufensten in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache auf knappstem Raume. Jeder Band ist inhaltlich vollständig in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

TEIL I u. II: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete.

Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart.

Geh. M. 18.—, in Leinw. geb. M. 20.—, in Halbfr. geb. M. 22.—. [2. Aufl. 1912. Teil I, Abt. 1.]

Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen †. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kerschensteiner. Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen †. Die mathematische, naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen. Kunst- und Kunstgewerbemuseen: L. Pallat. Naturwissenschaftliche Museen: K. Kraepelin. Technische Museen: W. v. Dyck. C. Ausstellungen. Kunst- und Kunstgewerbeausstellungen: J. Lessing †. Naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther. F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Die Organisation der Wissenschaft: H. Diels.

Die Religionen des Orients und die altgermanische Religion.

Geh. ca. M. 7.—, in Leinw. geb. ca. M. 9.—, in Halbfr. geb. ca. M. 11.—. [2. Aufl. 1913. Unter der Presse. Teil I, Abt. 3, I.]

Inhalt: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: Edv. Lehmann. — Die ägyptische Religion: A. Erman. — Die asiatischen Religionen: Die babylonisch-assyrische Religion: C. Bezold. — Die indische Religion: H. Oldenberg. — Die iranische Religion: H. Oldenberg. — Die Religion des Islams: J. Goldziher. — Der Lamaismus: A. Grünwedel. — Die Religionen der Chinesen: J. J. M. de Groot. — Die Religionen der Japaner: a) Der Shintoismus: K. Florenz, b) Der Buddhismus: H. Haas. — Die orientalischen Religionen in ihrem Einfluß auf den Westen im Altertum: Fr. Cumont. — Altgermanische Religion: A. Heusler.

Geschichte der christlichen Religion.

Geh. M. 18.—, in Leinw. geb. M. 20.—, in Halbfr. geb. M. 22.—. [2. Aufl. 1909. Teil I, Abt. 4, I.]

Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. — Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. — Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. — Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. — Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. — Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: A. Ehrhard. — Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch.

Systematische christliche Religion.

Geh. M. 6.60, in Leinw. geb. M. 8.—, in Halbfr. geb. M. 10.—. [2. Aufl. 1909. Teil I, Abt. 4, II.]

Inhalt: Wesen der Religion u. der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. — Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. — Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. — Christlich-katholische praktische Theologie: C. Krieg. — Christlich-protestantische Dogmatik: W. Herrmann. — Christlich-protestantische Ethik: R. Seeberg. — Christlich-protestantische praktische Theologie: W. Faber. — Die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft: H. J. Holtzmann.

Allgemeine Geschichte der Philosophie. Geh. ca. M. 12.—, in Leinwand geb. ca. M. 14.—, in Halbfranz geb. ca. M. 16.—. [2. Aufl. 1913. Unter der Presse. Teil I, Abt. 5.]

Inhalt. Einleitung. Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: W. Wundt. I. Die indische Philosophie: H. Oldenberg. II. Die islamische und jüdische Philosophie: J. Goldziher. III. Die chinesische Philosophie: W. Grube. IV. Die japanische Philosophie: T. Jnouye. V. Die europäische Philosophie des Altertums: H. v. Arnim. VI. Die patristische Philosophie: Cl. Bäumker. VII. Die europäische Philosophie des Mittelalters: Cl. Bäumker. VIII. Die neuere Philosophie: W. Windelband.

Systematische Philosophie. Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—, in Halbfr. geb. M. 14.—. [2. Aufl. 1908. Teil I, Abt. 6.]

Inhalt. Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: W. Dilthey. — Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: A. Riehl. II. Metaphysik: W. Wundt. III. Naturphilosophie: W. Ostwald. IV. Psychologie: H. Ebbinghaus. V. Philosophie der Geschichte: R. Eucken. VI. Ethik: Fr. Paulsen. VII. Pädagogik: W. Münch. VIII. Ästhetik: Th. Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Fr. Paulsen.

Die orientalischen Literaturen. Geh. M. 10.—, in Leinw. geb. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—. [1906. Teil I, Abt. 7.]

Inhalt. Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker: E. Schmidt. — Die ägyptische Literatur: A. Erman. — Die babylonisch-assyrische Literatur: C. Bezold. — Die israelitische Literatur: H. Gunkel. — Die aramäische Literatur: Th. Nöldeke. — Die äthiop. Literatur: Th. Nöldeke. — Die arab. Literatur: M. J. de Goeje. — Die ind. Literatur: R. Pischel. — Die altpers. Literatur: K. Geldner. — Die mittelpers. Literatur: P. Horn. — Die neupers. Literatur: P. Horn. — Die türkische Literatur: P. Horn. — Die armenische Literatur: F. N. Finck. — Die georg. Literatur: F. N. Finck. — Die chines. Literatur: W. Grube. — Die japan. Literatur: K. Florenz.

Die griech. u. latein. Literatur u. Sprache. Geh. M. 12.—, in Leinw. geb. M. 14.—, in Halbfr. geb. M. 16.—. [3. Aufl. 1912. Teil I, Abt. 8.]

Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache: Die griech. Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. — Die griech. Literatur des Mittelalters: K. Krumbacher. — Die griech. Sprache: J. Wackernagel. — II. Die lateinische Literatur und Sprache: Die römische Literatur des Altertums: Fr. Leo. — Die latein. Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. — Die latein. Sprache: F. Skutsch.

Die osteuropäischen Literaturen u. die slawisch. Sprachen. Geh. M. 10.—, in Lnw. geb. M. 12.—, in Hlbfr. geb. M. 14.—. [1908. Teil I, Abt. 9.]

Inhalt: Die slawischen Sprachen: V. v. Jagić. — Die slawischen Literaturen. I. Die russische Literatur: A. Wesselovsky. — II. Die poln. Literatur: A. Brückner. III. Die böhm. Literatur: J. Máchal. IV. Die südslaw. Literaturen: M. Murko. — Die neugriech. Literatur: A. Thumb. — Die finnisch-ugr. Literaturen. I. Die ungar. Literatur: F. Riedl. II. Die finn. Literatur: E. Setälä. III. Die estn. Literatur: G. Suits. — Die litauisch-lett. Literaturen. I. Die lit. Literatur: A. Bezzenberger. II. Die lett. Literatur: E. Wolter.

Die romanischen Literaturen und Sprachen. Mit Einschluß des Keltischen. Geh. M. 12.—, in Leinwand geb. M. 14.—, in Halbfranz geb. M. 16.—. [1908. Teil I, Abt. 11, I.]

Inhalt: I. Die kelt. Literaturen. 1. Sprache u. Literatur im allgemeinen: H. Zimmer. 2. Die einzelnen kelt. Literaturen. a) Die ir.-gäl. Literatur: K. Meyer. b) Die schott.-gäl. u. die Manx-Literatur. c) Die kymr. (walis.) Literatur. d) Die korn. u. die breton. Literatur: L. Ch. Stern. II. Die roman. Literaturen: H. Morf. III. Die roman. Sprachen: W. Meyer-Lübke.

Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. I. Hälfte. Geh. M. 10.—, in Leinw. geb. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—. [1911. Teil II, Abt. 2, I.]

Inhalt: Einleitung. Die Anfänge der Verfassung und der Verwaltung und die Verfassung und Verwaltung der primitiven Völker: A. Vierkandt. A. Die orientalische Verfassung

und Verwaltung. 1. Die Verfassung und Verwaltung des orientalischen Altertums: L. Wenger. 2. Die islamische Verfassung und Verwaltung: M. Hartmann. 3. Die Verfassung und Verwaltung Chinas: O. Franke. 4. Die Verfassung und Verwaltung Japans: K. Rathgen. — B. Die europäische Verfassung u. Verwaltung (1. Hälfte). 1. Die Verfassung u. Verwaltung des europäischen Altertums: L. Wenger. 2. Die Verfassung u. Verwaltung der Germanen und des Deutschen Reiches bis z. Jahre 1806: A. Luschin v. Ebengreuth.

Staat u. Gesellschaft des Orients. [Teil II, Abt. 3 erscheint 1913.]

Inhalt: I. Anfänge des Staates und der Gesellschaft. Staat und Gesellschaft der primitiven Völker: A. Vierkandt. II. Staat und Gesellschaft des Orients im Altertum, Mittelalter und der Neuzeit. 1. Altertum: G. Maspero. 2. Mittelalter und Neuzeit. a) Staat und Gesellschaft Nordafrikas und Westasiens (die islamischen Völker): M. Hartmann. b) Staat und Gesellschaft Ostasiens. α) Staat und Gesellschaft Chinas: O. Franke. β) Staat und Gesellschaft Japans: K. Rathgen.

Staat u. Gesellschaft d. Griechen u. Römer. Geh. M. 8.—, in Leinw. geb. M. 10.—, in Halbfr. geb. M. 12.—. [1910. Teil II, Abt. 4, I.]

Inhalt: I. Staat und Gesellschaft der Griechen: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. — II. Staat und Gesellschaft der Römer: B. Niese.

Staat und Gesellschaft der neueren Zeit. Geh. M. 9.—, in Leinw. geb. M. 11.—, in Halbfranz geb. M. 13.—. [1908. Teil II, Abt. 5, I.]

Inhalt: I. Reformationszeitalter. a) Staatensystem und Machtverschiebungen. b) Der moderne Staat und die Reformation. c) Die gesellschaftlichen Wandlungen und die neue Geisteskultur: F. v. Bezold. — II. Zeitalter der Gegenreformation: E. Gothein. — III. Zur Höhezeit des Absolutismus. a) Tendenzen, Erfolge und Niederlagen des Absolutismus. b) Zustände der Gesellschaft. c) Abwandlungen des europäischen Staatensystems: R. Koser.

Allgem. Rechtsgeschichte. [1913. Teil II, Abt. 7, I. Unt. d. Presse.]

Inhalt: Die Anfänge des Rechts: J. Kohler. — Orientalisches Recht im Altertum: L. Wenger. — Europäisches Recht im Altertum: L. Wenger.

Systematische Rechtswissenschaft. Geh. ca. M. 14.—, in Leinw. geb. ca. M. 16.—, in Halbfranz geb. ca. M. 18.—. [2. Aufl. 1913. Unter der Presse. Teil II, Abt. 8.]

Inhalt: I. Wesen des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. II. Die einzelnen Teilgebiete: A. Privatrecht. Bürgerliches Recht: R. Sohm. — Handels- und Wechselrecht: K. Gareis. — Internationales Privatrecht: L. v. Bar. B. Zivilprozeßrecht: L. v. Seuffert. C. Strafrecht u. Strafprozeßrecht: F. v. Liszt. D. Kirchenrecht: W. Kahl. E. Staatsrecht: P. Laband. F. Verwaltungsrecht. Justiz und Verwaltung: G. Anschütz. — Polizei- und Kulturpflege: E. Bernatzik. G. Völkerrecht: F. von Martitz. III. Die Zukunftsaufgaben des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler.

Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Von W. Lexis. Geh. ca. M. 7.—, in Leinw. geb. ca. M. 9.—, in Halbfranz geb. ca. M. 11.—. [2. Aufl. 1913. Teil II, Abt. 10, I.]

In Vorbereitung befinden sich noch:

Teil I, Abt. 2: Die Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften.
I. Die Geisteswissenschaften u. ihre Methoden im allgemeinen. II. Erkenntnismittel u. Hilfsdisziplinen der Geisteswissenschaften.

Teil I, Abt. 3, II: Die Religionen des klassischen Altertums.

Teil I, Abt. 10: Die deutsche Literatur und Sprache.

Teil I, Abt. 11, II: Englische Literatur und Sprache, skandinavische Literatur und allgemeine Literaturwissenschaft.

Teil I, Abt. 12: Musik.
I. Geschichte der Musik u. der Musikwissenschaft. II. Allgemeine Musikwissenschaft.

Teil I, Abt. 13: Die orientalische Kunst. Die europäische Kunst des Altertums.
I. Die Anfänge der Kunst und die Kunst der primitiven Völker. II. Die orientalische Kunst. III. Die europäische Kunst des Altertums.

Teil I, Abt. 14: Die europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft.

Teil II, Abt. 1: **Völker-, Länder- u. Staatenkunde.** (Die anthropogeograph. Grundlagen.)

Teil II, Abt. 2, II: **Allgem. Verfassungs- u. Verwaltungsgeschichte.** 2. Hälfte.

Teil II, Abt. 4, II: **Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter.** I. Osteuropa (Byzanz). II. Westeuropa (Die romanisch-germanischen Völker).

Teil II, Abt. 5, II: **Staat und Gesellschaft der neuesten Zeit.** I. Revolutionszeitalter und Erstes Kaiserreich. II. 19. Jahrhundert. III. Osteuropa. IV. Nordamerika. V. Romanisch-germanische Kolonialländer außer Nordamerika.

Teil II, Abt. 6: **System der Staats- und Gesellschaftswissenschaft.** I. Allgemeines. II. Die einzelnen Teilgebiete. III. Die Zukunftsaufgaben des Staates und der Gesellschaft und der Staats- und der Gesellschaftswissenschaft.

Teil II, Abt. 7, II: **Allg. Rechtsgeschichte mit Geschichte der Rechtswissenschaft.** I. Das orientalische Recht des Mittelalters und der Neuzeit. II. Das europäische Recht des Mittelalters und der Neuzeit.

Teil II, Abt. 9: **Allg. Wirtschaftsgeschichte mit Geschichte der Volkswirtschaftslehre.**

Teil II, Abt. 10, II: **Spezielle Volkswirtschaftslehre.** I. Agrarpolitik. II. Gewerbepolitik. III. Handelspolitik. IV. Kolonialpolitik. V. Verkehrspolitik. VI. Versicherungspolitik. VII. Sozialpolitik.

Teil II, Abt. 10, III: **System der Staats- u. Gemeindewirtschaftslehre (Finanzwissenschaft).**

TEIL III: Die mathematischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Kulturgebiete.

Bearbeitet unter Leitung von
F. Klein, E. Lecher, R. v. Wettstein, Fr. v. Müller.

Die Mathematik im Altertum und im Mittelalter: Professor Dr. H. G. Zeuthen, Kopenhagen. Geh. M. 3.— [1912. Abt. I. Lfrg. 1.]

Chemie einschl. Kristallographie u. Mineralogie. Bandredakt.: E. v. Meyer u. Fr. Rinne. Mit Abb. Geh. ca. M. 22.—, in Leinw. geb. ca. M. 24.—, in Halbfr. geb. ca. M. 26.—. [1913. Abt. III., Bd. 2.]

Inhalt: Entwicklung der Chemie von Robert Boyle bis Lavoisier [1660—1793]: E. v. Meyer. — Die Entwicklung der Chemie im 19. Jahrhundert durch Begründung und Ausbau der Atomtheorie: E. v. Meyer. — Anorganische Chemie: C. Engler und L. Wöhler. — Organische Chemie: O. Wallach. — Physikalische Chemie: R. Luther und W. Nernst. — Photochemie: R. Luther. — Elektrochemie: M. Le Blanc. — Beziehungen der Chemie zur Physiologie: A. Kossel. — Beziehungen der Chemie zum Ackerbau: †O. Kellner und R. Immendorf. — Wechselwirkungen zwischen der chemischen Technik: O. Witt. — Kristallographie und Mineralogie: Fr. Rinne.

Zellen- und Gewebelehre, Morphologie und Entwicklungsgeschichte. Bandredakteure: O. Hertwig und †E. Strasburger, in zwei Teilbänden. Mit Abb. Geh. ca. M. 22.—, in Leinw. geb. ca. M. 24.—, in Halbfranz geb. ca. M. 26.—. [1913. Abt. IV., Band 2.]

Inhalt: I. Hälfte: Botanik. Pflanzliche Zellen- und Gewebelehre: E. Strasburger. — Morphologie und Entwicklungsgeschichte der Pflanzen: W. Benecke. — II. Hälfte: Zoologie. Die einzelligen Organismen: R. Hertwig. — Zellen und Gewebe des Tierkörpers: H. Poll. — Allgemeine und experimentelle Morphologie und Entwicklungslehre der Tiere: O. Hertwig. — Entwicklungsgeschichte u. Morphologie d. Wirbellosen: K. Heider. — Entwicklungsgeschichte d. Wirbeltiere: F. Keibel. — Morphologie d. Wirbeltiere: E. Gaupp.

In Vorbereitung bzw. unter der Presse * befinden sich:

***I. Abteilung: Die mathematischen Wissenschaften.**

Abteilungsleiter und Bandredakteur: F. Klein.
Inhalt: Die Beziehungen der Mathematik zur allgemeinen Kultur: A. Voß. — Mathematik u. Philosophie: A. Voß. — Die Mathematik im 16., 17. und 18. Jahrh.: P. Stäckel. — Die Entwicklung d. reinen Mathematik i. 19. Jahrh.: F. Klein. — Die moderne Entwicklung d. an-

gewandten Mathematik: C. Runge. — Mathematischer Unterricht: H. E. Timerding.

II. Abt.: Die Vorgeschichte der modernen Naturwissenschaften und der Medizin.

Bandredakteure: J. Ilberg und K. Sudhoff. Bearb. von Fr. Boll, S. Günther, I. L. Heiberg, M. Höfler, J. Ilberg, E. Seidel, H. Stadler, K. Sudhoff, E. Wiedemann u. a.

III. Abt.: Anorgan. Naturwissenschaften. Abteilungsleiter: E. Lecher.

*Band 1: Physik.

Bandredakteur: E. Warburg.

Inhalt: Akustik: F. Auerbach. — Telegraphie: F. Braun. — Experimentelle Atomistik: E. Dorn. — Theoret. Atomistik. Relativitätsprinzip: A. Einstein. — Radioaktivität I: J. Elster und H. Geitel. — Spektralanalyse: F. Exner. — Theorie des Magnetismus: R. Gans. — Über die Untersuchung d. feinsten Spektrallinien: E. Gehrke. — Positive Strahlen: E. Gehrke und O. Reichenheim. — Die Energie degradierender Vorgänge im elektromagnetischen Feld: E. Gumlich. — Das Prinzip von der Erhaltung der Energie und das Prinzip von der Vermehrung der Entropie: Fr. Hasenöhrl. — Natur der Wärme (Thermodynamik): Fr. Henning. — Mechan. u. therm. Eigenschaften: Kalorimetrie: L. Holborn. — Wärmeleitung: W. Jäger. — Kathoden- und Röntgenstrahlen: W. Kaufmann. — Entdeckungen von Maxwell u. Hertz: E. Lecher. — Die Maxwellsche und Elektronentheorie: H. A. Lorentz. — Neuere Fortschritte der geometr. Optik: O. Lummer. — Das Prinzip der kleinsten Wirkung: M. Planck. — Gesch. d. Elektrizität bis z. Siege der Faradayschen Anschauungen: F. Richarz. — Wärmestrahlung: H. Rubens. — Radioaktivität II: E. v. Schweidler. — Elektr. Leitvermögen: H. Starke. — Phänomenologische u. atomistische Betrachtungsweise: W. Voigt. — Newtonsche Mechanik: E. Wiechert. — Die gekoppelten elektr. Systeme: M. Wien. — Strahlungstheorie: W. Wien. — Entwicklung der Wellenlehre des Lichts: O. Wiener. — Magnetooptik: P. Zeeman.

*Band 2: Astronomie.

Bandredakteur: J. Hartmann.

Inhalt: Anfänge der Astronomie, Zusammenhang mit der Religion: Fr. Boll. — Chronologie und Kalenderwesen: F. K. Ginzel. — Zeitmessung: J. Hartmann. — Astronomische Ortsbestimmung: L. Ambronn. — Erweiterung des Raumbegriffs: A. v. Flotow. — Mechan. Theorie des Planetensystems: J. v. Hepperger. — Physische Erforschung des Planetensystems: K. Graff. — Physik der Sonne: E. Pringsheim. — Physik der Fixsterne: F. W. Ristenpart. — Sternsystem: H. Kobold. — Beziehungen der Astronomie zu Kunst und Technik: L. Ambronn. — Organisation: F. W. Ristenpart.

Band 4: Geonomie.

Bandredakteure: F. R. Helmert und H. Benndorf. Bearbeitet von H. Benndorf, † G. H. Darwin, H. Ebert, O. Eggert, S. Finsterwalder, E. Kohlschütter u. a.

Band 5: Geologie (einschl. Petrographie)

Bandredakteur: A. Rothpletz. Bearbeitet von A. Bergeat, E. v. Koken, J. Königsberger, A. Rothpletz.

Band 6: Physiogeographie.

Bandredakteur: E. Brückner. 1. Hälfte: Allgemeine Physiogeographie. Bearbeitet von E. Brückner, S. Finsterwalder, J. v. Hann, † O. Krümmel, E. Oberhummer, A. Merz u. a. 2. Hälfte: Spezielle Physiogeographie. Bearbeitet von E. Brückner, W. M. Davis u. a.

IV. Abt.: Organische Naturwissenschaften. Abteilungsleiter: R. v. Wettstein.

*Band 1: Allgemeine Biologie.

Bandredakteure C. Chun u. W. L. Johannsen.

Inhalt: Geschichte der modernen Biologie [etwa seit Linnés Tode]: E. Rádl. — Biologische Methodik im allgemeinen, Richtungen und Organisation der Forschung: A. Fischel. — Organisation des biologischen Unterrichts: R. v. Wettstein. — Allgemeine Biologie. a) Organismen: W. Roux, W. Ostwald, O. zur Straßen. b) Protoplasma: B. Lidforss. c) Einzellige, Vielzellige: E. Laqueur. d) Organisationshöhe: H. Spemann. e) Individuum, Lebenslauf, Alter, Tod: W. Schleip. f) Allgemeines über Fortpflanzungsvorgänge: E. Godlewski, P. Claußen. g) Regeneration und Transplantation. α) der Tiere: H. Przibram. β) der Pflanzen: E. Baur. h) Experimentelle Grundlagen der Deszendenzlehre: W. L. Johannsen. i) Gliederung in Pflanzen und Tiere: O. Porsch.

Band 3: Physiologie und Ökologie.

Bandredakteure: M. Rubner und G. Haberlandt. Bearbeitet von E. Baur, Fr. Czapek, H. v. Guttenberg u. a.

*Band 4: Abstammungslehre, Systematik, Paläontologie, Biogeographie.

Bandredakt.: R. v. Hertwig u. R. v. Wettstein

Inhalt: Deszendenztheorie: R. v. Hertwig. — Systematik. a) Allgemeines: L. Plate b) System der Pflanzen: R. v. Wettstein. c) System der Tiere: L. Plate. — Biogeographie. a) Allgemeine Prinzipien der Biogeographie: A. Brauer. — b) Pflanzengeographie: A. Engler. c) Tiergeographie: A. Brauer. — Paläontologie. a) Allgemeines: O. Abel. b) Paläophytologie: W. J. Jongmans. c) Paläozoologie: O. Abel. — Spezielle Phylogenie. a) des Pflanzenreiches: R. v. Wettstein. b) des Tierreiches: J. E. V. Boas. α) der Wirbellosen: K. Heider. β) der Wirbeltiere,

V. Abt.: Anthropologie einschließl. naturwissenschaftl. Ethnographie.

Bandredakteur: G. Schwalbe. Bearbeitet von E. Fischer, M. Hoernes, F. v. Luschan, Th. Mollison, A. Ploetz, G. Schwalbe.

VI. Abt.: Die medizinischen Wissenschaften. Abteilungsleiter: Fr. v. Müller.

Band 1: **Die Geschichte der modernen Medizin.** Bandredakteur: K. Sudhoff. Bearbeitet von M. Neuburger, K. Sudhoff u. a. **Die Lehre von den Krankheiten.** Bandredakteur: F. Marchand.

Band 2: **Die medizin. Spezialfächer.** Bandredakteure: W. His und Fr. von Müller.

Band 3: **Beziehungen der Medizin zum Volkswohl.** Bandredakteur: M. v. Gruber.

VII. Abt.: Naturphilosophie und Psychologie.

Band 1: **Naturphilosophie.** Bandredakt.: C. Stumpf Bearb. von E. Becher

Band 2: **Psychologie.** Bandredakteur: C. Stumpf. Bearbeitet von C. L. Morgan und C. Stumpf.

VIII. Abt.: Organisation d. Forschung u. d. Unterrichts Bandredakt.: A. Gutzmer.

TEIL IV: Die technischen Kulturgebiete.

Abteilungsleiter: **W. v. Dyck** und **O. Kammerer.**

Technik des Kriegswesens. Bandredakteur: M. Schwarte. Mit Abb. Geh. M. 24.—, in Leinwand geb. M. 26.—, in Halbfranz geb. M. 28.—. [1913. Teil IV. Band 12.]

Inhalt: Kriegsvorbereitung, Kriegsführung: M. Schwarte. — Waffentechnik. a) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Chemie: O. Poppenberg. b) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Metallurgie: W. Schwinning. c) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Konstruktionslehre: W. Schwinning. — d) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur optischen Technik: O. von Eberhard. e) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Physik und Mathematik: O. Becker. — Technik des Befestigungswesens: J. Schröter. — Kriegsschiffbau: O. Kretschmer. — Vorbereitung für den Seekrieg und Seekriegführung: M. Glatzel. — Einfluß des Kriegswesens auf die Gesamtkultur: A. Kersting.

In Vorbereitung befinden sich:

Band 1: **Vorgeschichte der Technik.** Bandredakteur u. Bearbeiter: C. Matschoß.

Band 2: **Verwertung der Naturkräfte zur Gewinnung mechanischer Energie.** Bandredakteur: M. Schröter. Bearbeitet von H. Bunte, K. Escher, W. Lynen, W. v. Oechelhaeuser, R. Schöttler, M. Schröter.

Band 3: **Umwandlung und Verteilung der Energie.** Bandredakteur: M. Schröter. Bearbeitet von A. Schwaiger u. a.

Band 4: **Bergbau und Hüttenwesen.** (Stoffgewinnung auf anorganischem Wege.) I. Teil. Bergbau. Bandredakt.: W. Bornhardt. Bearbeitet von H. E. Böker, G. Franke, Fr. Heise, Fr. Herbst, M. Krahmann, M. Reuß, O. Stegemann, L. Tübben. — II. Teil. Hüttenwesen.

Band 5: **Land- und Forstwirtschaft.** (Stoffgewinnung auf organischem Wege.) I. Teil. Landwirtschaft. — II. Teil. Forstwirtschaft. Bandredakteur und Bearbeiter: R. Beck und H. Martin.

Band 6: **Mechanische Technologie.** (Stoffbearbeitung auf maschinentechnisch. Wege.) Bandredakteure: E. Pfuhl und A. Wallichs. Bearbeitet von P. von Denffer, Fr. Hülle, O. Johannsen, E. Pfuhl, M. Rudeloff, A. Wallichs.

Band 7: **Chemische Technologie.** (Stoffbearbeitung auf chem.-technischem Wege.) Band 8 und 9: Siedelungen. Bandredakteure: W. Franz und C. Hocheder. Bearbeitet von H. E. von Berlepsch-Valendas, W. Bertsch, K. Diestel, M. Dülfer, Th. Fischer, H. Grässel, C. Hocheder, R. Rehlen, R. Schachner, H. v. Schmidt.

Band 10 u. 11: **Verkehrswesen.** Bandredakteur: O. Kammerer.

Band 13: **Die technischen Mittel des geistigen Verkehrs.** Bandredakteur: A. Miethe.

Band 14: **Die technischen Mittel der Beobachtung und Messung.** Bandredakteur: A. Miethe. Bearbeitet von A. Miethe, E. Goldberg u. a.

Band 15: **Entwicklungslinien der Technik im 19. Jahrhundert.** Bandredakteur: W. v. Dyck.

Band 16: **Organisation der Forschung. Unterricht.** Bandredakteur: W. v. Dyck.

Band 17. **Die Stellung der Technik zu den anderen Kulturgebieten. I.** Bandredakteur: W. v. Dyck. Bearbeitet von Fr Gottl von Ottlilienfeld u. a.

Band 18. **Die Stellung der Technik zu den anderen Kulturgebieten. II.** Bandredakteur: W. v. Dyck.

Schaffen und Schauen

Zweite Auflage **Ein Führer ins Leben** Zweite Auflage

1. Band: **Von deutscher Art und Arbeit**

2. Band: **Des Menschen Sein und Werden**

Unter Mitwirkung von

R. Bürkner · J. Cohn · H. Dade · R. Deutsch · A. Dominicus · K. Dove · E. Fuchs
P. Klopfer · E. Koerber · O. Lyon · E. Maier · Gustav Maier · E. v. Maltzahn
† A. v. Reinhardt · F. A. Schmidt · O. Schnabel · G. Schwamborn
G. Steinhausen · E. Teichmann · A. Thimm · E. Wentscher · A. Witting
G. Wolff · Th. Zielinski · Mit 8 allegorischen Zeichnungen von Alois Kolb

Jeder Band in Leinwand gebunden M. 5.—

Nach übereinstimmendem Urteile von Männern des öffentlichen Lebens und der Schule, von Zeitungen und Zeitschriften der verschiedensten Richtungen löst „Schaffen und Schauen" in erfolgreichster Weise die Aufgabe, die deutsche Jugend in die Wirklichkeit des Lebens einzuführen und sie doch in idealem Lichte sehen zu lehren.

Bei der Wahl des Berufes hat sich „Schaffen und Schauen" als ein weitblickender Berater bewährt, der einen Überblick gewinnen läßt über all die Kräfte, die das Leben unseres Volkes und des Einzelnen in Staat, Wirtschaft und Technik, in Wissenschaft, Weltanschauung und Kunst bestimmen.

Zu tüchtigen Bürgern unsere gebildete deutsche Jugend werden zu lassen, kann „Schaffen und Schauen" helfen, weil es nicht Kenntnis der Formen, sondern Einblick in das Wesen und Einsicht in die inneren Zusammenhänge unseres nationalen Lebens gibt und zeigt, wie mit ihm das Leben des Einzelnen aufs engste verflochten ist.

Im ersten Bande werden das deutsche Land als Boden deutscher Kultur, das deutsche Volk in seiner Eigenart, das Deutsche Reich in seinem Werden, die deutsche Volkswirtschaft nach ihren Grundlagen und in ihren wichtigsten Zweigen, der Staat und seine Aufgaben, für Wehr und Recht, für Bildung wie für Förderung und Ordnung des sozialen Lebens zu sorgen, die bedeutsamsten wirtschaftspolitischen Fragen und die wesentlichsten staatsbürgerlichen Bestrebungen, endlich die wichtigsten Berufsarten behandelt.

Im zweiten Bande werden erörtert die Stellung des Menschen in der Natur, die Grundbedingungen und Äußerungen seines leiblichen und seines geistigen Daseins, das Werden unserer geistigen Kultur, Wesen und Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung im allgemeinen wie der Geistes- und Naturwissenschaften im besonderen, die Bedeutung der Philosophie, Religion und Kunst als Erfüllung tiefwurzelnder menschlicher Lebensbedürfnisse und endlich zusammenfassend die Gestaltung der Lebensführung auf den in dem Werke dargestellten Grundlagen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

JUN 13 1986

Dr. R. Hesse und Dr. F. Doflein

Prof… …versität

T… …en

in… …tet

Mit… …druck.

I. B… …mus.

Von… …1910.

II. B… …Dof-

lein… …afeln.

[Unt…

„… …ellung,

die si… …iologi-

schen … …ist das

Werk … …Liebe

des V… …zu den

verwi… …ungen

erleich… …beſent-

lichen … …chau.)

„… …wirk-

lichen … …Es iſt

wieder… …natur-

wiſſen… …ten es

ſeiner … …warm

empfel… …natur-

geſchid… …ing".)

„… …mit ſo

gedieg… …n Auf-

gabe … …dieſes

Werk … …Werk

auf, … …o ein-

gehend… …giſchen

Biblio… …ogie.)

„… …ſtreng

wiſſenſ… …Mit-

arbeit … …ch mit

großen … …Diſſen-

ſchaft g… …iſſen-

ſchaftl… …des.)

Ausſ… …pzig

DATE DUE

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 818 672 8

Künstlerischer Wandschmuck für

B.G.Teubners farbige Künstler-Steinzeichnungen

(Original-Lithographien) entsprechen allein vollwertig Original-Gemälden. Keine Reproduktion kann ihnen gleichkommen an künstlerischem Wert. Sie bilden den schönsten Zimmerschmuck und behaupten sich in vornehm ausgestatteten Räumen ebensogut, wie sie das einfachste Wohnzimmer schmücken.

Nr. 30. K. Bauer: Goethe. 60×50 cm. M. 3.–

Verkl. farbige Wiedergabe der Orig.-Lithographie.

„Von den Bilderunternehmungen der letzten Jahre, die der neuen ‚ästhetischen Bewegung' entsprungen sind, begrüßen wir eins mit ganz ungetrübter Freude: den ‚künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus', den die Firma B. G. Teubner in Leipzig herausgibt. Wir haben hier wirklich einmal ein aus warmer Liebe zur guten Sache mit rechtem Verständnis in ehrlichem Bemühen geschaffenes Unternehmen vor uns – fördern wir es, ihm und uns zu Nutz, nach Kräften!" **(Kunstwart.)**

„...Es ist unseres Erachtens wertvoller, an dieser originalen Kunst sehen zu lernen, als an vielen hundert mittelmäßigen Reproduktionen das Auge zu verbilden und totes Wissen zu lernen, statt lebendige Kunst mitzuerleben." **(Illustrierte Zeitung.)**

Vollständiger Katalog der Künstler-Steinzeichnungen mit farbiger Wiedergabe von ca. 200 Blättern gegen Einsend. von 40 Pf. (Ausland 50 Pf.) vom Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3